

1914
Dieses Heft bildet den Schluss des I. Bandes.

Ausgegeben am 10. Oktober 1914.

2. Heft

Archiv für Frauenkunde und Eugenik.

Unter ständiger Mitarbeit von

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Anton, Halle; Prof. Dr. Baisch, Stuttgart; Prof. Dr. Bárony, Budapest; Reg. u. geh. Med.-Rat Dr. Behla, Berlin; Prof. Dr. Blaschko, Berlin; Professor Dr. Brandt, Kristiania; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Braun, Königsberg; Prof. Bossi, Genoa; Prof. Broman, Lund; Privat-Dozent Dr. Bucura, Wien; Prof. Dr. Devoto, Mailand; Geh. Ober-Med.-Rat Prof. Dr. Dietrich, Vortr. Ratim Minist. d. Innern, Berlin; Prof. Dr. Dubois, Bern; Dr. Marie Dürr, Bern; Havelock Ellis, London; Prof. Dr. Eugen Fischer, Freiburg i. Br.; Dr. O. Frankl, Wien; Prof. Dr. Fromme, Berlin; Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Fürbringer, Berlin; Prof. Dr. Fäth, Köln; Elisabeth Gnauck-Kühne, Blankenburg a. H.; Rudolf Goldscheid, Wien; Prof. Dr. Grotjahn, Berlin; Prof. Dr. Gross, Graz; Prof. Dr. Götze, Berlin; Prof. Dr. Haecker, Halle; Prof. Dr. Hannes, Breslau; Prof. Dr. K. Hegar, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. Henkel, Jena; Prof. Dr. Hoehne, Kiel; Privatdozent Dr. Kammerer, Wien; Medizinalrat Prof. Dr. E. Kehr, Dresden; Dr. Mathilde Kelchner, Berlin; Dr. Prof. Keller, Charlottenburg; Prof. Dr. Kermanner, Wien; Prof. Dr. Klein, München; Prof. Dr. Kleinhans, Prag; Prof. Dr. Knauer, Graz; Geh. Justizrat Prof. Dr. Kohler, Berlin; Prof. Dr. Kossinna, Gross-Lichterfelde; Prof. Dr. Kouwer, Utrecht; Prof. Dr. Kroemer, Greifswald; Prof. Dr. Kütz, Rabaul; Geh. Hofrat Prof. Dr. Lamprecht, Leipzig; Geh. Hofrat Prof. Dr. v. Lillenthal, Heidelberg; Prof. Dr. Manes, Berlin; Dr. Max Marcuse, Berlin; Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Martius, Rostock; Prof. Dr. A. Mayer, Tübingen; Geh. Hofrat Prof. Dr. Menge, Heidelberg; Prof. Dr. Meumann, Hamburg; Gisela Michels-Lindner, Turin; Prof. Dr. Mombert, Freiburg i. Br.; Dr. Müller-Lyer, München; Hofrat Dr. v. Neugebauer, Warschau; Prof. Dr. Opitz, Giessen; Prof. Dr. Polano, Würzburg; Sanitätsrat Dr. Prinzing, Ulm; Prof. Dr. Reifferscheid, Bonn; Dr. Barbara Renz, Breslau; Dr. Rohleder, Leipzig; Hofrat Prof. Dr. Schauta, Wien; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Max Schmid, Aachen; Prof. Dr. Sergi, Rom; Prof. Dr. Seitz, Erlangen; Prof. Dr. Sellheim, Tübingen; Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Sommer, Giessen; Prof. Dr. Sommerfeld, Berlin; Prof. Dr. Spann, Brünn; Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Sudhoff, Leipzig; Dr. Schallmayer, München; Prof. Dr. Schickele, Strassburg i. Els.; Prof. Dr. Schlossmann, Düsseldorf; Dr. Stratz, den Haag; Prof. Dr. Strohmayr, Jena; Prof. Dr. Tandler, Wien; Hofrat Dr. Theilhaber, München; Prof. Dr. Tönnies, Kiel; Dr. Tuszkai, Budapest; Prof. Dr. Adolf Weber, Breslau; Prof. Dr. Westermarck, Helsingfors; Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Winter, Königsberg; Prof. Dr. M. Winternitz, Prag; Prof. Dr. Wyder, Zürich; Ministerialrat Prof. Dr. Zahn, München; Prof. Dr. Zangemeister, Marburg a. L.; Prof. Dr. Ziemke, Kiel.

Herausgegeben von

Dr. Max Hirsch,

Berlin.



Würzburg

Verlag von Curt Kabitzzsch, Kgl. Univ.-Verlagsbuchhändler

1914

Erscheint zwanglos in Heften von etwa 8—10 Bogen Umfang; Abonnementpreis für den Band von etwa 30 Bogen (3—4 Hefte) Mk. 16.—. Einzelhefte sind nicht käuflich.

Manuskripte und Bücher zur Besprechung sind an den Herausgeber Dr. Max Hirsch, Berlin W 30, Motzstrasse 34 zu richten. Der Verlag behält sich das ausschliessliche Recht der Vervielfältigung, Übersetzung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift erscheinenden Beiträge innerhalb der gesetzlichen Schutzfrist vor.

Archiv für Frauenkunde und Eugenik.

Inhalt des vorliegenden 3. Heftes.

Original-Arbeiten:

1. Dr. Wilh. Schallmayer-Krailling b. München: Eugenik, ihre Grundlagen und ihre Beziehungen zur kulturellen Hebung der Frau.
2. Dr. C. H. Stratz-den Haag: Wachstumsgesetze.
3. Prof. Dr. R. Schmidt-Münster i. W.: Altindische Geburtshilfe. I. Teil: Normale Geburt. II. Teil: Abortus. III. Teil: Schwere Geburt.
4. Dr. Ernst Schultze-Hamburg: Geschichtsphilosophisches zur Frage des Geburtenrückganges.
5. Dr. Sadger-Wien: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal der Tochter.
6. Dr. Alexander Elster-Jena: Die Rechtsreformbewegung als Verständigung zwischen männlicher und weiblicher Anschauung.
7. Rudolf Quanter-Tempelhof: Über die Berücksichtigung der weiblichen Psyche in alten Eherechten.
8. Dr. Guradze-Berlin: Wirkt die Ehe lebensverlängernd?
9. Prof. Dr. Bruno Meyer-Berlin: Zur Kenntnis der weiblichen Psyche.

Wissenschaftliche Rundschau:

1. Die Bäuerin als Kind, Jungfrau, Ehefrau und Mutter. 2. Landflucht und Geburtenrückgang. 3. Über das Geburtenproblem in den Kolonien. 4. Monogamie, Polygamie, Kinderarmut. 5. Geburtshilfe für die Eingeborenen. 6. Hebammenwesen und Frauenfrage. 7. Über Wochenbettfieber nach Geburt und Abort. 8. Über den Einfluss der Eltern der Mutter auf die Häufigkeit der mehrfachen Schwangerschaft. 9. Geburtenrückgang und Konfession. 10. Verdrehte Rassenhygiene. 11. Das Recht auf Zeugung und das Recht auf Abtreibung. 12. Arbeiterinnen-Schutzgesetze. 13. Vergleichende Kriminalität der Geschlechter. 14. Zur Geschichte der Frauenbewegung. 15. Studienberechtigung der Oberlyzeistinnen. 16. Das Lyzeum. 17. Monismus und die Frauen. 18. Pubertät und Schule. 19. Kulturwert. 20. Frauenarbeit und Frauengesundheit. 21. Alkohol und Volkswirtschaft. 22. Verbreitung des Alkoholismus bei Frauen. 23. Die gebrechlichen Personen in Preussen. 24. Jus primae noctis. 25. Pathologie der Erstgeborenen. 26. Die eugen. Bestrebungen in Amerika. 27. Böslche Verlassung etc. 28. Fortdauer ehelicher Beziehungen trotz Scheidungsprozess. 29. Psyche der weiblichen Großstadtjugend. Referate. — Kritiken. — Mitteilungen. — Vereinsberichte. — Bibliographie der Frauenkunde.

Die folgenden Hefte werden an Originalarbeiten bringen:

1. Dr. Paul Bergemann, Direktor des Lyceums in Striegau: Sozialpädagogik.
2. Hans Fehlinger-München: Mutterfolge in Indien.
4. Medizinalpraktikant Viktor S. Holstein: Schwangerschaftswahn, Scheidungswahn und verwandte Wahnideen beim weiblichen Geschlecht. (Aus den Großherzogl. Heil- u. Pflegeanstalten in Wiesloch i. B. Leiter: Med.-Rat Dr. Max Fischer), in Emmendingen i. B. (Leiter: Geh. Med.-Rat Dr. Haardt), in Pforzheim i. B. (Leiter: Geh. Med.-Rat Dr. M. Fischer).
5. Dr. Walter Kulau-Breslau: Die versicherungsrechtliche Fürsorge des Staates für die Frauen.
6. Dr. Karl Ernst Laubenburg: Frauenkrankheiten als Erwerbskrankheiten nach im Bergischen Lande (Rheinprovinz) gewonnenen Erfahrungen. (Aus der Klinik „Fabricius“ zu Remscheid.)
7. Dr. Th. Leiwewitz-Dresden: Kindbettfieber und Geburtenrückgang.
8. Dr. med. et phil. Joseph Regensburg-Giessen: Zur Geschichte der Menstruations-Psychosen, -Neurosen und -Psychoneurosen. I. Teil: Altertum und Mittelalter. II. Teil: Gegenwart. (Aus der Klinik für psychische und nervöse Krankheiten in Giessen, Leiter: Geh. Rat Prof. Dr. Sommer.)
9. Dr. Theodor Reik-Berlin: Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Frauenkunde.

Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.

Titel und Register zum I. Band wird dem 1. Heft des II. Bandes beiliegen, dessen Erscheinungstermin allerdings heute noch unbestimmt ist, da der Herausgeber zur Zeit im Felde steht. Wir bitten die verehrlichen Abonnenten daher wegen der Fortsetzung um etwas Geduld.

Eugenik, ihre Grundlagen und ihre Beziehungen zur kulturellen Hebung der Frau.

Von

Dr. Wilhelm Schallmayer, Krailling bei München.

Die Eugenik als Wissenschaft hat die Aufgabe, die Bedingungen zu erforschen, unter denen die leibliche und geistige Rassetüchtigkeit eines Volkskörpers oder irgend einer anderen generativen Gruppe sich erhält, sich erhöht oder mindert, ferner zu untersuchen, ob und wie weit unter unseren gegenwärtigen kulturellen und sozialen Verhältnissen die Bedingungen für die Erhaltung oder gar Vervollkommenung der Rassetüchtigkeit unseres Volkskörpers gegeben sind, und welche von den gegebenen Verhältnissen etwa rasseverschlechternd wirken. Ausserdem wird das Wort Eugenik auch zur Bezeichnung der eugenischen Propaganda und Praxis gebraucht.

Die Eugenik oder Lehre vom Rassedienst hat es nur mit den vererbbaaren leiblichen und geistigen Eigenschaften einer Bevölkerung oder sonstigen generativen Gruppe zu tun. Bei jedem Lebewesen ist aber jede einzelne Eigenschaft und der Gesamtzustand des Organismus das Ergebnis des Zusammenwirkens zweier Faktorengruppen, nämlich einerseits der ererbten Anlagen und andererseits der äusseren Einwirkungen, besonders derjenigen, unter denen die Erbanlagen dieses Lebewesens im Stadium der Reifung sich entwickelten, aber auch jener, denen der Organismus während der übrigen Lebensdauer ausgesetzt war. Das Produkt dieser zwei Faktorengruppen, der verwirklichte Zustand eines Lebewesens, mag als seine *Biophysis* bezeichnet werden, im Unterschied von seinem

nicht direkt wahrnehmbaren Stammeserbe, seiner Genophysis¹⁾. Ebenso muss man bei kollektiver Betrachtung die Biophysis und die Genophysis der ins Auge gefassten generativen Gruppen unterscheiden, und es dürfen nicht die demographisch erfassten biophysischen Qualitäten einer Bevölkerung ohne weiteres als genophysische Qualitäten gelten. Nur unter sorgfältiger Abwägung der stark variablen Umwelteinflüsse kann man aus dem leiblichen und geistigen Zustand irgend einer generativen Gruppe ihren Rassewert erschliessen. Rassetüchtigkeit ist gleichbedeutend mit Qualität des Erbgutes oder Erbwert.

Nun sind freilich nicht wenige Autoren zu der Annahme geneigt oder halten es gar für erwiesen, dass von den Qualitäten eines Organismus auch das, was dem Milieufaktor zu verdanken ist, durch Vererbung auf die Nachkommenschaft übergehe, wenn nicht in vollem, so doch wenigstens in abgeschwächtem Masse. Unter dieser Annahme erscheint jene Unterscheidung zwischen Genophysis und Biophysis entweder überhaupt entbehrlich oder doch nicht von grundsätzlicher Bedeutung. Die meisten Ärzte, Hygieniker und Sozialhygieniker neigen — fast möchte man sagen naturgemäss — zu dieser Annahme, die gestattet, der hygienischen Fürsorge für Personen und Personengruppen ausser dem Nutzen, den sie für diese

¹⁾ Die Begriffe Biophysis und Genophysis entsprechen den Weismannschen Begriffen Soma und Keimplasma, doch sind letztere etwas spezieller und ihre Bezeichnungen leider sehr wenig glücklich gewählt, so dass sie ausserhalb des Kreises der Fachbiologen unaufhörlich missverstanden werden. Es scheint unausrottbar zu sein, dass, auch bei Erörterungen von Vererbungsfragen, z. B. von „somatischen“ Eigenschaften im Sinne von leiblichen, im Unterschied von geistigen, gesprochen wird, während nach der Weismannschen Terminologie die geistigen Eigenschaften mit zu den „somatischen“ gehören. Auch der Ausdruck Keimplasma ist nicht sehr gut gewählt, da ja nach Weismann nicht der keimende oder aktive, sondern nur der nicht keimende, inaktive Teil des in einem Individuum vorhandenen Erbplasmas vererbt wird. Frei von diesen Gebrechen ist die von dem Dänen W. Johannsen („Elemente der exakten Erblchkeitslehre“, Jena 1913, S. 142 und passim) eingeführte Gegenüberstellung der Begriffe „Phänotypus“ und „Genotypus“. Phänotypus ist ihm das Typische von dem, was an Populationen unmittelbar wahrgenommen und statistisch erfasst werden kann, also bei Variation=reihen die Zentren, um welche die Varianten sich gruppieren. Von diesem Begriff unterscheidet sich der oben erklärte Begriff Biophysis dadurch, dass er ganz allgemein den gegebenen Zustand nicht nur einer „Population“, sondern auch eines einzelnen Lebewesens ohne Rücksicht auf das Typische oder Nichttypische dieses Zustandes ausdrückt. Hingegen decken sich die Begriffe Genotypus und Genophysis in bezug auf das einzelne Individuum. Aber dem Bedürfnis, für die Gesamtheit der Erbanlagen einer genotypisch gemischten generativen Gruppe einen Ausdruck zu haben, entspricht der Begriff Genotypus nicht. Das rechtfertigt die Schaffung der Allgemeinbegriffe Genophysis und Biophysis.

selbst hat, auch rassehygienischen Wert beizumessen. Es handelt sich da um die noch nicht erledigte Streitfrage, ob „erworbene Eigenschaften“ vererbbar sind oder nicht. Da der Ausdruck „erworbene Eigenschaften“ von Nichtbiologen gar oft irrig aufgefasst wird, so sei bemerkt, dass darunter solche Änderungen in den Qualitäten eines Lebewesens zu verstehen sind, die infolge äusserer Einwirkungen mit Einschluss der Nahrungsaufnahme oder infolge von Übung oder Nichtgebrauch der Organe bei zunächst unverändertem Erbplasma zustande kommen.

Wer die Vererbbarkeit solcher Milieuwirkungen annimmt, setzt voraus, dass die in der angegebenen Weise zustande gekommene Veränderung des persönlichen Organismus auf irgend eine, wenn auch kaum vorstellbare Weise¹⁾ eine „gleichsinnige“ Änderung im Erbplasma zur Folge habe, was zur Folge haben würde, dass die aus diesem Erbplasma hervorgehenden Nachkommen die von den Eltern oder Vorfahren im Laufe des individuellen Lebens aktiv oder passiv erworbenen Eigenschaften nun schon vom Keime aus bekommen, auch ohne dass sich bei ihnen jene Einwirkungen wiederholen, die bei den Eltern oder Vorfahren zur Entstehung jener erworbenen Eigenschaften geführt haben. Ob das möglich ist und wirklich vorkommt oder nicht, darüber besteht unter den Biologen einstweilen noch Streit. Die einen glauben experimentell bewiesen zu haben, dass solche Vererbung vorkomme²⁾, andere Biologen leugnen die vermeintliche Beweiskraft dieser Experimente und bringen als Belege für das Ausbleiben solcher Ver-

¹⁾ Ein ernsthafter Versuch, diese angenommenen Vorgänge vorstellbar zu machen, ist von R. Semon gemacht worden: „Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens“, Leipzig, 3. Aufl., 1911. Meine Ablehnungsgründe sind in „Vererbung und Auslese“, 1910, S. 93 ff. dargelegt. Unter den neueren, völlig ablehnenden Kritikern der Mnemetheorie sind besonders W. Johanness (l. c.) und V. Haecker („Über Gedächtnis und Pluripotenz“, Jena 1914) zu nennen.

²⁾ Der hervorragendste Vertreter des Lamarckismus ist zur Zeit der schon genannte R. Semon (München), der eifrigste aber P. Kammerer (Wien), der sich durch bemerkenswerte Vererbungsversuche bekannt gemacht hat. Beide geben eingehende Darstellungen aller der Versuche und Beobachtungen, die nach ihrer Auffassung für den Lamarckismus sprechen, Semon in dem Werk „Das Problem der „Vererbung erworbener Eigenschaften“, Leipzig 1912, Kammerer (weniger kritisch) in seinen „Beweisen für die Vererbung erworbener Eigenschaften“, Berlin 1910. Es mag hier bemerkt werden, dass die seinerzeit berühmt gewordenen Experimente von Brown-Sequard an Meerschweinchen heute infolge von Nachprüfungen gar keine Beweiskraft mehr beanspruchen können. Vgl. meine „Vererbung und Auslese“, 1910, S. 116 und W. Johanness, l. c., S. 444 f.

erbung einwandfreie Versuchsergebnisse¹⁾. Es liegt ausserhalb des Rahmens dieses Aufsatzes, ihre Experimente und Argumente hier einander gegenüberzustellen. Das würde viel zu weit führen. Dem Verfasser erscheint die Auffassung der letzteren als die richtige. Auch das, was uns Erfahrung und Beobachtung gelegentlich ohne Experiment zeigen, spricht nicht für den Lamarckismus. Zahlreiche Fälle zeigen uns deutlich genug, dass weder die durch Gunst oder Ungunst der äusseren Lebensbedingungen verursachten Allgemeinqualitäten der Organismen, noch die besonderen Veränderungen, die durch Gebrauch oder Nichtgebrauch der einzelnen Organe an diesen hervorgerufen werden, sich vererben²⁾. Ebenso beobachten wir niemals auch nur Spuren erblicher Folgen von Knochenbrüchen, von Verwundungen und Verstümmelungen, auch da nicht, wo letztere in zahlreichen aufeinander folgenden Generationen am gleichen Organe in gleicher Weise vorgenommen werden (Beschneidung der Vorhaut bei den Juden und anderen Völkern, „Kupieren“ der Ohren und des Schwanzes bei gewissen Hunderassen, künstliche Formung des kindlichen Schädels mittels Druckwirkung bei gewissen Indianer-

¹⁾ Auch in dieser Hinsicht sei besonders auf das genannte schöne Werk von Johannsen verwiesen, der sowohl über Versuche anderer, als auch eigene berichtet.

²⁾ Eine Anzahl solcher Tatsachen der Nichtvererbung von Milieuwirkungen, die ganz ohne Hinsicht auf diese Streitfrage beobachtet und veröffentlicht wurden, sind in der 2. Auflage meiner „Vererbung und Auslese“ S. 85 ff. u. 168 ff. vorgeführt, wozu in späteren Publikationen noch ein paar weitere kamen. — L. Plate, der als einer der bedeutendsten Lamarckisten gilt, bekennt sich in seinem neuesten Werk „Vererbungslehre mit besonderer Berücksichtigung des Menschen“, Leipzig 1913, S. 10, zu folgenden Anschauungen: „Die Erfahrung lehrt, dass viele Einflüsse der Ernährung, Temperatur und anderer äusserer Verhältnisse ebenso wie mechanischer Verletzungen nicht auf die Nachkommen übergehen. Sie verändern nur den Körper (Soma) im günstigen oder ungünstigen Sinn, aber nicht die in den Geschlechtszellen aufgespeicherten Gene und sind daher nicht erblich“; und S. 32: „Starke Ernährung vergrössert, schlechte verkleinert den Körper; aber erblich sind derartige Veränderungen nicht, sonst müssten die Fürstengeschlechter schliesslich zu Riesen, die Proletarier zu Zwergen werden“ (genau dieses Argument habe ich vor 10 Jahren im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie I, 1, 1904, S. 58 vorgebracht). Auch in bezug auf die physiologischen Wirkungen des Gebrauches und Nichtgebrauches der Organe gibt Plate (ebenda S. 32) zu: „Auch in diesen Fällen lässt sich eine Übertragung auf die nächste Generation nicht erkennen. Das Söhnchen eines Athleten erhält nicht stärkere Muskeln wie das des Stubengelehrten, die fein ausgebildete Muskulatur des Klavierspielers ruft keine sichtbaren Einwirkungen auf die nächste Generation hervor, ebensowenig wie die Herzhypertrophie des berufsmässigen Radfahrers seine Kinder schädlich beeinflusst.“ Und wenn er dann (S. 33) erklärt: „Zieht man nur wenige Generationen in Betracht, so ist bis jetzt der Übergang einer Somation (das ist Plates Ausdruck für eine nur persönliche

stämmen, Verstümmelung der Füße der weiblichen Kinder bei den Chinesen und mancherlei bei anderen Völkern gebräuchliche andere Verstümmelungen). Auch experimentell ist diese Frage behandelt worden, u. a. von A. Weismann, der bei einem Stamm von Mäusen in 22 aufeinander folgenden Generationen sämtlichen 1592 Jungen beiderlei Geschlechtes den Schwanz abschnitt, mit dem Ergebnis, dass nicht ein einziges Individuum von ihren Nachkommen mit defektem Schwanz oder ohne Schwanz geboren wurde¹⁾. Besonders aber sind in neuester Zeit die Tatsachen des „Mendelismus“ und die Vererbungsexperimente mit reinen Linien dem Lamarckismus gefährlich geworden, sie lassen sich nicht recht mit ihm vereinbaren. Daher die in der vorletzten Fussnote angeführten grossen Einräumungen seiner Hauptvertreter. Seine Aussicht, sich durchzusetzen, ist in letzter Zeit, trotz allen Eifers einzelner, sicher nicht günstiger geworden.

Kein Streit herrscht darüber, dass es unter den äusseren Einwirkungen, die ein Lebewesen treffen können, auch solche gibt, deren Wirkung sich nicht auf den individuellen Organismus beschränkt, sondern auch das in diesem enthaltene Erbplasma un-

(biophysische) Änderung eines Individuums. Sch.) in eine Mutation noch nicht beobachtet worden“, so dürfte die Frage der Vererbung somatogener Veränderungen nach dieser Auffassung eines der bedeutendsten Lamarckisten in praktischer Hinsicht nahezu belanglos und ihre Bedeutung so gut wie ganz auf die Theorien über die Entstehungsweise der Arten beschränkt sein, wobei es sich aber um Jahrtausende handelt. — R. Semon in seinem schon genannten Buch „Das Problem“ usw. (nach Johannsens Urteil „unbedingt das Hauptwerk des Lamarckismus“) räumt ein, dass es günstiger Umstände bedarf, wenn es zu einer Übertragung der Engramme auf das „Keimplasma“ kommen soll. Er anerkennt die negativen Tatsachen in bezug auf Vererbung von Sprache und Kenntnissen, Übungsergebnissen beim Menschen, Dressurergebnissen bei Tieren. Dazu bemerkt Johannsen (l. c., S. 451): „Im allerbesten Fall blieben also nur unter günstigen Umständen“ und in „sensiblen Perioden“ eine so begrenzte Zahl von „Erregungen“ als Engramme liefernde Tätigkeiten zurück, dass die „Mneme“ jedenfalls nur gelegentliche Bedeutung haben kann — eine Bedeutung, die bis jetzt überhaupt anerkannter Weise niemals experimentell züchterisch nachgewiesen ist!“

¹⁾ R. Semon („Das Problem“ usw.) gibt zu, „dass die morphogenen Erregungen jedenfalls in der Regel keine Induktion auf die Keimzellen auszuüben vermögen“. „Noch zwingender“, sagt Semon, „wird dieser Beweis (ihrer Nichterblichkeit) durch die Wirkungslosigkeit der Selektion innerhalb der reinen Linien Daraus wäre zu folgern, dass nicht einmal eine Wiederholung während einer ganzen Reihe von Generationen etwas auszurichten vermag . . .“. Dazu bemerkt aber Johannsen mit Recht, dass Formveränderungen doch fast immer Hand in Hand mit Funktionsänderungen gehen, ganz besonders im Entwicklungsstadium; woraus folgt, dass auch diese „funktionellen Erregungen“ sich nicht vererben.

mittelbar mitbetrifft. Soweit dies bei der aus diesem Erbplasma hervorgehenden Generation zu ähnlichen Abänderungen führt wie bei den Eltern, entsteht der irrige Anschein einer Vererbung erworbener Eigenschaften („falsche Erbllichkeit“). Besonders können abnorme Temperaturwirkungen, ausserdem auch besondere Belichtungen und Bestrahlungen nach den Experimenten von E. Chr. Hansen (Kopenhagen), Standfuss und E. Fischer (Zürich), W. L. Tower (Neuyork) und P. Kammerer (Wien) genokinetisch¹⁾ wirken, so dass bei den Sprösslingen aus dem so beeinflussten Erbplasma Mutationen auftreten, das sind genophysisch bedingte und darum vererbare Änderungen der Biophysis. Solche Geschehnisse sind grundverschieden²⁾ von jenen, die von den Lamarckisten angenommen und von den Nichtlamarckisten geleugnet werden, dass z. B. der milieubedingte Ernährungszustand

¹⁾ Fritz Lenz fasst in seiner gedankenreichen Arbeit „Über die krankhaften Erbanlagen des Mannes“, Jena 1912, S. 107, „die transitiven Ursachen einer Änderung des Idioplasmas als die Ursache aller erblichen Anlagen . . . in den Begriff der Idiokinese zusammen“. Er gebraucht nämlich (im Anschluss an den ehemaligen Münchener Botaniker von Nägeli) für das Erbplasma die Bezeichnung Idioplasma, und demgemäss nennt er idiokinetisch, was das Idioplasma bewegt, erschüttert. Die Einführung einer bestimmten Bezeichnung für dieses wichtige Vorkommnis entspricht in der Tat einem Bedürfnis. Nur scheint mir der Wortstamm Gen, der schon von Darwin, dann auch von H. de Vries, W. Johannsen und vielen anderen zur Bezeichnung für Erbanlagen gewählt wurde und der schon zuvor in so vielgebrauchten Ausdrücken wie Generation, generativ usw. das Bürgerrecht in unserer Sprache erlangt hatte, den Vorzug zu verdienen vor dem weniger bekannten Wort idios. Das Verdienst von Lenz, dem Bedürfnis nach einer bestimmten Bezeichnung zuerst entsprochen zu haben, bleibt natürlich ungeschmälert.

²⁾ Die Grundverschiedenheit ergibt sich mit besonderer Deutlichkeit aus den berühmten Versuchen des Amerikaners W. L. Tower. Dieser setzte erwachsene Kartoffelkäfer, in denen die Fortpflanzungszellen in Entwicklung waren, eine Zeitlang einer ziemlich hohen Temperatur und sehr trockener Luft aus, worauf die Nachkommen eine von der normalen abweichende bleiche Farbe hatten, und zwar als genophysischen, also vererbaren Besitz, wie sich bei dem nachfolgenden Bastardierungsexperiment offenbarte. Nachdem diese Eier unter jenen abnormen äusseren Verhältnissen gereift und gelegt waren, waren sie unter normalen Bedingungen ausgebrütet worden. Die Weibchen dieser Käfer legen ihre Eier in 5 Perioden, in Zwischenräumen von etwa einer Woche. Nachdem sie eine Zeitlang der Hitze und Trockenheit ausgesetzt gewesen waren und noch unter dieser Einwirkung einen Teil ihrer Eier gelegt hatten, wurden sie in normale Temperatur und normale Luftfeuchtigkeit gebracht und legten unter diesen normalen Bedingungen den Rest ihrer Eier. Aus diesen Eiern gingen nun ausnahmslos normal gefärbte Käfer hervor. Die abnormen Lebensbedingungen hatten also bei den Eltern selbst weder eine offenbare biophysische noch eine latente genophysische Änderung bewirkt, während sie das in den reifenden Eiern enthaltene Erbplasma veränderten (W. Johannsen, l. c., S. 454 ff.).

eines Individuums von Bedeutung sei für die Genophysis seiner Nachkommen oder dass von gewissen Gehirnteilen, die durch Erziehung und Übung gewisse Änderungen erfahren haben, eine gleichsinnige Beeinflussung des Erbplasmas ausgehe, so dass bei den Nachkommen, auch ohne dass diese derselben Beeinflussung durch Erziehung und Übung ausgesetzt waren, jene von den Eltern erworbene Ausbildung des Gehirns wieder auftreten würde, wenn auch in abgeschwächtem Masse.

Unter jenen Biologen, die eine Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften behaupten, waren die bedeutenderen, besonders R. Semon und L. Plate, stets besonnen genug, zuzugeben, dass die durch Übung oder durch Nichtgebrauch irgendwelcher Organe des Körpers (z. B. der Muskeln, der Drüsen, des Gehirns) bewirkten Vervollkommnungen, Verkümmierungen und sonstigen Änderungen erst im Laufe einer sehr grossen Zahl von Generationen überhaupt merklich werden können. Auch dürfte kein Einsichtiger und Unbefangener unter den Lamarckisten bestreiten wollen, dass jene Qualitätsunterschiede der individuellen Entwicklungsergebnisse, die durch Ungleichheiten des Entwicklungsmilieus bewirkt sind, und die nach der lamarckistischen Theorie erblich sein sollen, jedenfalls in bezug auf Vererbungswert nicht den durch gegebene Verschiedenheit der Erbplasmen bedingten Variationen gleichzusetzen sind.

Noch mehr, ernsthafte Lamarckisten anerkennen sogar, wie wir sahen, dass überhaupt nicht alles, was den leiblichen und geistigen Zustand der Personen günstig oder ungünstig beeinflusst, auch deren Erbplasma ändert. Insbesondere zeigt sich letzteres in weitem Bereiche unabhängig von der Beschaffenheit des Säftestromes, aus dem es seine Nahrung bezieht. Es wählt eben aus dem ihm zu Gebote stehenden Nährstrom nur die ihm nötigen Stoffe in den ihm zusagenden Proportionen aus, nimmt nur diese in sich auf und vermag sich offenbar gegen sonstige Stoffaufnahme im allgemeinen zu verschliessen.

Doch kann der Säftestrom, aus dem die Ei- und Spermazellen ihre Nahrung beziehen, abnormerweise auch solche Stoffe enthalten, denen sie so wenig wie andere Zellen des Organismus die Aufnahme zu verwehren vermögen und die ihnen unzuträglich sind. Das sind die sogenannten Keimgifte. Und es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass von solchen Stoffen auch das in den Fortpflanzungszellen enthaltene Erbplasma selbst geschädigt werden kann. Sehr viele halten das sogar für streng erwiesen, und auch Verfasser gehörte zu ihnen. Erwiesen ist allerdings, dass wenigstens der Alkohol die Fähigkeit besitzt, die Fortpflanzungszellen zu schädigen, während es bei

genauer Würdigung des Tatsachenmaterials und des heutigen Standes der Vererbungsbiologie einstweilen nicht als feststehend geltend kann, dass er auch das Erbplasma selbst zu beeinflussen vermag¹⁾. Der Alkohol besitzt aber in besonderem Masse die Fähigkeit, auch schwerer passierbare organische Gewebe zu durchdringen. Bezüglich anderer sogenannter Keimgifte, wie Morphin, Kokain, Nikotin, Phosphor, Quecksilber, Blei und der giftigen Stoffwechselprodukte jener Mikroorganismen, welche Infektionskrankheiten wie Syphilis, Tuberkulose, Malaria u. a. verursachen, ist es zweifelhaft, ob ihre Anwesenheit in den elterlichen Säften die Fortpflanzungszellen beeinflusst, und noch mehr, ob sie auch das Erbplasma selbst beeinflusst. Die Beobachtungen, die der Annahme zugrunde liegen, dass diese Gifte das Erbplasma zu schädigen vermögen, lassen sich fast durchwegs auch durch die Annahme erklären, dass nur die keimende Frucht durch jene Keimgifte geschädigt wurde, während einzelne Beobachtungen zwar zu dem Schlusse nötigen, dass auch die Fortpflanzungszellen geschädigt wurden, aber anscheinend ohne dass auch das in ihnen enthaltene Erbplasma selbst geschädigt wurde. Alle Schädigungen, die nicht das Erbplasma selbst treffen, sind auf die nächste Nachkommengeneration beschränkt, im Unterschied von den Schädigungen des bleibenden, potentiell unsterblichen Erbplasma, welche die Qualitäten einer endlosen Reihe von Generationen mitbestimmen.

Lässt man die Hypothese von der Vererbbarkeit der Milieuwirkungen nicht eine Rolle spielen, die ihr nicht zukommt²⁾, so

¹⁾ Vgl. W. Johannsen, l. c., S. 440 und 684, der unter Berufung auf die Alkoholvergiftungsexperimente Whitney's an Rädertierchen und auf das den Menschen betreffende Tatsachenmaterial der schwedischen Autoren S. Sjövall und U. Quensel zu dem Schluss kommt, der Alkoholmissbrauch bedeute zwar eine sehr grosse Gefahr für das körperliche und geistige Wohl nicht nur der Säufer, sondern auch ihrer Kinder, denn es dürfe als festgestellt gelten, dass die Kinder aus „Trinkerfamilien“ namentlich in den ersten Kinderjahren verhältnismässig öfter, wenn auch nicht so sehr viel öfter als andere Kinder, minderwertig sind, also zu dem Schluss, der Alkoholmissbrauch beeinflusse zwar zweifellos in bedauerlicher Weise den „Zustand der Rasse“ oder der Bevölkerung, aber der Nachweis einer durch ihn verursachten Änderung der „genotypischen Konstitution“ (d. i. der Genophysis) sei noch gar nicht erbracht. Wenn der Alkoholismus diese Wirkung hätte, meint er, so „würden die Homo sapiens-Populationen wahrscheinlich noch viel schlechter daran sein, als sie sind.“

²⁾ Fr. Martius weist in seinem neuen Werk „Konstitution und Vererbung in ihren Beziehungen zur Pathologie“ (Berlin 1914, S. 133 f.) die Anwendung des Lamarckismus auf den Menschen, besonders unter dem Gesichtspunkt zurück, dass auch dann, wenn die Vererbung somatogener Veränderungen bei der Entstehung der Arten eine Rolle gespielt haben sollte, dies doch an der Erfahrungstatsache

wird man die Ursachen, die das Besser- und Schlechterwerden der Genophysis einer Bevölkerung im Laufe von Generationen bewirken, nicht hauptsächlich in solchen Milieuverhältnissen sehen, welche das persönliche Gedeihen der Individuen beeinflussen, wie bessere oder schlechtere Ernährung, mehr oder weniger hygienische Art der Beschäftigung usw., sondern vielmehr in jenen äusseren Verhältnissen, welche die Selektion, die Fortpflanzungsauslese, beeinflussen. Jene sozialen Verhältnisse, von denen es abhängt, in welchem Massverhältnis die mit besseren Erbanlagen ausgestatteten Personen an der Erzeugung des Volksnachwuchses teilnehmen und in welchem Massverhältnis die weniger günstig beanlagten Personen dies tun, sind entscheidend für Zunahme oder Abnahme der Rasse-tüchtigkeit einer Bevölkerung. Zweckmässige Beeinflussungen dieser sozialen Umstände sind also von dem allergrössten Belang für die Schaffung der Genophysis der kommenden Generationen. Wie die Tier- und Pflanzenzucht zeigt, kann man durch blosse Zuchtwahl, ohne irgend eine Besserung der äusseren Lebensverhältnisse, grosse Fortschritte in den wünschenswerten Eigenschaften einer Rasse erzielen. Hingegen ist es unmöglich, durch blosse Besserung in den äusseren Verhältnissen unter Verzicht auf Zuchtwahl irgend eine Tier- oder Pflanzenrasse wirklich zu veredeln, d. h. ihre Erbanlagen in einer als wünschenswert angesehenen Richtung zu ändern.

Irgend eine Art von Fortpflanzungsauslese findet bei jeder Art von Lebewesen und bei jeder generativen Gruppe innerhalb einer Art fortwährend statt. Denn bei keiner Gruppe von Lebewesen gelangen von jedem Individuum genau ebensoviele Nachkommen zur Geschlechtsreife wie von jedem anderen Individuum. Und das ist nicht nur in der Natur so, sondern wird auch beim kultivierten Menschen immer der Fall sein. Aber unter den mannigfachen neuen Auslesebedingungen, welche für den Menschen die Kulturentwicklung mit sich bringt, sind es nicht immer die tüchtiger beanlagten Individuen, welche mehr Nachkommen liefern als andere. Und je nach dem Masse, in welchem dies der Fall ist, kann die Fortpflanzungsauslese zu sehr verschiedenen Ergebnissen führen, sie kann sogar eine Richtung erhalten, die der natürlichen Richtung

nichts ändere, dass sie beim Menschen nicht vorkommt. Nicht der Schatten eines Beweises sei bisher für das Vorkommen einer solchen Vererbung beim Menschen erbracht worden. Falls die Fähigkeit zu solcher Vererbung jemals in unserer tierischen Vorfahrenreihe vorhanden gewesen sein sollte, so sei sie eben verloren gegangen, wie ja auch die Regenerationsfähigkeit bei den höheren Tieren sehr viel geringer sei als bei den niederen.

direkt entgegengesetzt ist. Im ganzen Tier- und Pflanzenreiche kann die Rassetüchtigkeit irgend einer generativen Gruppe nur dadurch sich erhalten oder gar erhöhen, dass die Individuen, denen beim Vererbungsvorgang günstigere Komplexe von Erbanlagen zuteil wurden, sich stärker vermehren als die weniger gut erhaltenen Individuen. Beim Menschen ist das nicht anders. Folglich würde es auch nur zur Erhaltung der erreichten Rassetüchtigkeit nicht einmal genügen, wenn sich in unserer Bevölkerung die an Erbqualitäten minderwertigen Personen zwar nicht stärker, aber doch ebenso stark wie die besser beanlagten Personen fortpflanzten. Sondern es bedarf selbst dazu einer ebensoweit gehenden Ausschaltung der missratenen und einer ebensoweit gehenden Fortpflanzungsbegünstigung der besser beanlagten Individuen wie in jenen Zeiten, in denen die natürliche Auslese das Menschengeschlecht zum jetzigen Niveau seiner leiblichen und geistigen Erbqualitäten emporgezüchtet hat. Die Rassetüchtigkeit, die wir von unseren Vorfahren überkommen haben, ist das Ergebnis einer langen und strengen Auslese, die besonders in den vorgeschichtlichen Zeiten, d. h. auf tiefen Kulturstufen und vor aller Kultur, unzählige Generationen unserer Vorfahren durchgeseiht hat. Ohne Zweifel gelangten in jenen Zeiten auch beim Menschengeschlecht die mit tüchtigeren Erbanlagen geborenen Individuen im grossen und ganzen in stärkerem Masse zur Fortpflanzung als die weniger günstig beanlagten, weil von den letzteren ein verhältnismässig grösserer Teil schon das Alter der Geschlechtsreife nicht erreichte, und weil der andere Teil der weniger Tüchtigen, der dieses Alter erreichte, doch alsdann bei der sexuellen Konkurrenz das Los der Schwächeren erfuhr. Je grösser die Rolle der Selektion bei der Hochzüchtung einer Rasse war, desto mehr ist die Erhaltung der erreichten Erbausrüstung abhängig von der Fortdauer einer ebenso gerichteten Selektion. Wenn diese nachlässt, so wird auch die verlangte Rassetüchtigkeit in entsprechendem Masse zurückgehen.

Nun ist beim Menschen die natürliche Kontrolle und Regulierung der Qualität des Nachwuchses um so geringer und unzulänglicher geworden, je mehr durch Zunahme der Kultur an Intensität und Extensität die Lebensbedingungen erleichtert wurden, und je mehr im Zusammenhang damit anstatt der organischen Erbausrüstung nun die kulturelle Ausrüstung den Ausschlag gab in der Konkurrenz um das Dasein und um die Fortpflanzung, sowohl zwischen den Einzelpersonen wie zwischen den Gemeinwesen. Unter den viel milder gewordenen Lebensbedingungen kommen auch solche menschliche Individuen zur Geschlechtsreife und zur Fortpflanzung, deren

leibliche und geistige Erbkonstitutionen schwereren Daseinsbedingungen nicht gewachsen wären. Dies muss eine allmähliche Verschlechterung der Rasse (d. i. der Genophysis) einer Bevölkerung zur Folge haben, es sei denn, dass dieser Folge auf einem anderen Wege entgegengearbeitet wird, nämlich auf dem Wege der Fruchtbarkeitsauslese. Letztere besteht in der Natur darin, dass den günstiger Beanlagten unter den zur Geschlechtsreife gelangten Individuen im grossen und ganzen eine etwas grössere Beteiligung an der Erzeugung der nächsten Generation gelingt als den übrigen.

Aber auch die Fruchtbarkeitsauslese hat sich bei den modernen Kulturvölkern so gestaltet, dass sie keinen Ersatz leistet für die von der Kultur herbeigeführte Einschränkung der Lebensauslese. Denn wie durch zahlreiche statistische Arbeiten einwandfrei festgestellt ist, nimmt in allen Ländern mit europäischer Kultur die Geburtenziffer und der Geburtenüberschuss in der Richtung von den unteren zu den oberen Gesellschaftsschichten stetig ab, anstatt umgekehrt, wie es natürlich wäre und wie es im Interesse der Volkseugenik sein müsste. Je höher das Kulturniveau und die soziale Geltung und je grösser, in Wechselwirkung mit diesen, das Einkommen, desto geringer ist im allgemeinen die Fortpflanzungsrate der verschiedenen Stände. Höhere Staatsbeamte, Ärzte, Industrielle usw., die mit Leichtigkeit ein halbes Dutzend Kinder ernähren und aufziehen könnten, haben nur eines oder zwei, während bei den unteren Gesellschaftsklassen trotz ihrer grösseren Kindersterblichkeit die Quote der aufkommenden Kinder sehr viel grösser ist. Das ist sowohl in genophysischer wie in biophysischer Hinsicht bedauerlich. Durch die zu rasche Aufeinanderfolge der Geburten und durch das Missverhältnis der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Eltern zu ihrem Kinderreichtum leidet die biophysische Qualität der Mütter und Kinder, während durch die Umkehrung der Auslese in bezug auf kulturelle Begabung die (kollektive) Genophysis des Nachwuchses verschlechtert wird. — Die Erscheinung selbst ist, wie allgemein gefunden wird, darauf zurückzuführen, dass bei den höheren Gesellschaftsschichten weit mehr künstliche Fruchtbarkeitsbeschränkung geübt wird als bei den unteren. Je mehr diese Geburtenvorbeugung überhand nimmt, desto mehr verringert sich der Verhältnisanteil, den die an Begabung über dem Durchschnitt stehenden Personen zur Erzeugung des Volksnachwuchses liefern. Am allergeringsten ist die Fortpflanzung nachweislich bei solchen Personen, die sich durch hervorragende Leistungen als Forscher, Dichter, Künstler usw. auszeichnen. Also die Personen, denen es infolge guter Begabung gelingt, sich in eine

höhere Gesellschaftsklasse als die ihrer Eltern und Vorfahren einzureihen, haben gerade infolgedessen gewöhnlich eine unzulängliche Zahl von Nachkommen. Der Fond von Talenten, der in den mittleren und unteren Volksschichten steckt, muss naturgemäss mehr und mehr dadurch verarmen, dass aus ihnen fortwährend die begabteren Individuen in die oberen Klassen übergehen und hier sich so schwach fortpflanzen, dass die Nachkommenschaft meistens bald erlischt. Diese fortwährende Selbstausmerzungen der begabteren und begabtesten Personen hat unvermeidlich die Folge, dass gut talentierte Personen in den späteren Generationen immer seltener geboren werden, und dass das Niveau geistiger Begabung der Gesamtheit mehr und mehr sinkt.

Der Rückgang der Geburtenzahl führt also nicht, wie die Neumalthusianer immer behaupten, zu besserer Rassequalität, sondern das Gegenteil trifft zu. Allerdings können in armen Familien zwei hierdurch in der Tat biophysisch bessere Entwicklungsergebnisse Kinder besser gepflegt werden als eine grössere Zahl. Aber soweit an den weniger Kindern erzielt werden, werden dadurch nicht auch deren Erbanlagen gebessert; also genophysisch und darum eugenisch wird auf diese Weise nichts gewonnen. Aber nicht einmal zu besserer Biophysis führt im grossen und ganzen die Kleinhaltung der Familien auf die Dauer. Je allgemeiner letztere zur Regel wird, desto mehr verringern sich die wirtschaftlichen Vorteile, die sich zunächst für die einzelne Familie aus der Kleinhaltung ergeben. So ist in Frankreich, wo diese Sitte am längsten herrscht und besonders grosse Ausbreitung erlangt hat, dennoch die Lebenswartung für 10 jährige bis 30 jährige Personen kleiner als bei uns, besonders ist innerhalb der Altersperiode von 10 bis 30 Jahren die Sterblichkeit dort beträchtlich grösser als in Deutschland, und die Säuglingssterblichkeit ist im Verhältnis zur Geburtenzahl extrem hoch ¹⁾).

Die Zahl des Nachwuchses berührt aber das Rasseinteresse nicht nur mittelbar, mit Rücksicht auf die Qualität, sondern in sehr hohem Masse auch an und für sich. Zwar kann ein Volk oder sonst eine generative Gruppe einen Rückgang an Zahl, soweit er nicht etwa durch Rasseverschlechterung verursacht ist, unter günstigen Umständen sehr viel rascher und sicherer wieder ausgleichen als einen Rückgang des Qualitätsniveaus, aber die Daseins-

¹⁾ M. v. Gruber, „Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückganges“, Braunschweig 1914, S. 33 f. Vgl. dazu meine „Politik der Fruchtbarkeitsbeschränkung“, Zeitschr. für Politik II, 3, 1909, S. 415 f., 435 f.

konkurrenz der Gemeinwesen lässt es nicht immer zur Wiedererlangung einer verlorenen Bevölkerungszahl kommen und verlangt ohnedies ein solches Mass der Volksvermehrung, dass die gegebenen äusseren Existenzmöglichkeiten, soweit es geht, in vollem Umfang ausgenützt werden, mit der selbstverständlichen Beschränkung, dass nicht durch eine Überzahl von Individuen eine gedeihliche Entwicklung der Bevölkerung unmöglich werden darf.

Anfänglich, solange nur eine relativ kleine, höher kultivierte Gesellschaftsschicht ihre Fortpflanzung einschränkt, die breiten unteren Schichten hingegen sich noch reichlich fortpflanzen, ist nur eine qualitative Verschlechterung des sozialgenerativen Prozesses das Ergebnis, und zwar Verschlechterung in bezug auf die psychischen Erbanlagen. Aber mit zunehmender Ausbreitung der künstlichen Sterilisierung des Geschlechtsverkehrs wird die Fortpflanzung eines Volkes oder einer Nation auch quantitativ ungenügend, es kommt zum Stillstand und Rückgang der Bevölkerungszahl. Unzulänglichkeit der Fortpflanzung in einem Gemeinwesen ist die Einleitung zu seinem politischen, eventuell auch zu seinem biologischen Untergang. Andere Völker, die unter einem qualitativ und quantitativ gedeihlicheren Generationsprozess zu Überlegenheit über generativ geschwächte gelangt sind, verdrängen diese entweder kriegesrisch oder mittels friedlicher Einwanderung. Zunehmende Volksdichte hingegen bedeutet in der Regel nicht nur Machtzuwachs nach aussen, sondern ist auch geeignet, als Fortschrittsferment innerhalb einer Bevölkerung zu wirken, indem sie zur Anspannung der gegebenen Kräfte zwingt.

Wenn bei der weissen Rasse die Fruchtbarkeitsbeschränkung immer noch mehr überhand nehmen wird, und wenn andererseits die Gelben Ostasiens in Zukunft mit derselben Beharrlichkeit wie bisher ihren Fortpflanzungseifer bewahren, der bei ihnen durch die Institution des Ahnendienstes direkt gefordert und durch die hohe Ausbildung der kindlichen Pietät noch besonders begünstigt wird, so ist es sehr wohl möglich, dass die Menschheit nach etlichen Jahrtausenden oder schon früher nahezu ausschliesslich aus Nachkommen dieser gelben Völker bestehen wird.

In der Nichtbeachtung der internationalen Daseinskonkurrenz liegt einer der Grundfehler des theoretischen Neumalthusianismus. Bei der Völker- und Rassenkonkurrenz um den Besitz der Erde ist kräftige Vermehrung eine unerlässliche Bedingung des Erfolges, sogar Bedingung der Selbsterhaltung.

Wie erklärt sich die Tatsache, dass es immer gerade die in bezug auf Kultur am höchsten stehenden Personen, Gesellschafts-

klassen und Völker sind, welche die Geburtenverhinderung am stärksten üben, so dass man von einer Kulturtendenz zur Geburtenbeschränkung reden darf?

Die individuellen und die generativen Interessen stehen in Widerstreit gegeneinander. Die natürlichen Vorgänge, mittels deren das Leben einer Gattung, einer Art oder irgend einer sonstigen generativen Gruppe sich erhält, sind von schonungsloser Härte gegen das Individuum. Zu den Bedingungen der generativen Erhaltung gehört die unerbittliche Vernichtung eines jeden Individuums nach einer gewissen Lebensdauer. Der unvermeidliche Tod des Individuums ist eine antiindividualistische Einrichtung zugunsten der Gattung oder des generativen Lebens. Bei allen Organismenarten ist die normale Lebensdauer der Individuen so bemessen, wie es dem generativen Interesse entspricht. Diese in der Einrichtung des Todes liegende Härte für das Individuum wird um so grösser, zu je höherer Entwicklung das geistige Leben in den Organismenarten gelangt. Den Gipfel hat diese Härte beim Menschen erreicht, der wohl allein von allen Lebewesen der Erde seinen Tod voraussieht. Und innerhalb des Menschengeschlechts empfinden die geistig höher stehenden Rassen und Individuen diese Härte wieder entsprechend stärker als die übrigen. Am weitesten geht die Rücksichtslosigkeit der Natur gegen die Individuen darin, dass zugunsten der Gattung stets eine Überzahl von Individuen produziert wird, meistens ungeheuer viel mehr, als gemäss den äusseren Existenzbedingungen bestenfalls aufkommen könnten, so dass die meisten Individuen schon nach einem kurzen, leidvollen Dasein zugrunde gehen müssen. Besonders gegen diese Härte lehnt sich das Gefühl und das Trachten des Menschen um so mehr auf, je höher sein geistiges Wesen sich entwickelt, und seine Auflehnung wird um so erfolgreicher, je mehr sein kulturelles Können zunimmt. Die zu hoher Kultur gelangte Menschheit reagiert gegen jene grausame Naturmethode mit absichtlicher Einschränkung ihrer Fruchtbarkeit.

Auch die direkten Mittel, durch welche die Fortpflanzung des animalen Lebens bewerkstelligt wird, verstossen wenigstens bei den höheren Organismenarten empfindlich gegen die Interessen der Individuen. Besonders ist der Geburtsakt von natürlicher Brutalität. Er bringt der Gebärenden heftige, zuweilen schwer erträgliche Schmerzen, nicht ganz selten verursacht er unmittelbar ihren Tod und ebenfalls nicht selten Schädigungen der Gesundheit. Auch diese Schmerzen und Gefahren werden von Völkern, bei denen das geistige und seelische Leben eine höhere Stufe erreicht hat, ärger empfunden und gefürchtet als von primitiven, und innerhalb eines Volkes von den geistig entwickeltesten Naturen am meisten.

Dazu kommt, dass unter den im heutigen abendländischen Kulturkreis herrschenden Wirtschafts-, Rechts- und Familienverhältnissen die Erzeugung von Kindern für die Erzeugenden eine sehr empfindliche Beeinträchtigung in der Verfügung über ihren wirtschaftlichen Besitz und Erwerb mit sich bringt und allerlei den Lebensgenuss und die Freiheit beschränkende Verpflichtungen, hingegen verhältnismässig wenige Rechte und Vorteile nach sich zieht. Eine mächtige Triebfeder zur Kleinhaltung der Familie ergibt sich insbesondere aus dem Umstand, dass bei jeder Gesellschaftsklasse — mit Ausnahme der alleruntersten, wo gegenüber Not und Elend nur primitive Instinkte zu Worte kommen — das Bestreben darauf gerichtet ist, die Lebenshaltung der nächst höheren Klasse zu erreichen, was am leichtesten auf Kosten der Fortpflanzung geschehen kann. Bei unserer modernen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, bei der die verschiedenen sozialen Klassen, soweit sie sich durch Besitz und Bildung unterscheiden, nicht durch unübersteigliche Schranken getrennt gehalten werden, müssen also die bestehenden und noch wachsenden Ungleichheiten der Einzel- und Familieneinkommen die Wirkung haben, die Lebenshaltung in die Höhe zu treiben. Diese Tendenz zur Steigerung der Lebenshaltung wird verstärkt durch die zunehmende Schulbildung bei allen Klassen der modernen Kulturvölker. Kurz, Kinderreichtum schmälert die Möglichkeit der Befriedigung von allerlei Bedürfnissen des Genusses und der Repräsentation, die der Überfluss zunächst bei den Reicheren und dann, durch deren Beispiel, bei den übrigen grosszieht.

In der Natur sind die individuellen Interessen den generativen untergeordnet, wie es den Bedingungen der Arterhaltung entspricht. Bei den niederen Tiergattungen wird fast das ganze Tun und Lassen von Instinkten und Trieben regiert, und bei den höheren, bei denen die freie Intelligenz eine grössere Rolle spielt, reicht sie doch nicht soweit, den Widerstreit zwischen den generativen und den individuellen Interessen zu erkennen. Nur die menschliche Intelligenz ist — phylogenetisch und kulturell — so weit gediehen, dass diese Erkenntnis möglich wurde. Jedoch der Geschlechtstrieb besitzt bei einigermassen urwüchsigen Menschen in den entscheidenden Momenten eine mächtigere Überredungskraft als eine derartige blasse Einsicht des einzelnen. Aber je höher bei dem Einzelnen oder bei einer Gesellschaft die Kultur entwickelt ist, desto mehr gewinnt das intellektuell geleitete Wollen und Handeln an Macht gegenüber dem instinktiven und gewohnheitsmässigen. Und eine besonders starke Unterstützung hat in neuerer Zeit auf dem Gebiete des sexuellen Lebens der Rationalismus gegenüber der Urwüchsigkeit dadurch er-

fahren, dass es dem erfinderischen Sinne des Menschen mit Hilfe des gegenwärtigen hohen Standes unserer technischen Kultur gelungen ist, billige und nicht übermässig unbequeme Präventivmittel zu schaffen, die es möglich machen, dem Geschlechtstrieb zu willfahren und dabei doch die Fruchtbarkeit auszuschliessen. Die Ausbreitung dieser Präventivtechnik bedeutet für den Menschen das Ende der Übermacht des generativen Lebens über das individuelle, sie bedeutet den Sieg individueller Interessen über das generative Interesse. Letzteres ist nun der Willkür der Individuen preisgegeben. Bei weiterer Erhöhung und Verallgemeinerung des Zustandes der Kultur wäre darum die Fortdauer der Menschheit ernstlich gefährdet, wenn nicht das generative Interesse auf eine sehr einfache Weise sehr wirksam geschützt wäre, nämlich durch „natürliche Auslese“: Die Völker, die infolge einer derartigen Kulturentwicklung sich selbst auf den Aussterbeetat setzen, leisten dadurch der Vermehrung und Ausbreitung anderer, nicht zu solchem Rationalismus gelangter Menschheitsgruppen Vorschub, die ersteren verschwinden, die letzteren nehmen ihre Stelle ein. Durch diesen Ausleseprozess wird verhindert, dass eine Kulturhöhe und -Richtung, die dem generativen Interesse abträglich ist, jemals allgemein wird, und wird überhaupt dem fortwährenden Ansteigen einer so gearteten Kultur eine Schranke gesetzt. Der Untergang der antiken Kultur und das Hereinbrechen des europäischen Mittelalters mit seinem relativ niedrigen Kulturzustand kann demnach als ein typischer Vorgang betrachtet werden, der sich wahrscheinlich noch öfter wiederholen wird und ebenso wahrscheinlich nicht der einzige von dieser Art in der bisherigen Menschheitsgeschichte war. Finden sich doch in verschiedenen Gebieten Südamerikas, besonders in Peru, und ebenso Südafrikas Überbleibsel verschwundener Kulturen von staunenswerter Höhe, die sehr hoch über die ihrer gegenwärtigen Bewohner hinausragt.

Die in der übrigen Natur beispiellose Intelligenz, zu der der Mensch emporgezüchtet wurde, und die alsdann in Wechselwirkung mit den Hilfsmitteln der Kultur und der Tradition noch eine ungeheure künstliche Steigerung erfuhr, war der Menschheit zwar enorm nützlich und begründete ihre herrschende Stellung auf der Erde, indem sie ihr eine viel grössere Anpassungsfähigkeit an die äusseren Lebensbedingungen ermöglichte, als sie bei irgendwelchen Tieren besteht. Diese Anpassungsfähigkeit ist es, die den Menschen so mächtig werden liess über die tote und lebende Natur. Aber unter gewissen sozialen und kulturellen Verhältnissen erweist sich für

den Menschen ein grösseres Mass von Klugheit als ein biologischer Fehler, indem sie die nötige Überordnung des generativen Interesses über das individuelle zerstört, so dass die Personen, Personengruppen und Völker, bei denen solche Klugheit¹⁾ zur Entfaltung kommt, unter jenen Verhältnissen ausgemerzt werden, nicht mit der Waffe des Todes, sondern mittels Unfruchtbarkeit, und zwar freiwilliger.

In welcher Weise die kulturelle Hebung der Frau den sozial-generativen Prozess zu beeinflussen vermag, ergibt sich aus dem Vorausgehenden. Wenn der Kultur eine geburtenfeindliche Tendenz innewohnt, so muss die kulturelle Hebung der Frau ein besonders mächtiger Faktor des Geburtenrückganges sein, da die Frau durch die Fortpflanzung viel stärker in Anspruch genommen und dadurch von anderen Leistungen und von kulturellen Genüssen viel mehr abgezogen wird als der Mann. Es ist unverkennbar, dass im allgemeinen, je kultivierter die Frau wird, desto mehr eine Abneigung gegen öfteres Gebären, wenn nicht gegen das Gebären überhaupt, bei ihr Macht gewinnt. Zu den mannigfachen, zum Teil schon erwähnten Ursachen dieser Erscheinung gehört wohl auch eine mit der Verfeinerung der Kultur überhand nehmende Überempfindlichkeit und übergrosse Furcht vor dem Schmerz. Auch ist bei den uns beherrschenden individualistischen Anschauungen die kulturelle Hebung der Frau notwendig verbunden mit Erhöhung ihrer als berechtigt geltenden Ansprüche und Bedürfnisse auf Entfaltung der geistigen Persönlichkeit und auf Lebensgenuss. Mit diesen Ansprüchen und Bedürfnissen ist es aber ganz unvereinbar, dass bei der Frau die Blüte ihrer Jahre mit Schwangerschaften, Wochenbetten und Kindersäugen ausgefüllt wird. Und da diese Vorgänge ausserdem auch die Schönheit der Frau häufig beeinträchtigen, so ist besonders in Ländern, in denen die Frau hohe gesellschaftliche Achtung geniesst, die öffentliche Meinung der höher kultivierten Kreise nach der Richtung in Umbildung begriffen, dass es mehr und mehr als eine grobe Rücksichtslosigkeit des Ehemanns und als eine Erniedrigung der Frau betrachtet wird, wenn er sie etwa ein halbes Dutzend mal oder noch öfter in die Lage bringt, Schwanger-

¹⁾ Dieses auch in meiner „Vererbung und Auslese“, 1903 und 1910, im Kapitel über den „Völkertod in Vergangenheit und Gegenwart“, erörterte Gesichtspunkt findet sich auch, sicher davon ganz unabhängig, in der sehr lesenswerten Abhandlung des Schweden P. E. Fahlbeck „La décadence et la chute des peuples“ (Bulletin de l'Institut de stat., Bd. 15, Liefg. 2, London 1906, S. 367 ff.) und in seiner neueren Arbeit „Der Neomalthusianismus“ usw., Arch. für Rassen- und Ges.-Biol. 1912, S. 30 ff.

schaft, Geburt und Wochenbett zu erdulden. Es ist wohl kein Zufall, dass die Gebiete, in denen das rechtliche, soziale und kulturelle Niveau der weiblichen Bevölkerung besonders hoch steht, dieselben sind, die sich durch die niedrigsten Geburtenziffern und die geringsten Geburtenüberschüsse auszeichnen. Bei der weissen Bevölkerung Australiens und bei den Yankees in den Oststaaten der nordamerikanischen Union ist schon seit mehreren Jahrzehnten die Zahl der Geburten fortwährend kleiner als die Zahl der Todesfälle und die Geburtenziffer noch niedriger als die französische. Kinderlose Ehen und besonders Ehen mit nur einem Kind sind bei den Yankees ausserordentlich häufig. Die Bevölkerungszunahme in ihren Gebieten ist durch die starke Einwanderung bedingt, welche das Geburtendefizit der früheren Ansiedler mehr als ausgleicht, zumal da die neu Eingewanderten sich zunächst sogar besonders reichlich fortzupflanzen pflegen. Die eigentlichen Yankees aber nehmen schon seit einem halben Jahrhundert beständig an Zahl ab.

Die öffentliche Propaganda der Frauenbewegung kann nur in kleinem Masse als eine Mitursache des Geburtenrückganges gelten. Sie ist ja selbst nur ein Ergebnis jener neuen sozialen Verhältnisse, die auch zum Geburtenrückgang Veranlassung geben. Immerhin trägt sie zur Verstärkung der Geburtenbeschränkung noch bei. Freilich ist die moderne Frauenbewegung nicht einheitlich, sondern setzt sich aus recht verschiedenen Bewegungen oder Bestrebungen zusammen. Aber bei aller Verschiedenheit in der Stellung zur Ehe und zu Ehereformen, zum unehelichen Geschlechtsleben und zur unehelichen Mutterschaft, zu wirtschaftlichen und politischen Frauenfragen, stimmen doch fast alle Vertreterinnen und Vertreter der modernen Frauenbewegung — Ausnahmen gibt es allerdings — darin überein, dass sie die Mutterschaft nur in recht bescheidener Dosis als frauenwürdig betrachten; d. h. sie sind fast durchgehends neumalthusianisch gesinnt oder gestimmt. Das ist beinahe selbstverständlich; denn kinderreiche Mütter passen in keines der verschiedenen neuen Programme, sie passen nur in die alte Ordnung.

Die bedeutungsvollste Änderung in der sozialen Stellung der Frau vollzieht sich gegenwärtig auf dem Gebiete des Erwerbslebens, indem die moderne Wirtschaftsentwicklung einen immer grösseren Teil der unverheirateten und verheirateten Frauen zwingt, ausserhalb ihrer Familie dem Erwerb nachzugehen. Ein Teil von ihnen erlangt hierbei bevorzugte Stellungen. Gerade von den hier erfolgreichen Mädchen verzichten verhältnismässig viele auf die Ehe, wenn diese nicht gut vereinbar ist mit der erreichten oder in Aussicht stehenden guten Stellung. In anderen Fällen ist zwar die Ehe mit

der erlangten Stellung vereinbar, aber nur die kinderlose Ehe. Ich kenne verschiedene solcher Ehen, für die von Anfang an eingestandenermassen das Programm der Kinderlosigkeit aufgestellt und dann auch erfolgreich durchgeführt wurde. — Diese im Erwerbsleben besonders erfolgreichen Mädchen und Frauen sind nicht nur in bezug auf intellektuelle und Charakteranlagen eine Elite, sondern stehen auch in bezug auf die gesundheitliche Konstitution im allgemeinen über dem Durchschnitt.

Auch in den höheren Berufsarten wächst die Verhältniszahl der weiblichen Arbeitskräfte. Zahlreiche begabtere Mädchen widmen sich einem wissenschaftlichen Berufsstudium, mittels dessen sie unabhängig von der Ehe höhere soziale Geltung und auch wirtschaftliche Selbständigkeit zu erreichen suchen. Die hierin Reüssierenden haben dann auch ohne Ehe einen befriedigenden Lebensinhalt neben ausreichendem Einkommen in Aussicht und werden dementsprechend nur unter idealeren Bedingungen, die natürlich seltener erfüllt zu finden sind, zur Ehe bereit sein. In früheren Zeiten, als es noch kein Frauenberufsstudium gab, mussten solche Mädchen regelmässig den Wunsch haben, sich zu verheiraten, und konnten ihn in der Regel auch erfüllt sehen.

Dass besonders die tüchtiger Beanlagten unter den Frauen sich in ihren wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen möglichst wenig durch Mutterschaften behindern lassen wollen, ist nur allzu begreiflich. Auf diese Weise wird jedoch die Fortpflanzung grösserenteils solchen Frauen überlassen, die eben sonst nichts Besonderes zu leisten vermögen. Aber weitaus das Wertvollste, was eine an Erbanlagen tüchtige Frau zu leisten vermag, ist doch ihre Fortpflanzung. Nur darin ist die hochwertige Frau unersetzlich, was von ihren sonstigen Leistungen doch wohl nicht gesagt werden kann, auch wenn man annimmt, dass sie im allgemeinen nicht notwendig hinter denen des Mannes zurückbleiben müssen. Gerade die begabtesten Frauen müssten einen mehr als nur verhältnismässigen Beitrag zur Erzeugung der nächsten Generation liefern, damit die guten Begabungen im Nachwuchs der Nation zunehmen oder wenigstens nicht seltener werden. Man verzeihe den Vergleich: Während in der Pferdezucht die besten Tiere zur Nachzucht, die übrigen nur zur Arbeit verwendet werden, herrscht in der modernen menschlichen Gesellschaft grossenteils die umgekehrte Ordnung¹⁾.

¹⁾ Die aus der Verbindung des Mutterberufes mit Erwerbsberufen sich ergebenden Schäden betreffen nicht die Genophysis der Nachkommen, sondern die Biophysis sowohl der Mütter wie ihrer Kinder.

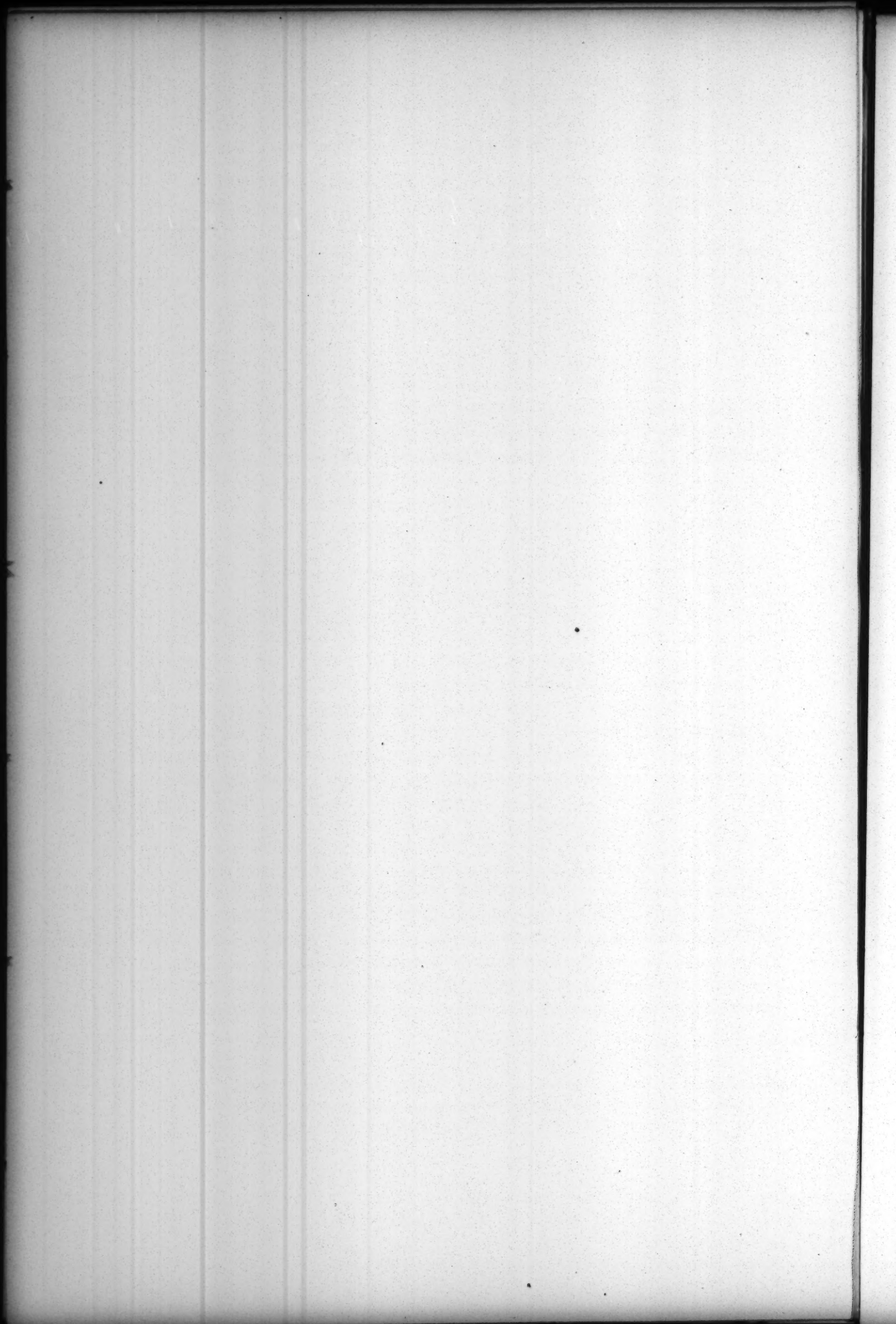
Bisher hatte die Kultur nur unter den Männern eine verhältnismässig geringe Fruchtbarkeit der überdurchschnittlich Begabten verursacht. Das war schon schlimm genug für die qualitative Rassenentwicklung. Jetzt tritt infolge der veränderten sozialen Stellung der Frau dasselbe rasseschädigende Fortpflanzungsverhältnis auch unter den Frauen ein, die Rasse erleidet also jetzt doppelten Schaden ¹⁾.

Hoffentlich fasst niemand diese Ausführungen als Angriffe gegen die auf kulturelle Hebung der Frau gerichteten Bestrebungen auf. Diese Bewegung ist unaufhaltbar, solange unsere Kultur zunimmt an Breite und Höhe. Bedenklich ist nur, dass, wie die moderne abendländische Kultur überhaupt im Unterschied von der Ostasiens, so natürlich auch die aus ihr hervorgehende Frauenbewegung in ausserordentlichem Masse individualistisch gerichtet ist. Wird aber die Gefahr, mit der dieser Individualismus die Rasse bedroht, in weiten Kreisen, einschliesslich der leitenden, erkannt, so ist es nicht ausgeschlossen, dass ihr teils durch eine geeignete Sozialpädagogik und Sozialsuggestion, teils durch allerlei sozialpolitische Reformen erfolgreich begegnet wird. Zur Erreichung dieses Zieles wäre eine Frauenbildung, die mehr von Gemeinsinn als von Individualismus beherrscht würde, eine mächtige und unentbehrliche Bundesgenossin. Für den Gemeinsinn aber kann es kaum ein höheres Ziel geben als die Veredlung unserer Rasse bis zu den Grenzen unseres Könnens, also besonders innerhalb unserer Volksgemeinschaft. Sowohl zur Sicherung eines rückschlaglosen Kulturfortschrittes als auch zur Hebung des Glückes der künftigen Generationen gibt es keinen zweckmässigeren Weg als den, welchen die Eugenik weist. Es fehlt ja unter den heutigen Führerinnen der Frauenbewegung nicht an solchen, die für den Gesichtspunkt der zu übernehmenden Pflichten nicht weniger empfänglich sind als für den der zu fordernden Rechte. Mögen diese die Rassendienstpflicht gerade geistig hochstehender Frauen erkennen und propagieren. Dann werden wohl viele der letzteren mit Genugtuung die Opfer bringen, die ihnen die Erfüllung dieser erkannten Pflicht auferlegt.

Indessen, so berechtigt die Zuversicht ist, dass diese Einsicht und die ihr entsprechende Bewegung in nicht zu ferner Zukunft die öffentliche Meinung und das sozialpolitische Handeln beherrschen werden, einstweilen sind wir noch nicht so weit, und demgemäss

¹⁾ Vgl. S. R. Steinmetz, „Feminismus und Rasse“, Ztschr. f. Sozialwissenschaft., 1904, S. 751 ff.; M. v. Gruber, „Mädchenerziehung und Rassenhygiene“, München 1910; J. Kaup, „Frauenarbeit und Rassenhygiene“, Hamburg 1913; Max Hirsch, „Fruchtabtreibung und Präventivverkehr im Zusammenhange mit dem Geburtenrückgang“, Würzburg 1914.

ist natürlich auch die moderne Frauenbewegung hauptsächlich von ganz anderen Idealen beherrscht. Wenn sie aber einmal für das Ideal des Rassedienstes gewonnen sein wird, dann wird sie es mit uns als eine der höchsten Aufgaben ansehen, auf alle Weise dahin zu wirken, dass in der öffentlichen Meinung und besonders im Bewusstsein der Frauen und Mädchen die Ehre der Mutterschaft, und hauptsächlich der mehrfachen Mutterschaft, erhöht wird. In geeigneter Mädchenerziehung dürfte eines der wirksamsten Mittel zu jener Umwandlung der öffentlichen Meinung und Wertung liegen. Aber die heutige „Höheretöchterbildung“ erzieht eher zur Geringschätzung der Mutterschaft. Das Entgegengesetzte muss Erziehungsideal werden, d. h. die Erziehung der Mädchen wird dahin zielen müssen, dass sie als Ehefrauen, je höher sie ihren eigenen Wert für die Rasse (ihren genophysischen Wert) einschätzen, desto mehr es sich zur Ehre anrechnen, der Gemeinschaft oder der Rasse eine angemessene Zahl von Nachkommen zu schenken. Die Hebung der Frau auf ein solches sittliches Niveau wäre die wertvollste kulturelle Hebung, sie würde für eine dauernde Höherentwicklung der menschlichen Kultur die zuverlässigste Grundlage schaffen.



Wachstumsgesetze.

Von

Prof. C. H. Stratz, Den Haag.

Erst in den letzten Jahrzehnten hat man versucht, das Wachstum des Menschen wissenschaftlich zu ergründen.

Es existieren darüber vier grössere selbständige Werke von Liharzick, Quételet, Daffner und Weissenberg, und zahlreiche kleinere, in Zeitschriften und Buchabschnitten niedergelegte Arbeiten.

Liharzicks 1862 erschienenes „Gesetz des Wachstums“ ist, wie G. Fritsch und O. Ranke nachgewiesen haben, völlig wertlos, da es sich ohne jegliche eigene Beobachtung in theoretischen Spekulationen ergeht.

Auch Quételets „Anthropometrie“ 1870 genügt nicht den modernen wissenschaftlichen Ansprüchen, da auch er, wie er selbst angibt, seinem System zuliebe die objektiven Befunde geändert hat.

Daffners „Wachstum des Menschen“, 1902 in zweiter Auflage erschienen, ist ein wenig übersichtliches Mosaik eigener und fremder Messungsergebnisse und bereitet ebenfalls Enttäuschung, weil er auf die wichtigsten Fragen die Antwort schuldig bleibt.

Weissenbergs „Wachstum des Menschen“ ist im Jahre 1911 erschienen. Es wäre vortrefflich, wenn es seinen richtigen Titel „Das Wachstum der russischen Juden“ führte und wenn der Verfasser sich der generalisierenden „Fehlerschlüsse“ (sic) und der nicht gerade akademischen Ausdrücke enthalten hätte, mit denen er ihm nicht passende Forscher abzufertigen sucht. Abgesehen davon ist es eine ausserordentlich fleissige Arbeit, der unter den Einzeluntersuchungen ein nicht zu bestreitender Platz gebührt.

Als Stichproben seiner Literaturverwertung führe ich folgende an:

Bei der Besprechung des Wachstums schreibt er (S. 129):

„Bestätigendes Zahlenmaterial lag Stratz jedenfalls nur für die zwei letzten Perioden vor.“

Auf Seite 78 meines Körpers des Kindes, III. Aufl., das Weissenberg auch in seinem Literaturverzeichnis anführt, schrieb ich:

„Neben normaler Körperbildung des Kindes habe ich auch die beiden Eltern berücksichtigt und namentlich solche ausgeschlossen, die von kleingewachsenen Eltern stammten. Auf diese Weise blieben von einigen hundert (es sind 826) daraufhin untersuchten Personen etwa 60 einwandfreie Fälle übrig.“

Ich habe somit für jedes Lebensjahr mindestens drei normale Fälle, die aus einem viel grösseren, ärztlich mit der Aszendenz genau untersuchten Material stammen, zur Verfügung gehabt.

Auf Seite 141 führt Weissenberg die von mir aufgestellten Entwicklungsstadien der Brust: Mamilla, Knospe, Knospenbrust und reife Brust auf Bartels zurück.

Ähnlich wie mit mir springt er mit von Lange, Pfitzner, Sara Teumin und anderen um.

Ich halte mich um so mehr für verpflichtet, auf diese literarischen Fahrlässigkeiten hinzuweisen, als Weissenbergs Buch neuerdings von Birckner u. a. ohne Kommentar zitiert wurde.

Trotz dieser und ähnlicher Entgleisungen macht aber das von Weissenberg gebrachte Tatsachenmaterial den Eindruck völliger Wahrhaftigkeit, die auch durch den Vergleich mit analogen Einzeluntersuchungen bestätigt wird.

Bei der Verwertung darf man aber nicht vergessen, dass es sich bei Weissenberg um ein minderwertiges Material handelt, das sich auf der untersten Grenze des Durchschnitts bewegt.

Zum Beweis verweise ich auf meine letzte Zusammenstellung der mittleren Höhe von Schulkindern (in der „Gesundheitslehre des Kindes“ von Kruse und Selter), wo die Weissenbergischen Mittelmasse am schlechtesten abschneiden.

Massgebend für die Bestimmung des normalen Wachstums sind verschiedene Einzeluntersuchungen, welche bereits in die meisten Lehrbücher Eingang gefunden haben, so dass ich mich hier mit dem Hinweis begnügen kann.

Für das Höhenwachstum liegen Beobachtungsreihen an ärztlich untersuchten, normalen Kindern vor von Axel Key, von Lange und mir. Völlig übereinstimmende Ergebnisse hatten an gleichfalls ausgesuchtem Material, wenn auch in geringerer Vollständigkeit, Rietz, Kotelmann, Hertel, Roberts, Bowditsch und Pagliani.

Für das Massenwachstum sind die Cämmererschen Angaben massgebend. Ihnen schliessen sich mit gleichen Werten an: Axel Key, Hertel, Roberts, Bowditsch, Kotelmann und Rietz. Einige eigene Kontrollwägungen deckten sich mit den Cämmererschen Zahlen. Bei der Verwertung dieser Ergebnisse

hat man entweder vorher alles minderwertige Material auszuschliessen, oder, bei grösseren Massenuntersuchungen, neben dem Durchschnittswert nach dem Vorgang von von Lange Dominanten aufzustellen.

Als feststehende Wachstumsgesetze haben sich aus diesen Untersuchungen ergeben:

Das Wachstum verläuft nicht gleichmässig. Es bestehen zwei, zuerst von Bartels festgestellte Streckungsperioden, am Ende der neutralen Kindheit vom 5. bis 7. Jahre, und am Ende der bisexuellen Kindheit vom 10. bis 15. Jahre, zwischen denen Perioden von langsamerem Wachstum liegen. Der Pubertätsantrieb tritt bei den Mädchen um 2 bis 3 Jahre früher ein als bei Knaben, weshalb die Mädchen vom 11. bis 14. Jahre an Länge und Gewicht die gleichaltrigen Knaben übertreffen und deren Wachstumskurve überkreuzen. Mit dem 15. Lebensjahre setzt bei den Knaben ein stärkeres Wachstum ein, sie überkreuzen dann ihrerseits die Mädchenkurve und enden im Wachstumsabschluss mit einem Überschuss von etwa zehn Zentimeter.

Verglichen mit diesen an normalen Individuen gewonnenen Ergebnissen gewinnen auch die Durchschnittszahlen von wahllos zusammengestelltem Material an Bedeutung.

Es ergibt sich nämlich, dass die Wachstumsgesetze, die Streckungsperioden, die Überkreuzung der Knaben durch die Mädchen, stets befolgt werden, dass aber die Wachstumsenergie und der Wachstumsabschluss unter der Norm bleiben.

Aus diesem Grunde sind auch die Wachstumsperioden bei kleinwüchsigen und unterernährtem Material weniger scharf ausgeprägt, eine Erscheinung, die Weissenberg dazu verleitet hat, bei seinen kleinen russischen Juden die erste Streckung als nur „scheinbare“ anzusehen.

In Kurve 1 sind die normalen Linien dargestellt; daneben vom 6. bis 15. Jahre als graue Zonen das Gebiet sämtlicher bisher gefundenen Durchschnittswerte, und die Maximal- und Minimalzahlen von Rietz.

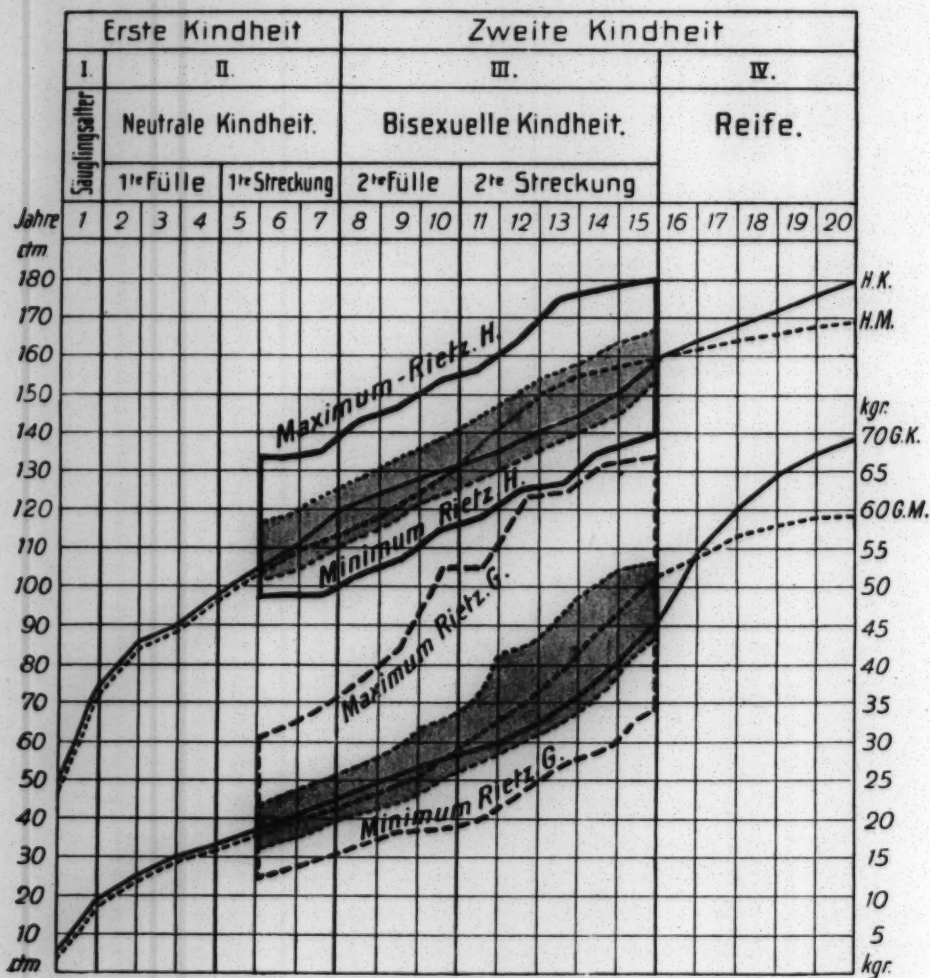
Hierbei ist zu bemerken, dass die graue Durchschnittszone für das Gewicht nach Schmidt-Monard um 8% heruntergesetzt werden müsste, weil die Normalzahlen sich auf nackte, die Durchschnittszahlen auf bekleidete Kinder beziehen.

Dann ergibt sich, dass alle Durchschnittszahlen sich ziemlich regelmässig um die Normale herum gruppieren.

Nun beziehen sich aber sämtliche brauchbaren Angaben über das Wachstum nur auf das Lebensalter bis zu zwanzig Jahren.

Wachstumskurven, welche das ganze Leben in sich schliessen, geben ausser Quételet, dessen Angaben nicht verwertbar sind, nur Erisman und Weissenberg, welche sich beide nur auf die Körperhöhe beziehen.

Daneben finden sich zahlreiche Literaturangaben, welche bisher noch nicht zusammengefasst wurden.



Kurve 1.

Von Gould, Ranke, Koganei u. a. ist festgestellt worden, dass das Höhenwachstum mit dem 20. Lebensjahre noch nicht völlig abgeschlossen ist, sondern bis zum 40. um 3 bis 5 Zentimeter steigt; denn die auf viele Tausende sich erstreckenden Massenmessungen ungefähr gleichwertiger Individuen ergaben die Maximalhöhe zwischen dem 35. bis 40. Lebensjahre. Auch ich habe an einigen

Patientinnen eine Wachstumszunahme bis zu 5 Zentimeter nach dem 20. Lebensjahre feststellen können, an mir selbst konnte ich vom 20. bis 40. Lebensjahre eine Zunahme von 178 auf 180 Zentimeter nachweisen.

Man kann somit als feststehend annehmen, dass das Höhenmaximum in beiden Geschlechtern zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre erreicht wird und den Wachstumsabschluss des 20. Jahres um 2 bis 5 Zentimeter überschreitet.

Dieser Annahme entspricht die *Erismansche Kurve*, welche in diesem Abschnitt ihren Höhepunkt erreicht, während *Weissenbergs Kurve* vom 25. Jahre an abfällt. Da die letztere ausserdem in den späteren Jahren einen unregelmässigen Verlauf zeigt, mit 45 Jahren etwa 1 cm tiefer steht als mit 55, so ist ihre Gültigkeit als Norm ausgeschlossen; es laufen hier Zufälligkeiten mit, welche nur durch ein sehr viel grösseres Material, wie es *Erismans* zur Verfügung stand, oder durch vorherige Auswahl einwandfreier Individuen vermieden werden können.

Vom 40. Lebensjahre bis zum Lebensende tritt, wie die Kurven von *Erismans* und *Weissenberg* ebenso wie die obengenannten Messungen übereinstimmend ergeben, ein Höhenabfall von 2 bis 6 Zentimeter ein.

Auf Grund dieser Angaben lässt sich somit eine normale Höhenkurve für das ganze Leben konstruieren, wobei freilich eine nachträgliche Feststellung und Kontrolle sehr erwünscht wäre. Für Deutschland liesse sich dem leicht genügen, da von allen Militärpflichtigen genaue Messungen vom 20. Lebensjahre vorhanden sind, welche durch Nachmessung derselben Individuen, die inzwischen das 40., 50. und 60. Lebensjahr erreicht haben, vervollständigt werden könnten.

Viel schwieriger liegt die Frage bei Bestimmung des Gewichts. Zunächst bietet das Gewicht, wie schon aus Kurve 1 hervorgeht, viel grössere Schwankungsbreiten als die Höhe, dann aber ist der Fettansatz beider Geschlechter beim Abschluss des Geschlechtslebens, besonders unter Kulturvölkern, häufig so ausserordentlich, dass es schwer wird, normale Grenzen festzulegen.

Ich habe versucht, dafür einige einwandfreie Beobachtungen zu sammeln. Für das männliche Geschlecht kommen dafür nur solche Personen in Betracht, deren Beruf eine regelmässige körperliche Tätigkeit mit sich bringt; unter den höheren Ständen sind dies namentlich Offiziere, Landwirte, Ärzte, die chirurgisch tätig sind, und Sportleute, unter den arbeitenden Klassen solche, die keine zu anstrengende Arbeit zu verrichten haben. In zwölf ausgesuchten

Fällen konnte ich bei einer Körperhöhe von 180 cm eine Zunahme vom 20. bis 45. Lebensjahre um 5 bis 8 Kilogramm feststellen.

Bei fünf Frauen besserer Stände, die mehrfach geboren hatten, und durch sportliche Tätigkeit ihren Körper kontrollierten, war bei 170 cm Körperhöhe vom 20. bis 40. Lebensjahre eine Zunahme von 3 bis 5 Kilogramm eingetreten.

Obgleich diese Zahlen noch sehr spärlich sind, berechtigen sie doch, weil sie von ausgesuchten Individuen stammen, zu der Annahme, dass bei beiden Geschlechtern nach dem 20. Lebensjahre eine Gewichtszunahme von 5 kg als Norm angesehen werden darf.

Dass nach der individuell häufigen postklimakterischen Fülle eine zuweilen recht erhebliche Gewichtsabnahme nach dem 60. Jahre eintritt, ist eine allgemein beobachtete Tatsache, welche aber bisher noch nicht zahlenmässig festgelegt wurde.

Hier bewegen wir uns noch ganz auf dem Gebiete der Hypothese, obgleich alle Tatsachen dafür sprechen, dass ein dem Höhenabfall entsprechender Gewichtsabfall vorhanden ist.

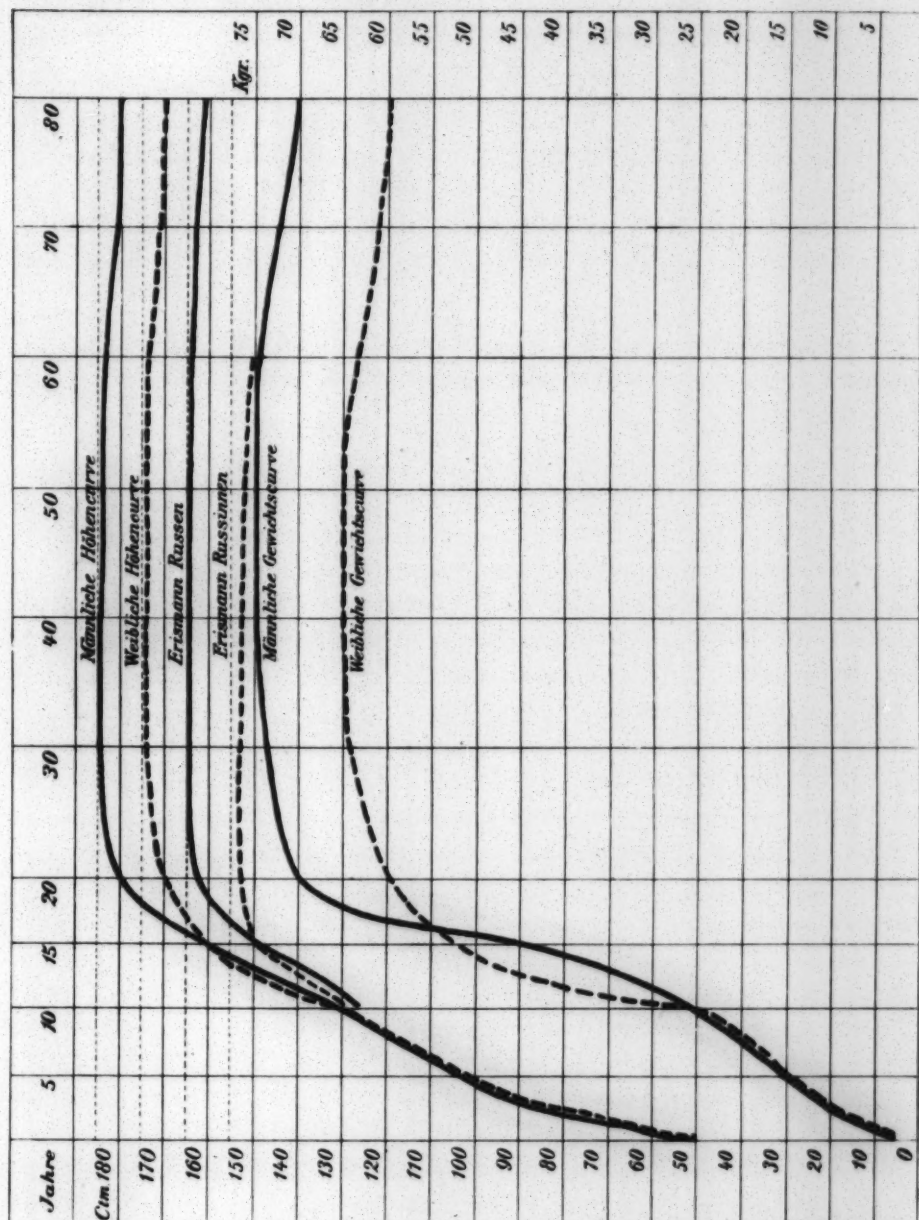
In Kurve 2 habe ich die Normalkurven für das Wachstum und Gewicht im Laufe des ganzen Lebens zusammengestellt in einer Form, die ich auf Grund der angeführten Tatsachen für annähernd richtig halten darf.

Der männlichen und weiblichen Höhenkurve liegen bis zum 20. Jahre die von Axel Key, von Lange und mir gefundenen Normalzahlen zugrunde. Für das Weiterführen der Kurven bis zum 80. Lebensjahre sind die Erismanschen Erhebungen massgebend in der Weise, dass der Verlauf, dem höheren Wachstumsabschluss entsprechend, parallel angelegt wurde. Diesem Schema reihen sich bestätigend die Maximalzahlen von Gould, Ranke und Koganei für das 40. Lebensjahr ein.

Für die Gewichtskurven liegen bis zum 20. Lebensjahre die Cämmererschen Tabellen zugrunde. Das Ansteigen bis zum 40. Jahre ist von meinen diesbezüglichen Erhebungen abgeleitet. Von da bis zum 80. Jahre handelt es sich um eine theoretische Ergänzung.

Diese Lücke auszufüllen, dürfte auf erhebliche Schwierigkeiten stossen. Von Massenwägungen ist hierfür wenig Heil zu erwarten, da die meisten alten Leute aus niederen Schichten durch Krankheiten, unzweckmässige und mangelhafte Ernährung Unterwerte ergeben, und einwandfreie Objekte in grösserer Anzahl schwer zu beschaffen sind. Doch dürfte sich bei weiteren Untersuchungen herausstellen, dass die Durchschnittszahlen bei richtiger Verwertung

auch hier nützliche Hinweise bieten, wenn sie mit einigen wenigen Normalen verglichen werden.



Kurve 2.

In jedem Falle aber sind die Unterschiede an Höhe und Gewicht nach dem 20. Lebensjahre so geringfügig, dass ein bedeutender Unterschied von der hier gegebenen Darstellung kaum zu erwarten ist.

Die individuelle Variabilitätsbreite dürfte aber für das Gewicht, wenn man vom normalen Massstab absieht, eine noch viel grössere werden, als sie sich auf der in Kurve 1 bestimmten Zone für das Entwicklungsalter darstellt.

Für Literaturangaben verweise ich auf Ranke (Der Mensch, III. Aufl.), Weissenberg (Das Wachstum des Menschen), Stratz (Der Körper des Kindes, III. Aufl., und „Gestalt und Wachstum des Kindes“ in Kruse und Selter, Die Gesundheitspflege des Kindes)¹⁾.

¹⁾ Anmerkung bei der Korrektur: Friedenthal, „Das Wachstum des Menschen“, war bei Abfassung dieses Artikels noch nicht erschienen.

Altindische Geburtshilfe.

Von

Prof. Dr. Richard Schmidt, Münster i. W.

I. Normale Geburt.

Über die altindischen Anschauungen von Therapie und allem, was zur Medizin überhaupt gehört, sind wir verhältnismässig recht gut unterrichtet. Die wichtigsten Originaltexte sind uns in meist ganz erträglichen indischen Ausgaben zugänglich, wenn diese auch den strengen Anforderungen abendländischer Kritik nicht ganz genügen können; R. Hoernle hat seine monumentale Arbeit über das sog. Bower Manuskript abgeschlossen¹⁾, und J. Jolly hat im Grundriss der indo-arischen Philologie, Bd. III, Heft 10, eine glänzende Monographie der indischen Medizin geliefert, die für lange Zeit grundlegend bleiben wird. Sie berücksichtigt die ganze medizinische Literatur der Inder und gibt in grossen Zügen ein klares Bild der Geschichte und des Umfangs der ärztlichen Kunst, soweit die betreffenden Werke in Sanskrit abgefasst sind. Ob nun freilich diese Veröffentlichungen weit über den engen Kreis der zunächst interessierten Indologen hinausgedrungen sind und ob überhaupt die modernen Ärzte aus den altindischen Lehren noch etwas mehr als bloss historisch merkwürdige Tatsachen werden herausholen können, vermag ich nicht zu entscheiden. Sicher ist jedenfalls soviel, dass im einzelnen noch eine Menge zu tun ist. Dem grösseren Publikum darf man unmöglich zumuten, Sanskrit zu studieren, um sich in die Originalwerke vertiefen zu können. Da müssen eben zuverlässige Übersetzungen zur Verfügung stehen, die geeignet sind, die Urschriften zu ersetzen, soweit eine Übertragung das überhaupt

¹⁾ The Bower Manuscript. Facsimile leaves, Nagari transcription, roman transliteration, and english translation with notes. Calcutta 1893—1908.

vermag. Nun ist daran auf unserem Gebiete keineswegs Überfluss; ganz im Gegenteil. Nicht einmal von den beiden ältesten Autoren, Caraka und Suśruta, ist eine vollständige Übersetzung vorhanden — ich sehe dabei von Hessler's unzulänglicher Leistung ab (Erlangen 1844—55) —, die englische des Suśruta von K. K. L. Bhishagratna und die des Caraka von Avinash Chandra Kaviratna sind bisher Torsos geblieben.

Vorliegender Beitrag zur altindischen Wochenpflege wird also in dieser Zeitschrift nicht unwillkommen erscheinen. Der Verfasser, aus dessen grossem Sammelwerke das Stück entnommen ist (IV, 8, 32 ff.), Caraka, gilt als die älteste Autorität auf dem Gebiete der indischen Medizin. Das ist indische Überlieferung, das ist auch Jollys Annahme (S. 11). Er soll der Leibarzt des berühmten Königs Kaniska gewesen sein und gehört darum in das erste Jahrhundert n. Chr. Sein Buch muss grosses Ansehen genossen haben, denn es ist ins Persische und danach ins Arabische übersetzt worden.

Die Hauptschwierigkeit, mit der man bei der Lektüre der indischen Mediziner zu kämpfen hat, liegt in den zahlreichen Pflanzennamen. Sie richtig zu verstehen, ist nicht immer leicht, da ein und dasselbe Wort nicht selten eine ganze Reihe von Pflanzen bezeichnet. Da hilft das Lexikon gar nichts; etwas bisweilen ein Blick in Dymock's Pharmacographia Indica, Dutts Materia medica of the Hindus oder ähnliche Werke.

*

Vor dem neunten Monat lasse man für sie an einem Platze, von dem Knochen, Steinchen und Scherben entfernt sind, auf einem Terrain, das nach Aussehen, Feuchtigkeit und Geruch empfehlenswert ist, das Haus der Wöchnerin herstellen, mit der Tür nach Osten oder nach Norden¹⁾. Wisse, aus dem Holze der Aegle marmelos, der Diospyros embryopteris, der Terminalia catappa, der Semecarpus anacardium, der Crataeva Roxburghii, der Acacia catechu, oder welche Arten die Atharvaveda-kundigen Brahmanen sonst empfehlen, sei das Haus erbaut²⁾, und reichlich versehen³⁾ mit Kleidern,

¹⁾ Nach Suśruta soll die Tür nach Osten oder Süden gehen (III, 10, 2). Die Grössenverhältnisse sind nach ihm: 8 hasta lang und 4 hasta breit (1 hasta = $1\frac{1}{2}$ Fuss englisch).

²⁾ Suśruta schreibt vor, das Haus solle ebenso wie das Bett je nach der Kaste, der die Frau angehört, aus Aegle marmelos, Ficus indica, Diospyros embryopteris oder Semecarpus anacardium hergestellt sein; die Wände sollen bestrichen sein (upaliptabhittim); wahrscheinlich mit Kuhmist.

³⁾ Diese ganze ausführliche Aufzählung macht Suśruta mit einem einzigen Worte ab: suvibhaktapariicchadam „mit gut verteiltem Geräte“.

Salben, Betttüchern und Decken für sie. Feuer, Wasser, ein Mörser, Abtritt, Baderaum, eine Küche und sonstige, den Umständen entsprechende Bequemlichkeiten seien darin, der Neigung entsprechend. Dort soll (ferner) zur Hand sein: zerlassene Butter, Öl, Honig, Steinsalz, Kunstsatz¹⁾, schwarzes Salz, Embelia ribes, Melasse, Costus, Pinus deodora, trockner Ingber, Wurzel von Piper longum, Scindapsus officinalis, mandūkarpāṇī²⁾, Kardamom, Jussieua repens, Acorus calamus, Piper chaba, Plumbago zeylanica, Pongamia glabra, Teufelsdreck, Senf, Lauch, Kümmel, Premna spinosa, Nauclea cadamba, Linum usitatissimum, Pfeffer, Betula bhojpatra, Dolichus uniflorus, Arrak, Branntwein und Likör. Ferner zwei Steine, zwei starke Stössel, zwei Mörser, ein Esel und ein Stier, zwei spitze Näh- und Stecknadeln, aus Gold und Silber, scharfe eiserne Messer, zwei Ruhebetten aus Aegle marmelos; Diospyros embryopteris- und Terminalia catappa-Holz zum Anfachen des Feuers und zahlreiche³⁾ Frauen, die oft geboren haben, durch Freundschaft verbunden, immer voll Zuneigung, liebenswürdig von Benehmen, geistesgegenwärtig, von Natur liebevoll, frei von Bestürzung, zum Ertragen von Anstrengung geeignet und angenehm sind; auch Atharvaveda-kundige Brahmanen; und alles was man sonst dabei für nützlich hält und was sonst die Brahmanen und die alten Frauen sagen, soll man tun (32).

Wenn dann der neunte Monat angebrochen ist, soll sie an einem glückverheissenden Tage, während der heilige Mond in Konjunktion mit einem empfehlenswerten Sternbilde getreten ist, an einer glückbringenden Taghälfte, zur Mitra-Stunde⁴⁾ das Beschwichtigungsopfer⁵⁾ darbringen, zuerst Kühe, Brahmanen, Feuer und Wasser bringen lassen, den Kühen Gras und Wasser, Honig und geröstetes Korn geben, den Brahmanen unenthülstes Korn, Blumen und unter Gebeten erwünschte Früchte spenden, mit Wasser die Sitze weihen, sich wieder den Mund ausspülen und „Heil!“ sagen. Darauf soll sie, sich unter Erwähnung des glückverheissenden Tages den Kühen und Brahmanen zuwendend, in das Haus der Wöchnerin eintreten und dort verweilend die Zeit der Niederkunft abwarten (33).

¹⁾ „Kunstsatz“ entsteht durch Kochen von Soda mit den Früchten von Emblica officinalis.

²⁾ Wörtlich „Froschblatt“. Kann Rubia munjista, Clerodendrum siphonanthus, Polanisia icosandra und Hydrocotyle asiatica sein.

³⁾ Bei Suśrūta sind es vier Frauen von reifem Alter, die ihr Vertrauen besitzen, Erfahrung im Gebären haben und sich die Nägel geschnitten haben.

⁴⁾ Der Tag zerfällt in dreissig Stunden zu 48 Minuten; die dritte davon heisst die Mitra-Stunde.

⁵⁾ Natürlich zur Abwehr der Dämonen, zur Behebung böser Vorzeichen etc.

Folgende Anzeichen¹⁾ an ihr deuten auf die Zeit des Gebärens hin: Abgeschlagenheit der Glieder, Müdigkeit im Gesichte, Mattigkeit in den Augen, gleichsam Lockerung der Bänder der Brust, Herabsinken des Bauches, unten Schwere, Stechen in den Weichen, der Blase, den Hüften, dem Bauche, den Seiten und dem Rücken, Ausfluss aus der Vagina und Appetitlosigkeit. Darauf treten die Wehen ein und das Fruchtwasser läuft ab. Beim Eintreten der Wehen aber schlage man auf der Erde das mit weichen Decken versehene Lager²⁾ auf, und wenn sie darauf ruht³⁾, dann umringen sie die mit den genannten Eigenschaften versehenen Frauen und setzen sich um sie her. Sie sprechen ihr Mut zu mit beherzigenswerten Worten, die der Vorschrift entsprechende Dinge kundtun. Wenn jene, trotzdem sie unter den Wehen zu leiden hat, doch nicht gebiert, dann sage man zu ihr: „Steh auf, nimm den und den Stössel und arbeite damit immerzu in diesem mit Korn gefüllten Mörser! Gähne immer wieder und gehe zwischendurch umher!“ So schreiben manche vor (34).

Das (soll sie aber) nicht (tun), hat der ehrwürdige Ātreya gesagt. Denn einer Schwangeren wird für immer verordnet, schwere Anstrengung zu meiden, und besonders zur Zeit der Niederkunft. Bei einer zarten Frau, deren sämtliche Stoffe und Humores in Bewegung geraten sind, würde der bei der Anstrengung mit dem Mörser angetriebene Wind das Innere erfassen und den Lebensgeist töten, denn in solcher Zeit ist der Schwangeren ganz besonders schwer mit Gegenmitteln zu helfen. Deshalb meinen die Weisen, sie solle es vermeiden, den Mörser zur Hand zu nehmen; Gähnen jedoch und Umhergehen ist auszuführen⁴⁾ (35).

Nun gebe man ihr zum Daranriechen⁵⁾ Pulver von *Costus*, *Kardamom*, *Jussieua repens*, *Acorus calamus*, *Plumbago zeylanica* oder *Pongamia glabra*; da rieche sie wiederholt daran. Ferner beräuchere man sie mit Birkenblättern oder *Dalbergia sissoo*-Mark,

¹⁾ Wenn der Bauch schlaff geworden ist, sagt *Suśruta*, das Herzband sich gelöst hat und in der Hüftgegend stechende Schmerzen auftreten, erkennt man, dass die Niederkunft bevorsteht.

²⁾ Nach einer späteren Autorität [*Vāgbhaṭa*] gehört als Decke ein rotes Stierfell dazu.

³⁾ *Suśruta* schreibt vor, die Kreissende solle mit gebogenen Schenkeln und mit dem Gesicht nach oben liegen. Er sagt auch, man solle Segenswünsche über sie aussprechen, Knaben um sie her sich aufstellen lassen, ihr Früchte mit männlichen Namen in die Hand geben, sie gut salben, mit warmem Wasser besprengen und ihr Reisschleim zu trinken geben.

⁴⁾ *Suśruta* hat von alledem nichts; *Vāgbhaṭa* erklärt sich mit *Caraka* gegen solche Gewaltmassregeln und lässt nur das Gähnen und Umhergehen gelten.

⁵⁾ Fehlt bei *Suśruta*.

salbe ihre Hüften, Seiten, den Rücken und die Schenkelgegend zwischendurch mit wenig warmem Öle und reibe sie, bis sie Wohlbehagen empfindet. Durch diese Behandlung kommt die Frucht mit dem Kopfe nach unten zu liegen. Wenn man merkt, dass dieselbe sich vom Herzen (der Mutter) gelöst hat und in den Leib eintritt, den Blasen Hals erreicht, die Wehen häufiger auftreten und ihre Frucht sich nach unten umdreht: in diesem Stadium soll man sie auf das Bett legen; sie soll (die Frucht) in Bewegung zu bringen suchen, und eine ihr genehme Frau soll ihr folgenden Spruch ins Ohr flüstern:

„Erde, Wasser, Luft, Feuer, Wind, Indra und Prajāpati mögen Dich samt der Frucht immerdar schützen und Dir Befreiung von dem Dorn¹⁾ gewähren.

Gebäre Du unverletzt, o Schöngesichtige, einen unverletzten, wie Kārttikeya²⁾ glänzenden, von Kārttikeya beschützten Sohn!“

Und jene Frauen mit den genannten Eigenschaften sollen sie belehren: „Wenn die Wehen nicht auftreten, dann presse nicht mit!“ Wenn sie nämlich mitpresst, ohne dass die Wehen auftreten, dann ist diese ihre Arbeit nutzlos, und ihr Kind wird verkrüppelt; und wenn es eine Verkrüppelung abbekommen hat, neigt es zu Atembeschwerden, Husten, Auszehrung und Milzvergrößerung. Denn geradeso, wie man trotz aller Mühe bei Schnupfen, Auswurf, Blähungen, Urin und Kot keine Entleerung findet, wenn die Zeit noch nicht gekommen ist, oder sie nur schwer findet, geradeso geht es der Frau, die die Frucht herauszupressen sucht, deren Zeit noch nicht gekommen ist. Wie aber anderseits das Verhalten des Schnupfens etc. zum Schaden ausschlägt, ebenso ist es, wenn sie die Frucht, deren Zeit gekommen ist, nicht herauspressen wollte. Man soll daher zu ihr sagen: „Handle nach dieser Vorschrift!“ Indem sie so handelt, presse sie zuerst ganz langsam, danach recht kräftig; und während sie presst, sollen ihr die Frauen das Wort zurufen: „Entbunden, entbunden! Einen gesegneten, gesegneten Sohn!“ So werden ihre Lebensgeister vor Freude in Bewegung gesetzt (37).

Wenn sie entbunden ist, sehe eine der Frauen bei ihr nach, ob die Nachgeburt gekommen ist oder nicht. Wenn die Nachgeburt nicht herausgekommen ist, dann drücke sie eine der Frauen kräftig

¹⁾ Der „Dorn“ ist natürlich der Fötus. Indra und Prajāpati sind zwei Götter des indischen Pantheons.

²⁾ Der Kriegsgott, das Haupt der Krankheitsdämonen, die den Kindern gefährlich sind.

mit der rechten Hand oberhalb des Nabels, fasse sie mit der linken Hand am Rücken und schüttele sie unter tüchtigem Schütteln. Dann trete sie ihr mit der Ferse auf die Hüfte, fasse ihre Hinterbacken und presse sie unter heftigem Pressen. Dann berühre sie mit einer kleinen Haarflechte Hals und Gaumen und räuchere ihre Vagina mit Birkenblättern, Bergkristall oder mit einer abgestreiften Schlangenhaut¹⁾. Eine Paste von *Costus* und *Flacourtia cataphracta* lasse man in einer Brühe von *Eleusine indica*, oder im feinsten Arrak oder Branntwein, oder in einem Dekokt von *Dolichus uniflorus*, oder in einem Aufguss von *Rubia munjista* und *Piper longum* zergehen und jene davon trinken (38).

Ebenso tue man die Paste von kleinen Kardamomen, *Pinus deodora*, *Costus*, trockenem Ingber, *Embelia ribes*, schwarzem Salz, Melasse, *Piper chaba*, *Piper longum*, *Plumbago zeylanica* und *Nigella indica* oder das rechte Ohr eines alten Eselhengstes, welches man ausgerissen und auf einem Steine zerrieben hat, in *Eleusine indica*-Brühe oder ein anderes (der eben genannten Dekokte), lasse es ziehen, nehme es nach einem Stündchen²⁾ heraus und lasse jene den Auszug trinken. Auch lasse man sie ein Quantum von dem Sesamöle nehmen, welches mit *Anethum sowa*, *Costus*, *Vanguiera spinosa* und *Ferula asa foetida* bereitet ist. Danach gebe man ein Stuhlzäpfchen und appliziere ein öliges Klistier mit eben diesen Auszügen, die man mit Muskatnuss, *Lepeocercis serrata*, Gurke³⁾, *Luffa foetida*, *Wrightia antidysenterica*, Fenchel und *hastiparni*⁴⁾ verbunden hat. Dieses Klistier entfernt bei ihr nämlich zugleich mit den Blähungen, dem Harne und dem Kote auch die festgesetzte Nachgeburt, indem dadurch der Wind in der natürlichen Richtung zu wehen anfängt. Die Nachgeburt nämlich hemmen Wind, Harn, Kot und anderes, was nach innen und aussen gerichtet ist . . . (39).

Wenn der Arzt merkt, dass die Wöchnerin hungrig ist, lasse er sie zunächst mit aller Macht ein Fettmittel trinken; zerlassene Butter, Öl, Schmalz oder Mark, nachdem er die Zuträglichkeit geprüft hat. Wenn sie das mit dem Pulver von *Piper longum*, der Wurzel desselben, *Piper chaba*, *Plumbago zeylanica* und Ingber verbundene Fettmittel getrunken hat, salbe er sie mit zerlassener

¹⁾ *Suśruta* schreibt die Räucherung mit der [bei der Häutung] abgestreiften Haut einer „schwarzen“ Schlange [= Cobra] oder mit *Vanguiera spinosa* für den Fall vor, dass der Fötus stecken bleibt. Oder man binde der Frau an Hände und Füße eine *hiraṇyapūṣpi*-Wurzel (?) oder lasse sie *Ruta graveolens* oder *viśalyā* (?) in die Hand nehmen.

²⁾ Genau: 48 Minuten.

³⁾ Die Spezies ist nicht näher zu bestimmen.

⁴⁾ „Elefantenblatt“; nicht zu identifizieren.

Butter und Öl und umhülle ihren Leib mit einem grossen Tuche; so verursacht ihr der Wind keine Schädigung am Leibe, da er keine Stätte findet. Nachdem aber das Fettmittel verdaut ist, lasse er sie eine mit Piper longum etc. bereitete, gut fettige, flüssige Reismehlbrühe schluckweise trinken, begiesse sie zu beiden Zeiten mit warmem Wasser, ehe sie das Fettmittel und die Reismehlbrühe trinkt, und stelle so nach dem Verlauf von fünf Nächten oder sieben Nächten langsam eine gesunde Funktion wieder her bei der Wöchnerin (43).

Eine Krankheit aber, die eine Wöchnerin befällt, ist schwer zu heilen oder unheilbar, weil beim Wachsen des Fötus alle Säfte geschwunden oder geschwächt worden sind und der Körper durch die Anstrengung und den Schmerz beim Pressen sowie durch den Blutverlust ganz leer geworden ist. Darum behandle man sie in der angegebenen Weise, und zwar ganz besonders nach den Vorschriften, die sich auf Salbung, Einreiben, Übergiessung, Baden und Diät beziehen und mit Mitteln verbunden sind, welche die Elemente und die Lebenskraft günstig beeinflussen, stärkend und süß sind und windvertreibend wirken. Damit also behandle man sie vorzugsweise; denn Frauen, die (eben) geboren haben, haben ganz besonders wenig im Leibe (44). —

Suśruta, neben dem eben gehörten Caraka die älteste Autorität, sagt über die Behandlung nach der Entbindung noch folgendes (III, 10, 13):

Nachdem die Wöchnerin mit Sida cordifolia-Öl gesalbt ist, behandle man sie mit einer Abkochung von windtreibenden Kräutern. Ist aber noch Krankheitsstoff in ihr, so lasse man sie denselben Tag Pulver von Piper longum, Piper longum-Wurzel, Scindapsus officinalis, Plumbago zeylanica und Ingber mit heissem Zuckerwasser trinken. So mache man es zwei oder drei Nächte lang, so lange noch schlechtes Blut da ist. Wenn es gereinigt ist, lasse man sie drei Nächte lang mit Hedysarum gangeticum etc. zubereitetes Öl- oder Milchmus trinken. Darauf lasse man sie unter Berücksichtigung ihrer Kraft und Verdauungsfähigkeit Reiskreisbrot essen mit Wildpretbrühe, die mit Gerste, kola (?) und Dolichus uniflorus zubereitet ist. Wenn sie anderthalb Monate nach dieser Vorschrift behandelt worden ist, braucht sie keine Diät mehr innezuhalten und verliert die Bezeichnung „Wöchnerin“; einige meinen, wenn die Menstruation wieder eintritt.

II. Abortus.

Caraka IV, 4, 10: Folgendes sind die Punkte, die eine Schädigung des Fötus bewirken, nämlich: alles allzu Schwere, Heisse und

Scharfe, und harte Arbeiten — dies und anderes lehren die Alten. (Die Wöchnerin) trage keine roten Gewänder, um die Gottheiten, die Dämonen und deren Begleiter nicht zu erzürnen; sie genieße keine Rauschgetränke, die Rausch verursachen, sie besteige keinen Wagen, sie esse kein Fleisch, sie meide ängstlich alle Dinge, die ihren Sinnen zuwider sind, und alles, was die (sie umgebenden) Frauen sonst vielleicht noch wissen. Wenn ihr Verlangen aber heftig sein sollte, dann gewähre man ihr (selbst) einen Wunsch nach Unbekömmlichem, indem man es mit Bekömmlichem verbindet, um das Verlangen zu stillen. Denn wenn das Verlangen ungestillt bleibt, dürfte der Wind erregt werden, im Körper drinnen umherfahren und den in der Ausbildung begriffenen Fötus vernichten oder entstellen.

Caraka IV, 8, 16: Folgendes sind die Punkte, die eine Schädigung des Fötus bewirken, nämlich: Wenn (die Schwangere) eine besonders unbequeme Stellung einnimmt oder einen harten Sitz benutzt, wenn sie den Abgang der Winde, des Harns und des Kotes unterdrückt, wenn sie harte, ungewohnte Arbeiten unternimmt, wenn sie scharfe, heisse und allzu reichliche (Speisen oder Getränke) genießt, (oder) wenn sie nur beschränkte Nahrung zu sich nimmt, dann stirbt der Fötus im Leibe, oder löst sich vor der Zeit, oder wird trocken. Ebenso geht (der Fötus) vorzeitig ab, wenn die Mutter mit Bezug auf die Winde zu leiden hat, in eine Grube oder in einen Brunnen fällt und die Gegend besieht; ferner wenn sie auf allzu stark stossenden Wagen fährt oder unangenehme und allzu laute (Geräusche) anhört¹⁾. Ruht sie ausgestreckt auf dem Rücken, so wickelt sich dem Fötus die am Nabel angeheftete Schnur um den Hals; ruht sie aufgedeckt und ist sie Nachtwandlerin, so gebiert sie einen verrückten Sohn; einen fallsüchtigen jedoch, wenn sie Zank und zwieträchtiges Benehmen liebt . . .²⁾.

Caraka IV, 8, 19: Wenn sie (die Schwangere) infolge eines (der genannten) Versehen in den zwei oder drei (ersten) Monaten

¹⁾ Vagbhata nennt S. II, 3 (p. 206) ausserdem noch Geschlechtsgenuss, Stösse, Wachen in der Nacht, Schlafen am Tage, schlechte Verdauung, Hitze und Fasten. Die längste Liste hat Suśruta II, 8, 1: er warnt vor der „bäuerischen Art“ [d. h. Koitus], vor Straucheln, Laufen, Durchfall, Brech- und Purgiermitteln, Schaukeln und — last not least — vor fruchtabtreibenden Mitteln. Das vorzeitige Abgehen des Fötus vergleicht er sehr passend mit dem Abfallen einer Frucht, die von Würmern zerfressen oder vom Winde abgerissen sich vom Stengel löst (II, 8, 4—6).

²⁾ Im Texte folgt noch eine lange Reihe ähnlicher Fälle, die alle nicht hierher gehören, da es sich dabei um physische und psychische Schädigung des Kindes, nicht um Abortus handelt.

ihre Menstruation wiederbekommt, so wisse man, dass ihr Fötus nicht bleiben wird; denn in dieser Zeit sind die Fötus noch nicht kernig geworden. Für den Fall, dass sie vom vierten¹⁾ etc. Monat ab ihre Menstruation wiederbekommt, und zwar infolge von Zorn, Kummer, Aufregung, Eifersucht, Furcht, Schrecken, Ausschweifung, Anstrengung, Erschütterung, Aufhaltung (der natürlichen Bedürfnisse), ungünstigen Essens, Ruhens und Sitzens, infolge von Hunger, Durst u. a. Exzesse [oder: infolge von allzulänglichem Hungern und Dursten] oder infolge von schlechter Nahrung: für diesen Fall wollen wir die Vorschriften für das Befestigen des Fötus angeben (19).

Sobald die Menstruation eingetreten ist, sage man ihr, sie möge sogleich das Lager aufsuchen, welches mit weichen, angenehmen, kühlenden Decken bedeckt und am Kopfende ein wenig geneigt ist. Dann lasse man Watte in Süssholz und zerlassener Butter, die man in sehr kaltes Wasser getan hat, ziehen und lege sie auf die Schossgegend. Ferner bestreiche man sie unterhalb des Nabels überall mit hundertmal gereinigter und mit tausendmal gereinigter Butter. Überall unterhalb des Nabels übergiesse man sie mit Kuhmilch oder mit sehr kaltem Süssholzwasser oder mit einem Dekokt von *Ficus indica* etc. Oder man lasse sie in recht kaltes Wasser tauchen, oder lasse sie Gewänder anziehen, die mit dem Saft von Milchsaff führenden und adstringierenden Bäumen getränkt sind. Oder man lasse sie einen Watte-Tampon von Milch und Butter, die mit *Ficus indica* etc. präpariert ist, nehmen und danach eine Bohne gross essen; oder lasse sie bloss die Milch und Butter essen. Man gebe ihr mit Honig und Zucker die Staubfäden von *Nelumbium speciosum*, blauem Lotus und weisser Nacht-Nymphaea zu lutschen und *Trapa bispinosa*, *Costus speciosus* und die Wurzel von *Scirpus kysoor* zu essen. Oder man lasse sie mit Ziegenmilch *gandha* (?), *Panicum italicum*, blaue Lotusblüte, Nymphaea-Wurzel, die unreifen Früchte von *Ficus glomerata* und die Knospendecken von *Ficus indica* trinken. Mit Milch zusammen, die mit *Sida cordifolia*, *Sida rhombifolia*, Reis, Sechzig-

¹⁾ *Suśruta* II, 8, 7 nennt den Abortus bis zum vierten Monat *garbhavicyuti*, einen solchen im fünften und sechsten Monat, wo es sich um eine bereits „festgewordene“ Frucht handelt, *garbhapāta*. Ebenso *Mādhavanidāna* 417/418, der nur für die erste Bezeichnung *garbhavidrava* hat. Nach *Suśruta*s Ansicht, die auch von *Vāghbata* (im *Aṣṭāṅgasamgraha* p. 216) vertreten wird, verlässt der Fötus die Gebärmutter und erschüttert die inneren Organe. Der dadurch beunruhigte Unterleibswind verursacht nun entweder Schmerzen in den Seiten, dem Blasenmunde, dem Bauche und der Vagina, oder Verstopfung und Harnverhaltung und vernichtet den noch zarten Fötus durch Blutfluss. (*Jivānandas* Ausgabe, Calcutta 1899, ist hier in einer kläglichen Verfassung!)

Tage-Reis, Zuckerrohrwurzel und kākoli (?) verkocht ist, lasse man sie einen weichen, wohlriechenden und kalten Brei aus rotem Reis¹⁾ essen, der mit Honig und Zucker versehen ist; oder man lasse sie, an einem bequemen, kühlen, luftigen Orte befindlich, (dasselbe) mit der gut mit Schmelzbutter zubereiteten Fleischbrühe von Wachteln, Haselhühnern, Rehen, Hirschen, Hasen, Gazellen, Antilopen oder Schwarzschnäuzen²⁾ geniessen. Ferner bewahre man sie vor Zorn, Kummer, Abspannung, Ausschweifung und Anstrengung. Man warte ihr mit glückverheissenden Erzählungen auf, die ihrem Herzen genehm sind: so bleibt ihr Fötus haften (20).

Weiter, wenn eine Frau im Zusammenhange mit Indigestion³⁾ ihre Menstruation wiederbekommt, so schädigt das beides gewöhnlich ihren Fötus, da es ein bedenkliches Symptom ist. Wenn eine Frau, deren Fötus schon gross und kernig geworden ist, infolge des Genusses von heissen und scharfen (Speisen und Getränken) ihre Menstruation oder einen anderen Ausfluss aus der Vagina bekommt, so nimmt ihr Fötus nicht zu, da (seine Kraft) abgeflossen ist. Er bleibt eine übermässige Zeit lang haften, und manche nennen ihn „sitzengeblieben“. Wenn eine Frau eifrig der Abhaltung von Fasten und Gelübden obliegt, unzulängliche Nahrung zu sich nimmt, Fettmittel nicht mag und solchen Sachen huldigt, die die Winde beunruhigen, so nimmt ihr Fötus nicht zu, da er vertrocknet ist. Auch er bleibt eine übermässige Zeitlang haften und ist ohne Bewegung; einen solchen aber nennt man nāgodara⁴⁾. Für diese beiden Frauen wollen wir die besondere Behandlung angeben (21).

¹⁾ „... popularly known as Dāudkhāni is the variety of rice that is considered superior to all others and suited for use by sick persons“, Dutt, *Materia Medica of the Hindus*, Calcutta 1900, p. 268.

²⁾ Ein in feuchter Erde lebendes Tier, sagt das Lexikon. Aber was damit gemeint ist, vermag ich nicht zu sagen. Man könnte auch an „Schwarzrücken“ denken und hätte dann eine bestimmte Art Antilope.

³⁾ Das Wort an unserer Stelle bedeutet „roh, unverdaut“ und bezeichnet eine besondere Form der Indigestion, die von einer Störung des Schleimes herrührt (Jolly S. 77).

⁴⁾ Vāgbhata (S. II, 4 = p. 214) nennt „sitzengeblieben“ einen Fötus, der die erlangte Grösse beibehält und Bewegungen zeigt, während der Mutterleib nicht mehr zunimmt; „vertrocknet“ und [oder] „nāgodara“ heisst er, wenn er abnimmt und nach langer Zeit sich etwas bewegt und der Mutterleib kleiner wird; drittens nennt er p. 216 den „līna“ (festsitzend): das ist ein Fötus, der festsitzt, eingeschlafen ist und sich nicht bewegt. — Auch dämonischer Einfluss kann sich hier geltend machen. Das indische Altertum kennt den mit einem Ziegen- oder Widderkopfe dargestellten Gott Naigameśa, der die Kinder im Mutterleibe vertauscht, ja sie ganz wegnimmt. Die moderne Anschauung sieht hierin eine bloss vermeintliche oder hysterische Schwangerschaft (Suśruta III, 10, 51).

Man verwende zerlassene Butter, die mit auf die Grundstoffe wirkenden, belebenden, stärkenden, süssen und windvertreibenden (Arzneien) zubereitet ist. Bei *nāgōdara* aber gilt der für Scheidenkrankheiten angezeigte Genuss von Milch, unreifen Embryonen¹⁾ und Mitteln, die den Fötus wachsen machen, zusammen mit Schmelzbutter, die mit eben diesen Dingen bereitet ist; wenn (die Frau) recht hungrig ist. Eine schnelle Wirkung (wird erzielt) durch Fahren, Reiten, Massieren und Gähnen (22).

Die Frau jedoch, deren Fötus sich nicht bewegt, lasse man einen weichen, süssen und kalten Brei von rotem Reis geniessen mit der mit Butter versehenen Fleischbrühe von Falke, Fisch, *Bos gavaeus*, Rebhuhn, Hahn oder Pfau; oder mit Bohnensaft oder mit Rettichsaft, der reichlich mit Butter versehen worden ist. Mit einer wenig heissen Öleinreibung behandle man tüchtig ihren Bauch, die Weichen, Schenkel, Hüften, Seiten und Rückengegend (23).

Die Frau jedoch, deren Fötus im Mutterleibe stirbt, sei es infolge einer übermässigen Häufung von Krankheitsstoffen, sei es infolge des übermässigen Genusses von scharfen und heissen (Speisen und Getränken), oder infolge der Hemmung des Abgangs der Winde, des Harns und des Kotes, oder infolge der Schmerzen bei unzuträglichem Essen, Liegen und Sitzen, oder infolge von Zorn, Kummer, Eifersucht, Unwillen, Furcht, Schreck etc. oder aus noch anderen Gründen: deren Leib ist steif, prall, gespannt, kalt, als wäre ein Stein darin; der Fötus ist ohne Bewegung; es tritt heftiger Schmerz auf; die Wehen setzen nicht ein; die Vagina beginnt nicht zu fliessen; die Augen der Frau sind eingesunken; sie ist ausser sich, empfindet Unbehagen, schwankt, seufzt, ist voll Unlust, und man bemerkt an ihr kein Abgehen der Entleerungen wie sonst. Wisse, eine Frau mit solchen Merkmalen trägt einen toten Fötus²⁾ (25).

Für die Behebung dieses Fremdkörpers³⁾, des Fötus, gilt nach der einen Ansicht dasselbe Verfahren wie bei dem Herausbefördern der Nachgeburt; andere nennen Beschwörung etc., nach dem *Atharva-Veda* ausgeführt; noch andere sagen: entfernen durch einen Chir-

¹⁾ Sie sollen nach *Arunadattas* Kommentar so zubereitet sein, dass sie beim Genuss keinen Ekel verursachen (*Jolly* S. 64)!!

²⁾ Weitere Symptome sind: Schwindel, Durst, Zuckungen, Atemnot, übelriechender Atem, schwärzlich bleiche Gesichtsfarbe. (*Vāgbhata* S. II, 4, p. 216; A. II, 2, 23/24; *Suśruta* II, 8, 9.)

³⁾ Im Texte steht *śalya* (Pfeilspitze, Dorn), worunter in der indischen Medizin jeder Fremdkörper verstanden wird, der durch einen mehr oder minder bedeutenden Eingriff entfernt wird; *śalya* bedeutet daher auch Chirurgie.

urgen¹⁾, der seine Sache versteht. Wenn aber der Fremdkörper, der Fötus, entfernt worden ist, lasse man die Frau mit dem unreifen Fötus aus allen Kräften zunächst Likör, Rum, Branntwein, Met, Schnaps oder Arrak²⁾, eins davon, trinken, um den Uterus zu reinigen, die Schmerzen vergessen zu machen und sie zu erheitern (26).

Danach behandle man sie mit Stärkungsmitteln, die sie wieder zu Kräften bringen sollen und mit Fettmitteln verbunden sind, oder mit Reisschleim und ähnlichen Speisen, die den Umständen entsprechen. Danach behandle man sie mit Fetttränken, Klistieren und besonderer Diät, nämlich mit Mitteln, die den Appetit anregen, die Lebenskraft stärken, die Ernährung fördern, süß sind und die Winde vertreiben (27).

Bei einer Frau jedoch, deren Fötus ausgereift und die der Bürde desselben (durch Abortus) ledig geworden ist, findet denselben Tag noch eine Behandlung mit Fettmitteln statt . . . (28).

III. Schwere Geburt.

Den altindischen Ärzten sind die Komplikationen beim Geburtsakte, soweit sie auf eine abnorme Lage der Frucht zurückgehen, nicht unbekannt geblieben. Caraka allerdings spricht sich darüber nicht aus, aber Suśruta u. a. geben 4—8 solche an und beschreiben sie in mehr oder minder deutlicher Weise. Die Erklärung für die verkehrte Lage des Fötus finden die Autoritäten in dem Auftreten eines verkehrten Windes, der letzteren aus der natürlichen

¹⁾ Über die Entfernung einer toten Frucht durch operativen Eingriff sagt Suśruta IV, 15, 11 ff.: Ein kluger Mann soll einen abgestorbenen Fötus auch nicht einen Augenblick vernachlässigen; denn er tötet schnell die Mutter wie ein Stück Vieh, ohne noch einen Atemzug zu tun. Ein kundiger (Arzt) soll inwendig einen Schnitt mit einem rundspitzigen (Messer) machen; denn eine Lanzette mit scharfer Spitze könnte manchmal die Frau töten. Dann bringe der Arzt wie oben gesagt die Nachgeburt zum Abgehen, oder er nehme sie mit der Hand weg, oder indem er (die Frau) an den Seiten presst. Ein verständiger Arzt schüttelte die Frau wiederholt oder presse Schulter und Wade (??), so bringt er sie aus der mit Öl gesalbten Vagina heraus. Wenn sie aber in dieser Weise operiert worden ist, begiesse er sie mit heissem Wasser; dann salbe er ihren Körper und tue ein Fettmittel in die Vagina; so wird diese erweicht, und der Schmerz lässt nach.

²⁾ Die Übersetzung der sechs im Texte genannten Wörter *surā*, *śidhu*, *ariṣṭa*, *madhu*, *madirā* und *āsava* ist ganz willkürlich, da uns die entsprechenden kurzen Bezeichnungen fehlen. *āsava* und *ariṣṭa* sind nach Dutt, l. c. 13 „medicated spirituous liquors. . . . When raw vegetables are used for fermentation, the resulting fluid is called *Āsava*. When the decoction of drugs only is added, the fermented liquor is called *Arishta*“.

Bahn bringt und verwirrt, weshalb er denn auch *mūdhagarbha*¹⁾, „verwirrter (d. h. aus der Richtung gekommener) Fötus“, genannt wird. Die Bedrängung der Frucht durch einen ungünstigen Wind ist mannigfacher Art, und so ergeben sich unzählige anormale Bewegungen, die sich aber schliesslich auf drei zurückführen lassen: nach oben und in die Quere gerichtet und umgestülpt.

Eine Vierzahl von anormalen Lagen gibt uns zunächst *Suśruta* II, 8, 2 (und ganz entsprechend *Mādhava* S. 419/420); er nennt sie *kīla*, *pratikhura*, *bījaka* und *parigha* und definiert sie wie folgt: „Der Fötus, der mit emporgerichteten Armen, Kopf und Füßen den Muttermund wie ein Keil (*kīla*) versperrt, heisst *kīla*. Wenn er Hände, Füße und Kopf heraussteckt und mit dem Körper stecken bleibt, ist es *pratikhura*. Wer aber mit dem Kopfe und einem Arme herauskommt, ist *bījaka*. Wer wie ein Riegel (*parigha*) den Muttermund bedeckt und so liegen bleibt, der heisst *parigha*. So ist (die anormale Lage) nach der Behauptung einiger vierfach. Das ist aber nicht richtig; und weshalb? Wenn der (Fötus), von einem ungünstigen Winde bedrängt, auf verschiedene Arten auf den Kinderpfad gelangen kann, dann gibt es keine Zählung mehr“ (2).

Es folgt dann bei *Suśruta* II, 8, 3 eine Liste von acht Lagen: „Hierbei gelangt 1. der eine Fötus mit beiden Oberschenkeln (= Beinen) in den Muttermund; 2. ein anderer nur mit einem, während er das andere eingebogen hält; 3. ein anderer kommt in Querlage mit der Steissgegend, während Beine und Kopf eingebogen sind; 4. ein anderer bedeckt den Muttermund entweder mit der Brust oder mit der Seite oder mit dem Rücken und bleibt so liegen; 5. ein anderer kommt mit einem Arme, während der Kopf von der inneren Seite bedeckt ist; 6. ein anderer kommt mit beiden Armen, während der Kopf eingebogen ist; 7. ein anderer kommt mit Händen, Füßen und Kopf, während die Leibesmitte eingebogen ist; 8. ein anderer gelangt mit dem einen Beine in den Muttermund, mit dem anderen nach dem After. So ist in Kürze der Gang eines verwirrten Fötus in achtfacher Weise gelehrt worden. Davon sind die beiden letzten Fälle unheilbar; aber auch die übrigen soll man aufgeben, wenn sie durch Sinnestäuschungen, Konvulsionen, Prolapsus, Gebärmutterverengung, *makkalla*²⁾, Asthma, Husten oder Schwindel kompliziert werden.“

1) Daneben erscheint auch die Bezeichnung *rūddhagati* „an der Fortbewegung gehemmt“.

2) „A dangerous kind of abscess in the abdomen (of lying-in women).“ sagt Apte; Jolly S. 66 vermutet Bauchfellentzündung.

Mādhava (S. 418/419) nennt ebenfalls acht anormale Lagen, definiert sie aber abweichend von Suśruta wie folgt: „Durch ungünstigen Wind verbogen gelangt der Fötus auf mancherlei Arten in die Vagina, so dass man sie nicht zählen kann. 1. Der eine versperrt die Öffnung mit dem Kopfe, 2. ein anderer mit dem Bauche, 3. ein anderer hat sich mit dem Körper umgedreht und kommt mit buckligem Leibe; 4. ein anderer kommt mit einem, 5. wieder ein anderer mit beiden Armen; 6. ein anderer ist in Querlage, 7. ein anderer mit dem Kopfe nach unten; 8. endlich noch ein anderer kommt, auf die Seite geneigt.“

Ausser diesen anormalen Lagen, die durch den ungünstigen Wind bedingt sind, gibt es nun noch drei, die durch die natürliche Beschaffenheit des Kopfes, der Schultern und des Hinterteils hervorgerufen werden und das Steckenbleiben (saṅga) der Frucht verursachen (Suśruta IV, 15, 2); die Parallelstelle Vāgbhata, Saṁgraha II, 4, = p. 217 beweist, dass damit die betreffenden Körperteile des Fötus, nicht die der Mutter gemeint sind. Vgl. Jolly S. 65, Anm. 2.

Was nun die Behandlung eines der genannten schwierigen Fälle anlangt, so ist nach indischer Anschauung zu unterscheiden zwischen der Entfernung der lebenden und der abgestorbenen Frucht. Erstere zu zerstückeln geht nicht an; denn ein so gewaltsamer Eingriff würde ausserdem auch das Leben der Mutter vernichten, wie Suśruta IV, 15, 7 behauptet; desgl. Vāgbhata, S. II, 4, 217¹⁾ und A. II, 2, 37. So nimmt man denn seine Zuflucht zu Beschwörungen mit frommen Sprüchen (Suśruta IV, 15, 3—5) und Zauberkuskus. Bei Hārīta (S. 728 der Ausgabe Bombay 1892) ist ein Diagramm mit mystischen Silben beschrieben und abgebildet, welches man dem Fötus vorhalten und auch unter das Bett der Wöchnerin legen soll; dann erfolgt eine leichte Geburt.

Erst im 16. Jahrhundert begegnet man der Vorschrift, die Hebamme solle mit der mit zerlassener Butter eingesalbten Hand den Fötus aus der Vagina herausziehen (Bhāvaprakāśa II, 4, 189). Der viel ältere Hārīta verordnet Salben des Nabels und des Unterleibes mit der in heissem Wasser zerriebenen Wurzel der *Gloriosa superba* L.²⁾, der *Sida cordifolia* L. etc., sowie den Genuss von Milch, die siebenmal mit Sprüchen geweiht worden ist.

¹⁾ Hier werden die heftigen Bewegungen des Fötus beim Zerstückeln als das Leben der Mutter gefährdend angesehen.

²⁾ Der Text hat allerdings *lāṅgalī*, ein Wort, welches wenigstens nach dem Petersburger Wörterbuch obige Bedeutung nicht hat. Man darf es aber wohl nach Dutt, *Materia medica* S. 263 als im Sinne von *lāṅgalikā* gebraucht auffassen.

Eine Art Kaiserschnitt, wenn wir es so nennen dürfen, allerdings nur an einer toten Frau, kennt und empfiehlt Suśruta II, 8, 11, wo es heisst: „Wenn (die Kreissende) zur Zeit der Niederkunft gestorben ist, wie ein Bock stirbt¹⁾, und ihr Unterleib noch zuckt, soll der Arzt ihn sofort²⁾ aufschneiden und (den Fötus) herausholen.“

Wenden wir uns nun zu den Vorschriften über die operative Entfernung einer abgestorbenen Frucht, so ist die Hauptstelle Suśruta IV, 15, 1 und 6/9, wo es heisst: „Hiernach nun wollen wir die Therapie der Schweregeburten erläutern. Es gibt nichts Gefährlicheres als dies, nämlich das Herausholen eines verirrten Fötus durch Operation. Denn hierbei ist alle Arbeit nur nach dem Gefühle, inmitten von Vagina, Leber, Milz, Eingeweidehöhle und Uterus auszuführen, und das Hochziehen, Wegziehen, Ändern der Lage, Ausschneiden, Trennen, Schneiden, Drücken, Zurechtrücken und Zerstückeln kann nur mit einer Hand geschehen, wobei (der Arzt) den Fötus oder die Wöchnerin tötet. Deshalb soll (der Arzt erst) den Landesherrn um Erlaubnis fragen und dann mit äusserster Sorgfalt zu Werke gehen (1).

Wenn (der Fötus) abgestorben ist, soll (der Arzt) die Hand mit einer Paste aus *Grewia elastica*, *nagarittikā* (?) und *Salmalia malabarica* und Butter einfetten, sie in die Vagina einführen und den Fötus wegnehmen, während die Frau mit dem Gesicht nach oben und gebogenen Schenkeln liegt, die Hüften durch Unterlegen eines Gewandes erhöht. Dabei soll (der Arzt) den mit beiden Beinen herausgekommenen (Fötus) in die natürliche Lage rücken; kommt er mit einem Beine zum Vorschein, so soll er das andere ausstrecken und ihn herausziehen; kommt er mit der Steissgegend, so soll er diese unter Drücken in die Höhe bringen, die beiden Beine strecken und ihn herausziehen; kommt er in Querlage und liegt er quer wie ein Riegel, so soll er die untere Körperhälfte hochrichten, die obere nach dem Kinderpfade zu in die richtige Lage bringen und ihn so herausziehen; kommt er mit seitlich geneigtem Kopfe, so soll er die Schulter unter Drücken hochrichten, den Kopf nach dem Kinderpfade bringen und ihn so herausziehen; kommt er mit beiden Armen zum Vorschein, so soll er die Schultern hochdrücken, den Kopf in die natürliche Lage bringen und ihn so herausziehen. Diese beiden

¹⁾ Diese Lesart hat auch der Kommentar *Dallana* und versteht darunter einen ganz schnellen, schmerzlosen Tod, wie er bei einem Tiere eintritt, dem man den Hals bricht (oder zudrückt). *Vagbhata* spricht S. II, 4 = p. 219 allerdings nur von Schmerzen im Blasenmunde.

²⁾ Innerhalb 48 Minuten, sagt *Dallana*, weil später der Fötus auch stirbt.

letzten Fälle von anormaler Lage sind unheilbar; da also nichts weiter zu machen ist, soll (der Arzt) das Messer anwenden (6).

Da soll er der Frau tröstlich zusprechen, mit einem abgerundeten oder fingerförmigen Messer den Kopf zerstückeln, die Schädelknochen wegnehmen, mit einem Haken an der Brust oder Achselhöhle anfassen und (den Fötus) herausziehen; oder, wenn der Kopf nicht zerschnitten wird, (soll er den Haken) in der Augenhöhle oder an der Wange (ansetzen). Hängt (der Fötus) mit der Schulter fest, so soll er den Arm in der Schultergegend abschneiden; ist er prall wie ein Schlauch oder der Bauch mit Wind gefüllt, so soll er ihn aufschneiden, die Eingeweide herausnehmen und den (auf diese Weise) schlapp gewordenen herausziehen; hängt er mit dem Steisse fest, (so soll er) die Steissknochen (zerstückeln) (8).

Welcher Körperteil eines solchen Fötus auch immer fest sitzt, den soll der Arzt richtig zerschneiden und herausnehmen und sorgsam die Mutter zu erhalten suchen“ (9).

Vāgbhaṭa, S. II, 4 = p. 217, Z. 10 v. u. ganz genau so, nur lässt er (und A. II, 2, 27) auch die Vagina einfetten und nennt als Ingredienzien dazu noch Reisschleim; die übrigen Zutaten sind mir so unverständlich wie oben bei Suśruta. Vielleicht ist der Text nicht in Ordnung.

Eine Autorität endlich, der Bhāvapraṇāśa, überträgt II, 4, 189 die Operation der Hebamme. Da mir dieser Text nicht zur Hand ist, lasse ich Jolly (S. 66) sprechen: „... die Behandlung ist Frauen (Hebammen) zu übertragen, die sich durch viele glückliche Entbindungen, auch unter schwierigen Umständen, Ruhm erworben haben. Eine in der Chirurgie bewanderte, geschickte und furchtlose Frau soll, wenn der Fötus abgestorben ist, das Messer in die Vagina der Schwangeren einführen.“

Geschichtsphilosophisches zur Frage des Geburtenrückganges.

Von

Dr. Ernst Schultze, Hamburg.

In der wissenschaftlichen Literatur wird nicht weniger als in der Tagespresse darüber gestritten, ob der Geburtenrückgang eine wünschenswerte oder schädliche, eine vorübergehende oder dauernde, eine Erscheinung des Kulturfortschritts oder des Niedergangs sei. Wenn von irgend einer Frage gelten kann, dass das Nachdenken über sie von vorgefassten Meinungen getrübt ist, so ist es diese. Bewusst oder unbewusst spielen die Vorstellungen und Ideale, die man sich von Lauf und Ziel der politischen und kulturellen Entwicklung macht, eine entscheidende Rolle für die Stellungnahme zu dem Problem des Geburtenrückganges. Ein Urteil über dieses lässt sich aber, wie über alle grossen politischen und Kultur-Fragen, nur von weitem geschichtsphilosophischem Standpunkt aus gewinnen.

Betrachten wir zunächst kurz die Tatsachen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde bekannt, dass die Geburtenziffer in Frankreich sich schnell dem Punkte näherte, auf dem nur etwa der Verlust der Gesamtbevölkerung durch Todesfälle von der Geburtenzahl ausgeglichen wurde. Allenthalben in der Kulturwelt wurde die Feststellung dieser Tatsache mit Staunen und, je nach dem Verhältnis zu Frankreich, mit Bedauern, Verachtung oder Spott betrachtet. In Frankreich selbst wandten die Regierung, vor allem Napoleon III. und nicht minder die geistig führenden Kreise, der neuen Frage die grösste Aufmerksamkeit zu. Befürchtete man doch, dass die Bedeutung des Landes unter den übrigen Völkern sinken müsste, wenn ein lativer Rückgang der Bevölkerungszahl einträte.

Ausserhalb Frankreichs aber wies man auf die französische Sittenlosigkeit als auf den Entstehungsgrund dieses nationalen Problems hin; und es mischte sich in solche Schadenfreude nicht selten ein erhebliches Pharisäertum jener bekannten Abart: Wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Aber merkwürdig: auch unter diesen „besseren Menschen“ hat sich nun dieselbe Erscheinung eingestellt. Die etwas dünkelfhafte Überhebung, mit der man das Absinken der französischen Geburtenziffer betrachtete, hat peinlicher Verlegenheit Platz gemacht. Gleichzeitig blickt man auf Völker mit scheinbar ungebrochener Geburtenfähigkeit mit Neid, aber doch auch mit Verachtung; es sei an das Wort des Grafen Bülow über die Polen erinnert, die sich „wie die Kaninchen“ fortpflanzten. Indessen werden gegenüber der Tatsache des Rückgangs der Geburtenziffer weder in Deutschland noch in anderen Ländern die Äusserungen von Wünschen, das Volk möge in seiner Vermehrung fortfahren wie früher, Umkehr bringen.

Vielmehr lässt sich vermuten, dass es sich hier um ein allgemeines Entwicklungsgesetz handelt, ja, dass wir es vielleicht mit einem kosmischen Problem zu tun haben. Zuerst entdeckte man in England, dass ein Geburtenrückgang eintrat, der immer schnelleres Tempo annahm. Einige der grossen englischen Selbstverwaltungskolonien haben dieselbe Entwicklung durchgemacht, und zwar in wesentlich beschleunigter Form: namentlich Australien, aber auch Kanada und Südafrika, in welcher letzterem infolgedessen die Verhältniszahl der Buren-Bevölkerung zur englischen in die Höhe geht. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika trat — beginnend mit den am frühesten besiedelten Teilen des Landes — die Erscheinung des Geburtenrückgangs ein. Seit wenigen Jahren ist dann auch Deutschland in diesen Entwicklungsgang hineingezogen worden; wenn wir diese Erscheinung auch noch lange nicht in so ausgeprägter Form beobachten können wie in Frankreich oder auch in England, wo sich jetzt ein erheblicher Rückgang der veranschlagten Zahl der schulpflichtigen Kinder einstellt. Schon tritt sogar Italien in diesen Kreis ein: in einigen oberitalienischen Provinzen — also auch hier in solchen, wo die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung am weitesten fortgeschritten ist — senkt sich die Geburtenziffer in fast bedrohlicher Weise.

Wir dürfen daher wohl annehmen, dass überall, wo die Eigenart der modernen Technik und der neuen Wirtschaftskultur sich bemerkbar macht, ein erheblicher Rückgang der Geburtenziffer zu erwarten ist. Fügt sich also, wie es jetzt den Anschein hat, auch Russland in den Kreis der Kulturvölker im wirtschaftlich-technischen

Sinne ein, so wird auch hier die gleiche Erscheinung zutage treten. Die weisse Rasse wird dann in fast allen ihren Teilen einen Weg beschritten haben, auf den ihr voraussichtlich auch die gelbe Rasse folgen wird, sobald sie unter dieselben bestimmenden technisch-wirtschaftlichen Einflüsse gerät.

Noch nachdenklicher mag es uns stimmen, wenn wir aus der Geschichte ersehen, dass das Gespenst der negativen Bevölkerungsbewegung auch im Altertum den führenden Völkern schwere Sorge bereitet hat. Offenbar kann das Problem des Geburtenrückgangs nicht wohl auf Zufall beruhen¹⁾, muss vielmehr irgendwelchen Ursachen zuzuschreiben sein, die übereinstimmend bei allen Nationen in Wirksamkeit treten, die eine gewisse Kulturstufe erreicht haben und die unter gewissen Lebensbedingungen stehen. Auf das Deutlichste tritt diese Gesetzmässigkeit zutage, wenn wir uns daran erinnern, dass auch im klassischen Altertum in einer bestimmten Kulturepoche und unter bestimmten Lebensbedingungen genau ebenso Geburtenrückgang und in seinem Gefolge Bevölkerungsmangel eintraten, wie wir sie heute bei den führenden weissen Völkern beobachten oder befürchten.

Für die Hellenen bedeutete wohl der peloponnesische Krieg den Wendepunkt der sinkenden Volkskraft, für die Römer der zweite punische Krieg. Schon vor der Geburt Christi hatte sich das Problem so verschärft, dass die griechische Welt im Aussterben begriffen war und die römische deutliche Anzeichen physischen Rückgangs zeigte.

In der Schlacht von Plataeae kämpften 8000 Spartaner. Ein Jahrhundert später bemerkte Aristoteles, dass der Staat kaum noch 1000 dienstfähige Männer zähle und durch Menschenmangel untergehe. Wiederum zwei Jahrhunderte danach schrieb der weitsichtige Polybios im 4. Kapitel des 37. Buches seiner Geschichte, dass Griechenland nunmehr von einer Kinderlosigkeit und überhaupt von einer Abnahme der Bevölkerung heimgesucht werde, „in deren Folge die Städte verödet wurden und Unfruchtbarkeit sich einstellte, obgleich wir weder ununterbrochene Kriege noch Seuchen hatten“. Und er fügt sogleich die Gründe hinzu, die seiner Meinung nach diese Erscheinung verursacht haben: „Weil nämlich die Menschen in Hoffart, Habsucht und Vergnügungssucht geraten sind und weder heiraten noch, wenn sie heiraten, die Kinder, die sie bekommen, aufziehen mögen, sondern meistens kaum eins oder zwei,

¹⁾ Ich schliesse mich hier an einige Ausführungen an, die ich in Heft 5 der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“, Jahrg. 1913, S. 343 ff. gemacht habe.

um sie reich hinterlassen und in Üppigkeit aufziehen zu können, so nahm das Übel schnell und unbemerkt überhand.“

In der Tat hat Polybios damit eine Grundursache angegeben, die damals wie heute für die Erscheinung des Geburtenrückgangs massgebend war. Es liegt im Wesen einer solchen Entwicklung, dass sie sich immer mehr verstärkt und endlich so scharfe Formen annimmt, dass das Übel, auch wenn man es ursprünglich hatte übersehen wollen, sich dann doch der allgemeinen Aufmerksamkeit aufdrängt.

Auch Strabon machte die Beobachtung, dass von den 100 Städten Lakoniens zu seiner Zeit ausser Sparta selbst kaum noch 30 Flecken übrig geblieben waren. Ebenso weist Plutarch auf die erschreckende allgemeine Verödung Griechenlands und der ganzen alten Welt hin. Übrigens ist bei den Hellenen schon zu einer Zeit, als ihre Geschichte eben erst in helleres Tageslicht trat, der Geburtenrückgang geradezu empfohlen worden. Hesiod meinte, dass das Haus höchstens zwei Söhne besitzen solle, was bei der erheblichen Todesziffer jener Zeit durch Kriege, Epidemien usw. darauf hinauskommen musste, dass sich die Bevölkerung kaum vermehrte. Die Kindesaussetzung konnte als Mittel dazu benutzt werden. Auch hat der aussereheliche Geschlechtsverkehr bei den Griechen keine geringe Rolle gespielt.

Aber nicht nur bei den Hellenen traten Geburtenrückgang und Bevölkerungsabnahme in die Erscheinung, sondern auch bei den Römern, deren Volkskraft ursprünglich unerschöpflich geschienen hatte. Bis zum zweiten punischen Kriege ist kaum etwas von solchem Rückgang zu bemerken. Dann aber beginnt er mit ausserordentlicher Schnelligkeit. Als der Krieg gegen die Gallier 225 v. Chr. geführt wurde, betrug die Zahl der unter den Waffen stehenden Römer und Bundesgenossen 210 000 Mann, und in den Heereslisten waren noch weitere 558 000 Mann eingetragen. Weniger als ein Jahrhundert später machte aber Polybios (Buch 1 Kapitel 64) darauf aufmerksam, dass die Römer, obwohl sie in der Zwischenzeit die Weltherrschaft errungen hatten und nunmehr weit bedeutendere Macht besaßen als früher, weder so viele Schiffe mehr bemannen noch mit so vielen grossen Flotten in See gehen konnten als früher. Julius Cäsar entdeckte gar — wiederum 100 Jahre später (46 v. Chr.) — bei der damals abgehaltenen Volkszählung einen allgemeinen erschrecklichen Menschenmangel. Ebenso sprachen sich Dio Cassius und Diodorus Siculus über den Menschenmangel ihrer Zeit aus. Letzterer meint, dass die jetzige Entvölkerung der Städte gegenüber der ehemaligen Menschenfülle eine allgemeine Klage sei.

So welkte die Volkskraft der Hellenen und der Römer allmählich dahin. Gewiss hatte das Schwert seine verderbliche Rolle dabei gespielt. Insbesondere in den römischen Bürgerkriegen waren durch Marius, Sulla und andere Parteiführer zahlreiche waffenfähige Männer im besten zeugungsfähigsten Alter dahingerafft worden. Wir wissen jedoch aus anderen geschichtlichen Beobachtungen, dass dies nicht der Grund für ein Verwelken der Volkskraft sein kann; denn von der gewaltsamen Verminderung der Menschenzahl erholt sich ein Volk, dessen Wurzeln gesund sind, in der Regel schnell. Was den raschen Geburtenrückgang bei Hellenen und Römern verursachte, war eben jener luxuriöse Sinn, über den Polybios klagte. Überall, wo die Neigung zur Bequemlichkeit und zu übertriebenem Lebensgenuss emportaucht, wird andererseits jenes Pflichtgefühl zunächst eingelullt, dann erstickt, das in einfacheren wirtschaftlichen Verhältnissen ein lebenspendender Quell körperlicher und seelischer Volkskraft ist. Diesen Quell nicht verschütten zu lassen, ist vielleicht die wichtigste Aufgabe der Staatskunst — allerdings eine Aufgabe, die ausserordentlich schwer zu lösen ist. Dass die Abnahme der Geburtenzahl im alten Rom nicht auf körperliche, sondern auf sittliche Ursachen zurückzuführen war, wurde deutlich durch die erschreckende Unsittlichkeit bewiesen, die schon im ersten Jahrhundert v. Chr. um sich griff und die sich in der Kaiserzeit so weit steigerte, dass endlich selbst vornehme Matronen es für ein Zeichen von Eleganz und Geistesfreiheit hielten, wenn sie sich als Prostituierte einschreiben liessen. Auch die Aussetzung von Stillprämiern durch Kaiser Antoninus Pius im 2. Jahrhundert n. Chr. zeigt, dass die veränderten Anschauungen der Frauenwelt einen wesentlichen Teil der Schuld trugen.

Indessen wäre es falsch, anzunehmen, dass nur Sittenverderbnis oder luxuriöser Sinn den Geburtenrückgang zu verursachen pflege. Es sind vielmehr daneben, und gerade auch in der Gegenwart, in stärkstem Masse kulturelle und sittliche Motive, die ihn veranlassen. Die Ärzteschaft hat nicht vergeblich dahin gestrebt, den Zwischenraum zwischen einer Entbindung und der nächsten zu vergrössern. Wer darin nicht eine Zunahme der Menschlichkeit für Mutter und Kinder sieht, ist blind für die Zunahme eines Verantwortlichkeitsgefühls, das wir vom Standpunkte sittlicher Kultur freudig begrüßen müssen. Die Fälle, in denen von einer und derselben Mutter eine Zahl von 8, 10, 12 oder gar noch mehr Kindern stammen, sind heute sehr selten geworden, während sie im Mittelalter häufig genug waren. Albrecht Dürer ist eins unter vielen Beispielen von Menschen, die mehr als ein Dutzend Geschwister hatten, von denen

doch nur ganz wenige gross wurden. Denn mit der völlig unbeschränkten Geburtenhäufigkeit war unmittelbar und notwendig verknüpft mangelnde Fürsorge für das einzelne Kind und die Anschauung, dass sein Tod nicht viel zu bedeuten habe. Man folgte dem Särgelein trauernd, dachte wohl auch später noch einmal an das Dahingeschiedene, tröstete sich aber mit dem Gedanken, dass man ja noch so und so viele andere Kinder habe und nötigenfalls alsbald weitere in die Welt setzen könne.

In rassenhygienischer Beziehung und vom Standpunkte der Menschlichkeit aus ist also die Abnahme der Geburtenziffer an sich durchaus nicht zu bedauern, zumal da die Verringerung der Kinderzahl unzweifelhaft eine erhebliche Verbesserung der Pflege der Neugeborenen und daher auch eine Verminderung der Kindersterblichkeit zur Folge gehabt hat. Der Rückgang der Todesziffer geht neben dem Rückgang der Geburtenziffer nicht zufällig einher, sondern steht damit in engsten Beziehungen; allein durch die moderne Hygiene ist er nicht veranlasst worden, so ausserordentlich viel wir ihr auch verdanken.

Nun hat man volkswirtschaftliche und politische Gründe dafür zu schmieden gesucht, dass trotz diesen unleugbaren Vorzügen des Geburtenrückgangs doch jede Verminderung der Geburtenziffer zu bekämpfen sei. Die Nation verliere sonst Arbeitskräfte, oder sie schwäche ihre Volkszahl, und die sei im Wettkampfe der Völker das Entscheidende. Ist nun aber wirklich eine hohe Kinderzahl volkswirtschaftlich von Vorteil? Doch wohl kaum; denn die Aufzucht der Kleinen macht soviel Arbeit und erfordert solche Kosten, dass Arbeits- und Lebenskraft der Eltern unter Umständen dadurch untergraben werden. Auch vermindert sich eben notgedrungen bei wachsender Kinderzahl die Sorgfalt, die dem Einzelnen gewidmet werden kann, so dass körperliche und geistige Entwicklung darunter leiden. Unter Umständen kann so ein körperlich schwaches, geistig unentwickeltes, seelisch verwahrlostes Geschlecht heranwachsen. Tatsächlich wissen wir, dass hohe Geburtenziffern in den allerärmsten Klassen, die gar keinen Anspruch auf irgendwelche Behaglichkeit machen, die aber auch keinerlei höhere Verantwortung kennen, besonders häufig sind. Je geringer der Wohnungsraum, je kärglicher die Nahrung, je schlechter die Kleidung, desto mehr Kinder sind häufig vorhanden. Von dieser Massenkinderproduktion hat die Volkswirtschaft sicherlich gar keinen Nutzen — nur erhöhte Lasten.

Politisch ferner liegen die Dinge so, dass jede Nation auf ihrem Boden nur eine bestimmte Menschenzahl ernähren kann, und

dass diese Ziffer bei den führenden Völkern trotz der bedeutsamen Fortschritte der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert meist schon überschritten ist. Vor 100 Jahren mochte eine wesentliche Erhöhung der Volkszahl noch möglich erscheinen, auch wenn man nur dieselbe Bodenfläche zu ihrer Ernährung behielt. Im 19. Jahrhundert aber hat sich die Bevölkerungsziffer aller Kulturländer so ausserordentlich gesteigert, dass ein geradezu stürmisches Verlangen nach Kolonien entstanden ist — die doch nun von dem Auswandererstrom, den man dorthin zu lenken gehofft hatte, nur zum geringen Teil benutzt werden. Es ist ein tragisches Schauspiel, dass die Kolonien, die mit dem Hinweis erworben oder annektiert zu werden pflegen, man wolle für den wachsenden Bevölkerungsüberschuss Platz schaffen, in der Tat mindestens jahrzehntelang von dem Auswandererstrom des eigenen Landes gemieden wurden. Ich will nicht von unseren westlichen Nachbarn sprechen, deren Geburtenrückgang es unmöglich gemacht hat, in die überseeischen Kolonien, ja selbst in die gleichsam vor den Toren Frankreichs liegenden nordafrikanischen Besitzungen eigene Auswanderer abzugeben: Tunis und fast auch Algier sind italienische Kolonien mit französischer Verwaltung. Aber nicht einmal England ist es möglich gewesen, nach Kanada, Australien und Südafrika nennenswerte Menschenmassen zu entsenden. Vielmehr sind etwa zwei Drittel der gesamten englischen Auswanderung im 19. Jahrhundert in die Vereinigten Staaten gegangen, und erst in letzter Zeit beginnt sich die britische Auswanderung nach Kanada und Australien zu beleben. Immerhin umfasst Kanada, dessen Gesamtfläche der des Weltteils Europa ungefähr gleichkommt, erst ungefähr so viel Einwohner wie London mit seinen Vororten, und Australien mit seiner kümmerlichen Zahl von wenig mehr als 4 Millionen Weissen dürfte es auf die Dauer schwer haben, den 400 Millionen Chinesen, die sich in den Grenzen ihres Landes zusammengepfercht sehen, den Zutritt zu dem fünften Erdteil zu verschliessen. Auch Deutschland hat lange Zeit vergeblich versucht, den Strom seiner Auswanderer in die eigenen Kolonien zu lenken.

Andererseits hat die starke Einwanderung fremdländischer Elemente seit der schnellen Entwicklung unserer Exportindustrie (also seit Mitte der 80er Jahre) dem Deutschen Reiche immer mehr den Charakter eines Industrielandes gegeben, dessen Bevölkerung zum Teil nur noch ernährt werden kann durch wachsende Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Auslande. Gleichzeitig ist der Wohlstand in Deutschland so gestiegen, dass nicht nur jeder Ausländer, der ein paar Jahre nicht hier gewesen ist, dies bei erneutem Besuch

mit Händen greifen kann, sondern dass wir selbst dies auf Schritt und Tritt empfinden. Fragt sich nur, wie diese Zunahme des Wohlstandes verwandt wird. Auf die Geburtenziffer ist dieser Umschwung nicht ohne tiefe Wirkung geblieben. Denn nun sind manche Ideale, die sich in einzelnen Teilen der Bevölkerung festgesetzt haben, zur Möglichkeit der Ausführung gelangt — und nicht nur die richtigen, sondern auch die falschen Ideale. Eins unter ihnen sei herausgegriffen: das Ideal, schmutzige, ja vielleicht überhaupt körperliche Arbeiten nicht mehr zu verrichten. Die falsche Vornehmheit der oberen Stände, der aufgeblasene Dünkel, der vor jeder körperlichen Arbeit zurückschreckt und sie auf einen dienenden Geist abzuwälzen sucht, hat hier die verderblichsten Folgen gezeitigt. Wer wollte leugnen, dass heute in allen Kreisen unseres Volkes, wie übrigens der meisten anderen Kulturnationen ebenfalls, diese Betrachtung der Arbeit als einer unwürdigen Tätigkeit weit verbreitet ist? Selbst in unsere Bauernschaft ist sie eingedrungen. Noch vor wenigen Jahrzehnten blieben sämtliche Söhne auf dem Hofe und trieben dort, zunächst im Dienste des Vaters, dann des Bruders — soweit sie nicht durch die Kleinheit des Anwesens oder durch eine Wirtschaftskrisis zur Auswanderung veranlasst wurden — landwirtschaftliche Tätigkeit. Heute werden die jüngeren Söhne in die nächste Stadt geschickt, die durch das inzwischen eng ausgespinnene Eisenbahnnetz leicht erreichbar ist, um dort die höhere Schule zu besuchen. Hier nun durchdringt sich der Bauernsohn mit dem falschen Ideale einer „Vornehmheit“, die jede körperliche Arbeit verachtet. Ein solcher junger Mann verschmäht es, hinter den Pferden, die Hand am Pfluge, durch die Ackerfurchen zu schreiten oder im Kuhstall oder auf dem Düngerhaufen zu hantieren. Als ob alle sogenannten geistigen Berufe keine körperliche und keine schmutzige Arbeit könnten! Man denke nur an die Tätigkeit des Arztes. . . .

Hier rächen sich also falsche Kulturideale, die durch die Schuld derjenigen Klassen, die sich gern die „gebildeten“ nennen, in das ganze Volk eingedrungen sind. Sicherlich ist das Problem des Geburtenrückgangs zum Teil verursacht durch solche Fehler. Auf der anderen Seite aber ist es auch durch hochstehende Kulturideale heraufgeführt worden, von denen einige schon angeführt wurden. Vor allem ist es die Zunahme der Menschlichkeit, die unnötige Leiden zu vermeiden wünscht, die sie also weder bei der Mutter noch bei den Kindern hervorrufen möchte.

Auch darf nicht übersehen werden, dass die Geburtenabnahme in der Industriebevölkerung, wenn nicht alles täuscht, eine

besondere Rolle spielt. Die vom Lande zugewanderten Industriearbeiter allerdings weisen meist noch eine beträchtliche Kinderzahl auf. Der in der Stadt geborene oder grossgewordene Arbeiter pflegt anderen Sinnes zu sein. Er ist nachdenklicher, in vielen Dingen feinfühlicher, und er fasst das Hinwelken einer durch schnell aufeinander folgende Geburten geschwächten Frau nicht als unvermeidliche Forderung der Natur auf, sondern fühlt sich selbst dafür verantwortlich.

Auch erscheint ihm das Leben als Ganzes nicht mehr als so rosenrot oder selbstverständlich wie den meisten Bewohnern des Landes. Wer bei aller Bescheidenheit der Lebenslage mit der freien Natur nicht immer wieder in Berührung kommt, sondern in der steinernen Wüste der Grossstadt geboren ist, als Nomade in ihr umherziehen muss, mit keinem Hause fest verwachsen kann, keine feste Stellung besitzt, stets das Gespenst der Arbeitslosigkeit und des Untergangs vor Augen hat, der wird im Leben nicht gerade die rosigen Seiten überwiegen sehen. So könnte es denn wohl sein, dass sich unter der Industriebevölkerung — ausser in ihren sozial fast zu einem neuen Mittelstand gehobenen obersten Schichten — allmählich ein Lebensüberdruß einbürgert, wie er schon in mannigfachen Äusserungen zutage getreten ist. Dieser Lebensüberdruß kann aber sehr wohl entweder zur eigenen Selbstvernichtung führen, oder auch zu dem Willen, die Erzeugung von Kindern einzustellen. Gewiss wird dieser Wille häufig durch die gebieterischen Forderungen der Natur gebrochen. Seitdem aber eine erfinderische Technik immer vollkommenere Mittel zur Verhinderung der Konzeption erfunden hat, ist solche Entwicklung noch weniger unwahrscheinlich, als sie es sonst wäre.

Denn in der Tat sind mehrere Menschenstämme völlig zugrunde gegangen, weil sie selbst den Entschluss dazu fassten. Als die Spanier in den ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung Amerikas die Indianer auf den Antillen mit unnachgiebiger Strenge und ohne jede menschliche Rücksichtnahme zur Sklavenarbeit (namentlich in den Bergwerken) pressten, da wurden diese bis dahin fröhlichen und glücklichen Menschen von einem so unüberwindlichen Lebensüberdruß erfasst, dass sie sich — wie der Dominikanermönch Las Casas erzählt — gemeindenweise durch Gift oder durch den Strang töteten. In Mittelamerika erzählte ein Missionar in Oaxaca dem spanischen Historiker Zurita, dass sich ganze Horden der Chontalen und der Mijes verabredet hätten, jedem Umgang mit ihren Frauen zu entsagen oder aber die ungeborene Leibesfrucht durch Gift zu entfernen. Auf

den hawaischen Inseln wurden bei der ersten Volkszählung 1832 noch 130 313 Eingeborene gezählt, 1853 war diese Ziffer auf 73 138, 1872 auf 49 044 gefallen. Schon 1862 gab es dort ganze Dörfer ohne kindlichen Nachwuchs.

Es wäre durchaus falsch, dieses Zugrundegehen ganzer Stämme nur dadurch zu erklären, dass sie den Krankheiten, die ihnen die Weissen brachten, keinen kräftigen Widerstand hätten entgegensetzen können. In der Tat hat gewiss die Syphilis stark genug unter den Südseevölkern gewütet, obwohl Kapitän Cook, dessen menschlicher Sinn höchsten Lobes würdig ist, zu verhindern suchte, dass seine Matrosen sie auf die eingeborenen Frauen übertrugen. Auch die Blattern und viele andere ansteckende Krankheiten haben manches farbige Volk verheert. Alles das aber erklärt nicht das schnelle Aussterben ganzer Stämme, von denen wir vielmehr manche kennen, von denen wir genau wissen, dass es geschah, weil sie aussterben wollten. Beispielsweise hat, wie Peschel in seiner Völkerkunde erwähnt, auf Taio-Hae, einer Insel der Mendana-Gruppe, die Zahl der Einwohner innerhalb drei Jahren von 400 Köpfen auf 250 abgenommen, während in dieser Zeit nur drei bis vier Geburten vor kamen.

So taucht denn doch wohl, was man auch dagegen sagen mag, ganz, ganz fern am Horizont die Möglichkeit eines allmählichen Verschwindens des Menschen von der Erde auf. Dieses Eingehen in das Nirwana wird sicherlich nicht schnell erfolgen; mit seiner Möglichkeit aber muss doch wohl gerechnet werden. Es sei darauf hingewiesen, dass vor einer Reihe von Jahren Robert Koch in einem Gespräch über den Rückgang der Geburtenziffer sich in diesem Sinne äusserte. Er meinte: „Es ist das ein deutliches Anzeichen der Entartung, der Anfang vom Ende. Natürlich muss die Rasse zugrunde gehen, wenn die Frauen die Lust verlieren, Kinder zu bekommen und sie gross zu ziehen. Ich halte es sogar nicht für ausgeschlossen, dass der Mensch als Gattung eines schönen Tages durch freiwillige Einstellung seiner Fortpflanzung vom Erdball verschwinden wird. Diese Theorie hat entschieden mindestens ebensoviel Wahrscheinlichkeit für sich, als Dubois-Reymonds bekannter Eskimo, der, auf dem Äquator reitend, umgeben von seinen Hunden, als letzter der Menschen einst im Eise erfrieren soll. Wir haben in der Literatur Beispiele von derartigem Selbstmord ganzer Geschlechter.“ Als Beispiel dieser Art führte Robert Koch die Bevölkerung einer jener Inselgruppen des polynesischen Archipels an. Dort habe die Bevölkerung froh und glücklich gelebt, bis die ersten Weissen gekommen seien. Dann

habe es Streitigkeiten gegeben, den Eingeborenen sei das Dasein verleidet worden und es habe sich bei ihnen Abneigung gegen das Leben eingestellt. Schliesslich sei der gemeinsame Beschluss gefasst worden, die Erzeugung von Nachkommenschaft ganz aufzugeben, und alle Mittel, den Stamm von diesem seinem Willen abzubringen, hätten sich als vergeblich erwiesen. So sei tatsächlich sein Aussterben erfolgt.

Man sieht also, dass auch der jetzt gepredigte Gebärstreik bereits seine Vorläufer besitzt.

Einige Gruppen der Tierwelt sind dem Menschen in dieser Beziehung voraus. Sollen beim Menschen die Geburten absichtlich eingeschränkt werden, so bleiben andere Mittel als geschlechtliche Enthaltensamkeit, Verhinderung der Konzeption oder Abtötung der Leibesfrucht nicht übrig, falls nicht eine scheinbar natürliche ausserordentliche Sterblichkeit infolge schlechter Pflege einer zahlreichen Kinderbevölkerung herrscht oder aber Kriege oder Seuchen einen Teil der Bevölkerung hinwegraffen. Bienen und Ameisen dagegen können die Menge ihres Nachwuchses dadurch regeln, dass sie ihre Larven auf bestimmte Weise ernähren. So ist denn bei ihnen, wie Alphonse de Candolle rühmt, das Problem erledigt, das einige der grössten Geister der Menschheit von Plato bis zu Malthus vergeblich zu lösen gesucht haben; und zwar ohne Grausamkeit, ohne Zwang gegen die Natur, ohne Gewalt, durch ein einfaches physiologisches Verfahren.

Dahin wird die Menschheit wohl nie gelangen, wie es mir auch einstweilen als allzu weitgehende und den Boden unter den Füßen verlierende philosophische Spekulation erscheint, wenn der Tod als Wachstumserscheinung aufgefasst und dementsprechend alle Leiden und Entwicklungsschmerzen der Menschheit hinweggezaubert werden; wie dies etwa F. M. Beck in einem Aufsatz der Frankfurter Zeitung (Nr. 265 vom 24. September 1911) versucht hat, aus dem folgende Sätze zitiert seien:

„Kaum beginnt auch in deutschen Landen das Wachstum der Bevölkerung in das Zeichen des Decrescendo zu treten, so wird auch schon der patriotische Angstanfall darüber zur stehenden Rubrik. Diesen ahnungslosen Schutzengeln vaterländischer Wehrkraft liegt der Gedanke wohl noch meilenfern, dass der Rückgang der Geburten- und Sterbeziffern auch das erste Vorzeichen einer kommenden biologischen Revolution, des Reifungsprozesses der Menschheit sein könnte. Zu allen Zeiten haben ja begeisterte Dichter und Seher von einem später einmal eintretenden Vollendungs- zustand der Menschheit geträumt, in welchem progressive und re-

gressive Wachstumsphänomene, d. h. Geburt und Tod, aus dem Menschheitsdasein verschwunden sein würden. . . .

„Es ist in unserem Geschlechte noch immer nicht zum Bewusstsein gekommen, dass das beständige Wachstum der Menschheit nur der klassische Ausdruck ihrer Unvollkommenheit ist. Das monotone Einerlei des „Isaak aber zeugte Jakob, Jakob aber zeugte Juda“ kann nur solange im Interesse der menschlichen Gattung gelegen sein, als dabei — vulgär ausgedrückt — noch etwa Besseres nachkommen kann. Indem die Menschheit bisher immer nur von ihren Kindeskindern ihr eigenes Übertrumpftwerden erhofft hat, hat sie sich damit auch selbst das Zeugnis des noch Unabgeschlossenen, Unfertigen und Unreifen ausgestellt. Ein Beethoven hätte gewiss bei dem blossen Gedanken schon hell aufgelacht, dass einmal aus seiner Lenden Frucht ein noch grösseres Musikgenie, als er selbst, hervorgehen könnte.“

Einstweilen zeigt doch wohl die Menschheit als Ganzes und ebenso jede einzelne Kulturnation noch keineswegs eine so fabelhafte geistige Vollkommenheit, dass sie aus diesem Grunde den Wunsch haben könnte, ihre Fortpflanzung einzustellen. Weit eher könnte dazu der Lebensüberdruß führen — falls nicht eine weitschauende Organisierung des Gemeinschaftslebens durch alle Mittel aufbauender Staatstechnik und zielbewusster Kulturkunst dafür sorgt, die Entstehung menschenunwürdiger Zustände zu verhindern oder sie alsbald wieder zu beseitigen.

Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal der Tochter.

Von

Dr. J. Sadger, Wien.

Unter den vielen neuen Erkenntnissen, die der psychoanalytischen Forschung zu danken ist, ist nicht die geringste die hohe Bedeutung, welche dem Vater für das Schicksal seiner Kinder zukommt. Ich meine nicht etwa jene Anlagen, die er seinen Sprösslingen direkt vererbt. Davon ist genug gehandelt worden und wäre da höchstens zu ergänzen, dass manches, was als Vererbung gilt, in Wahrheit Nachahmung des Erzeugers ist und Identifikation mit diesem aus Liebe. Doch heute will ich von anderem sprechen, dem häufig ganz ausserordentlichen Einfluss, den teils das Vorbild, teils die direkte Einflussnahme des Vaters auf seine Kinder übt und die Reaktion in den Seelen dieser. Nicht selten geradezu verhängnisvoll ist die Wirkung auf den Sohn. Man kennt das Versagen so vieler hochbegabter junger Männer im Lauf ihrer Studien oder ihres Lebens. Hat man Gelegenheit, hier nachzuprüfen, so stellt sich als tiefster Grund meist heraus, dass jenes Versagen eine Strafe darstellt für den ebenso geliebten als gehassten Erzeuger. Der Sohn will z. B. nicht fertig werden, gar nie auf eigenen Füßen stehen und den Vater aus der Sorge entlassen um die Zukunft des Kindes. Vielmehr soll er seine Liebe erweisen durch stete und täglich neue Opfer und ewiges Geben. Doch dies ist ein Thema so kompliziert und bedeutungsschwer, dass es einer eigenen Abhandlung bedürfte. In diesen Zeilen aber sei nur die Rede von des Vaters Bedeutung für seine Tochter.

Da lehrt uns bereits die Alltagserfahrung, dass die gegenseitige Anziehung der Geschlechter auch im Verhältnis der Eltern zu den Kindern meist in entscheidender Weise wirkt. Wenn die Mutter

ihrem Jungen die Stange hält, so liebt der Vater besonders seine Tochter, und die Kinder erwidern in der Regel die Neigung der Aszendenten. Man ist so gewöhnt, diese Erscheinung selbstverständlich zu finden, dass man darüber die hier niemals fehlenden sinnlichen Züge völlig übersieht. Die meisten Eltern würden vermutlich mit tiefer Entrüstung die Erklärung aufnehmen, dass, wenn sie z. B. morgens und abends ihre Kinder ins Bett nehmen, um mit ihnen zärtlich zu spielen und zu hetzen, sie aus eigenen unbewussten erotischen Motiven handeln und wider Willen auch in ihren Kleinen verschiedene sinnliche Erregungen auslösen. Und doch lehrt die psychoanalytische Erfahrung, dass all diese Dinge tatsächlich statt haben, und zwar regelmässig, nicht bloss in einzelnen Ausnahmefällen, bei gesund Gebliebenen, wie bei später psychoneurotisch Erkrankenden.

Gleichwohl ist die Zärtlichkeit der Eltern — freilich mit möglichster Vermeidung jedweder sinnlich erregenden Zutat — eine absolute Notwendigkeit, soll der Sprössling später ein Vollmensch werden. Denn aus den verschiedenen Zweigen des Geschlechtstrieb, von den perversen Neigungen ab bis hinauf zur höchstpotenzierten Liebe, geht durch immer steigende Sublimierung unsere ganze Kultur-entwicklung hervor. Liebe und Zärtlichkeit braucht also der Mensch und sie wird in den allermeisten Fällen ihm auch geschenkt, gemeinhin besonders vom andersgeschlechtlichen Elternteile. Man kann dies etwa so präzisieren: Lieben lernt der Knabe von seiner Mutter, das Mädchen vom Vater. Dies ist um so wichtiger, als das, was das Kind in seiner frühesten Lebensperiode an Zärtlichkeiten empfing, es in späteren Jahren seinen Liebesobjekten rückerstattet, und zwar genau in dem gleichen Ausmass. Je weniger es selber an Liebe erhielt, desto weniger hat es dann herzugeben, während recht heiss geliebte Kinder, wenn sie gross geworden, dem Partner besondere Zärtlichkeit zeigen. Die wirklich allererste Liebe des Kindes gehört, wie wir sahen, meist dem andersgeschlechtlichen Elternteil, der auch Vorbild¹⁾ wird für jede spätere Neigungswahl.

Dies erklärt gar manches Rätsel der Liebe. Man hat sich beispielsweise verwundert, dass, wenn eine Ehe aus reiner Neigung geschlossen wurde, ohne äussere Rücksichten, die beiden Gatten einander von vornherein ähnlich sahen, nicht etwa erst nach langjähriger Ehe. Nach dem Vorstehenden ist dies wohl begreiflich. Denn, wählt der Jüngling tatsächlich aus Liebe, so sucht er eine Braut nach dem Vorbild der erstgeliebten Mutter, mit der er natur-

¹⁾ Allerdings nicht das einzige, doch kann ich auf die anderen Beiträge hier nicht eingehen.

gemäss Ähnlichkeit hat, und das nämliche gilt natürlich vom Mädchen. Auch die Liebe auf den ersten Blick wird gewöhnlich dadurch hervorgerufen, dass plötzlich eine Ähnlichkeit mit dem entsprechenden Elternteil entdeckt wird und damit die allerersten Herzensgefühle zu neuem Leben, zur „Liebe“, erwachen. In der Behandlung der Hysterie führt dies zu den augenblicklichen Wunderheilungen. Einen besonders lehrreichen Fall dieser Art, der mir begegnete, will ich erzählen.

Im Ambulatorium des Krankenhauses wird mir eine verspätet eingetroffene Hysterika vorgeführt, die seit vier Monaten alle Nahrung erbreche und so schon zehn Kilogramm abgenommen habe. Da die Zeit bereits allzuweit vorgeschritten und ich dringend in meine Sprechstunde musste, fragte ich die Kranke bloss: „Haben Sie morgen Zeit?“ — „Ja.“ — „Dann, bitte, kommen Sie morgen um 12 Uhr, da will ich Sie vornehmen.“ Sonst wurde nichts weiter zwischen uns gesprochen. Wie man sieht, keine Spur von Suggestion oder sonstiger Beeinflussung, nur die blosse Ankündigung, ich würde sie am nächsten Tag vornehmen. Als da die Patientin wieder erschien, berichtete sie, gestern sei sie „sehr beruhigt“ nach Hause gegangen, habe dort gegessen und zum erstenmal wieder alles behalten. Also eine wahrhaftige Wunderheilung. Die folgende psychoanalytische Behandlung deckte den Zusammenhang restlos auf. In Bartform, Haarfarbe und dem Schnitt des Gesichtes ähnelte ich nämlich ihrem vor 16 Jahren verstorbenen Vater¹⁾, dessen Lieblingskind sie gewesen und an dem sie mit grosser Zärtlichkeit gehangen. Auch ihrem hysterischen Erbrechen lag die Erinnerung an den Vater zugrunde. Als ich, der dem Verbliebenen teilweise gleich, ihr die Verheissung gab, sie am nächsten Tage vornehmen zu wollen, da hatte sie die Erfüllung eines alten Kinderwunsches. Sie übertrug jetzt auf mich — also Liebe auf den ersten Blick — und war, was am verblüffendsten wirkte, auf der Stelle geheilt, wenn natürlich auch nur vorübergehend.

Dass das kleine Töchterlein sich tatsächlich meist mit dem Wunsche trägt, seinen eigenen Vater aus Liebe zu heiraten, kann ein aufmerksamer Beobachter oft direkt den Worten des Kindes entnehmen. So erzählte mir ein Kollege folgendes Zwiegespräch zwischen ihm und seinem fünfjährigen Mädchen. Sie beginnt: „Ich will heiraten.“ — „Wen denn?“ — „Dich, Papa!“ — „Ich hab' ja schon eine Frau.“ — „Dann hast Du halt zwei Frauen.“ — „Das geht nicht.“ — „Also gut, dann wähle ich mir einen Mann, der so lieb ist wie Du.“ Hier vernehmen wir deutlich aus Kindermund zwei entscheidende Punkte: 1. Sie will den Papa aus Liebe heiraten und 2. sie wird sich später einen Mann wählen, der so lieb ist wie der Vater. Blicke nur noch die Frage offen: was versteht ein Kind unter „Verheiratetsein“? In einem kleinen Aufsatz „Über infantile Sexualtheorien“ weiss Freud darüber folgendes zu sagen:

¹⁾ Das bestätigte auch eine noch vorhandene Photographie desselben.

„In loserem Zusammenhange mit dem unlösbaren Problem, woher die Kinder kommen, beschäftigt sich das Kind mit der Frage, was das Wesen und der Inhalt des Zustandes sei, den man ‚Verheiratetsein‘ heisst, und beantwortet diese Frage verschieden, je nach dem Zusammentreffen von zufälligen Wahrnehmungen bei den Eltern mit den eigenen noch lustbetonten Trieben. Nur dass es sich vom Verheiratetsein Lustbefriedigung verspricht und ein Hinwegsetzen über die Scham vermutet, scheint allen diesen Beantwortungen gemeinsam. Die Auffassung, die ich am häufigsten gefunden habe, lautet, dass ‚man voreinander urinirt‘; eine Abänderung, die so klingt, als ob sie symbolisch ein Mehrwissen andeuten wollte: dass der Mann in den Topf der Frau urinirt. Andere Male wird der Sinn des Heiratens darin verlegt: dass man einander den Popo zeigt (ohne sich zu schämen). In einem Falle, in dem es der Erziehung gelungen war, die Sexualerfahrung besonders lange aufzuschieben, kam das 14 jährige und bereits menstruierte Mädchen über Anregung der Lektüre auf die Idee, das Verheiratetsein bestehe in einer ‚Mischung des Blutes‘, und da die eigene Schwester noch nicht die Periode hatte, versuchte die Lüsterne ein Attentat auf eine Besucherin, welche gestanden hatte, eben zu menstruieren, um sie zu dieser ‚Blutvermischung‘ zu nötigen.“

Soll ich nach eigenen Beobachtungen urteilen, so müsste ich sagen, dass das Kind zunächst jede Person des anderen Geschlechts zu freien verspricht, zu der es sich hingezogen fühlt, wobei es weder die Verschiedenheit des Alters noch des Standes je stört. So sagt z. B. nicht bloss ein 4 jähriges Bürschlein zu seiner ebenso alten Spielgefährtin: „Wenn ich gross bin, heirate ich Dich!“, sondern ein 2 jähriger Knirps gibt einer 62 jährigen Aufwaschfrau, die ihm jedesmal eine Süssigkeit mitbringt, in gleicher Weise ein Eheversprechen. Die Kinder denken beim Verheiratetsein zunächst an ein gemeinsames Schlafen, wie sie es bei Vater und Mutter sehen, die das Urbild verheirateter Leute darstellen, in zweiter Linie an verschiedene Rechte, die sich Eheleute vermeintlich vorbehalten haben. Da ferner Erfahrung die Kleinen belehrt, wenn man etwas vor ihnen zu besprechen vermeidet, so handle es sich meist um etwas Sexuelles (wenn auch nur in infantilem Sinne), so will es mit seinem Heiratsantrag etwa erklären: Ich möchte mit dir zusammen schlafen und dann das gleiche Sexuelle treiben, was sonst verheiratete Leute machen. Nur darf man beim Wort „sexuell“ nicht etwa an den Koitus denken, der ihm meist noch völlig unbekannt und auch physiologisch unmöglich wäre, sondern an das in jenem Alter sexuell besonders Lustbetonte, z. B. Befriedigung seiner Schau- und Entblössungslust, der Urethral- und Analerotik und ähnliche Dinge. Am durchsichtigsten werden diese Wünsche in einem unsterblichen Kinderspiel, das jede neue Generation stets wieder mit höchstem Vergnügen aufführt: dem Vater- und Mutterspiel. Ich hörte da einmal von einer charakteristischen Szene. Ein zehnjähriger Junge hatte sich

zu jenem mit einer sechsjährigen Spielgefährtin zusammengetan. Glücklicherweise „verheiratet“, zogen sie sich gleich in einen stillen Winkel zurück. Als der Junge wieder auftauchte — er hatte die Zwischenzeit zu einer genauen Inspektion benutzt —, war sein erstes Wort: „Also so sieht das aus! Das hab' ich mir eigentlich anders vorgestellt!“ Ihn hatte also die Befriedigung seiner Schaulust zum „Heiraten“ getrieben.

Wie wir oben vernahmen, ist es der typische Wunsch des Mädchens, seinen Vater zu freien, oder einen, der ebenso lieb ist wie er. Es führt nun oft zu bedenklichen Konsequenzen, wenn der Vater seine Tochter zu sehr verzärtelt. Beruht ja der Staat auf der Gründung der Familie und diese wieder darauf, dass die Libido, welche der Sohn auf seine Mutter, die Tochter ursprünglich auf den Vater warf, von der Pubertät ab diesem unstatthaften Sexualobjekte entzogen werde und auf geeignetere übertragen. Je heisser die Liebe der Eltern zu den Kindern und vice versa, desto schwieriger gelingt die an sich schon schmerzhaft Übertragung, ja, gar nicht so selten misslingt sie völlig. Die Tochter kann sich beispielsweise zum Heiraten absolut nicht entschliessen. An jedem Freier hat sie irgend etwas auszusetzen, wenn auch dieser vorgeschützte Mangel in Wahrheit nur mikroskopisch ist. Denn einen Hauptfehler hat er tatsächlich, der nicht wegzutilgen: er ist nicht ihr Vater! Und weil die Tochter scheinbar allzu wählerisch ist, da sie es „nirgends so gut haben kann wie zu Hause“, so gelingt es ihr häufig, ledig zu bleiben. Mitunter drängt der Vater selber auf ihre Verheiratung und setzt dann durch, was keiner sonst zustande brächte. Sie entschliesst sich wirklich für einen Freier, nur dass sie dann freilich nicht diesen zum Mann nimmt, sondern den Stellvertreter des Vaters, den von ihm selber empfohlenen Mann. In der Ehe wird eine solche Tochter bestenfalls eine musterhafte Gattin, die mit peinlicher Sorgfalt, ja übergenau ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau erfüllt, im übrigen aber dem Manne nie zur Geliebten wird. Stirbt dann der Vater, so erlebte ich manchmal, dass die innerlich nie sehr festgefügte Ehe abzubröckeln anhub und es nach Jahr und Tag zur Scheidung kam.

Noch krasser liegt der Fall, wenn der Vater nicht selber seine Tochter zur Ehe drängt, sondern, wie dies auch gar nicht selten vorkommt, ihre Liebe dauernd für sich beansprucht und ihre Jugend ruhig verkümmern lässt, zumal wenn sein Weib ihm schon früh gestorben. Mitunter steht schon zu Lebzeiten der Mutter seine Liebe zur Tochter in vollem Saft. Das junge heranblühende Mädchen gefällt ihm begreiflicherweise um vieles besser als seine eigene schon welkende Frau. Ist er nun vollends Witwer geworden, so

entpuppt er sich als der ausgesprochene Liebhaber seiner Tochter (natürlich mit gehemmtem Sexualziel), welcher jeglichen Freier ingrimmig hasst und durch sein direkt abweisendes Betragen in der Regel auch glücklich zu verscheuchen versteht. Da ist keiner ihm gut genug für sein herrliches Mädel, jeder soll sich womöglich auf der Stelle erklären, sonst habe er in seinem Haus nichts zu suchen, und, weil man die Katze doch nicht im Sacke zu kaufen Lust hat, zieht jeder mögliche Bräutigam sich von dem knurrenden Alten zurück. Diese Väter sind völlig blind dafür, dass ihre Töchter allmählich verkümmern. „Das Mädel hat noch immer Zeit genug zu heiraten, wenn ich nicht mehr bin,“ ist die beliebte egoistische Phrase, mit der man ein Weib um seine Zukunft betrügt.

Ich muss noch einmal auf das Verhalten der Tochter zurückkommen, wenn das Problem der Gattenwahl oder des Lebens in der Ehe an sie herantritt. Neben der typischen Brautneurose, die eine natürliche Folge darstellt der stets wieder gereizten, doch ewig unbefriedigten Libido, existiert eine andere Form der Neurose, die nicht auf aktuelle Schädlichkeiten zurückzuführen ist und auch keineswegs von selber heilt nach der Eheschliessung. Diese Mädchen befällt ein entsetzliches Grauen, so oft sie an den drohenden Hochzeitstag denken. Der Gang zu Standesamt oder Traualtar erscheint ihnen wie ein solcher zur Hinrichtung, zum Schafott. Es gibt Mädchen, die sich mehrfach verloben, aber jede Verlobung wieder rückgängig machen, weil sie allemal in dieser „glücklichsten“ Zeit von tiefer Depression befallen werden, die nicht eher weicht, als bis die Gefahr der Hochzeit vorüber ist. Hat man Gelegenheit, solche Mädchen psychoanalytisch zu behandeln, dann gelingt es regelmässig, die Verlöbung an den Vater (in zweiter Linie mitunter an den Bruder) nachzuweisen und in günstigen Fällen die Phobie auch zu heilen.

Während diese Töchter förmlich an Ehe-Phobie laborieren, springen andere trotz eines starken, wenn auch unbewussten Vater-Komplexes ruhig in den Ehestand hinein, weil es einmal so Brauch ist und die Verwandten, vielleicht sogar der eigene Erzeuger, in sie drängen. Der Gatte ist ihr als Mensch sympathisch, auch sexuell recht leistungsfähig, aber trotzdem bleibt eine tiefere Empfindung, die erst das Glück einer Ehe ermöglicht, vollständig aus. Das ist der Typus der „natura frigida“, eines sexuell anästhetischen Weibes¹⁾.

¹⁾ Ich bemerke ausdrücklich, dass ich hier nur von jenen Fällen spreche, bei denen die sexuelle Unempfindlichkeit nicht durch äussere Umstände hinlänglich erklärt ist, wie Widerwille gegen den aufgedrungenen Ehemann oder Impotenz desselben. Weiter ist zu beachten, dass die Frigidität der Frau häufig daher rührt, dass sie gar keine Gelegenheit hat, ihre Liebefähigkeit zu er-

Auch hier deckt eine Psychoanalyse ganz regelmässig die Fixierung der Libido des Weibes an ihren Vater, in zweiter Linie an den Bruder auf, was auch der therapeutische Erfolg beweist. Andere scheinbar anästhetische Frauen mit gleichwohl heftigem Sexualbedürfnis werden aus ihrer Fühllosigkeit heraus direkt Messalinen. Ein solches Weib flattert dann von einem Mann zum andern, ohne doch in irgendwelchen Armen Erlösung und Befriedigung zu finden. Denn jener, der beides einzig und allein zu geben vermöchte, der eigene Vater, ist als Sexualobjekt verpönt. Ja, man könnte sagen, es ist nicht einmal der wirkliche Vater, den sie auf allen Irrwegen sucht, sondern jener, welchen sie seinerzeit mit Kindesaugen sah, vergrössert und stark idealisiert, wie er in Wahrheit nie existierte. Weil dieses uralte Kinderideal auf Erden nicht zu finden, ja vermutlich in der ersehnten Form überhaupt nie bestand, darum sucht sie Ersatz in einer unendlichen Reihe von Männern, die doch alle zusammen jenen ersten absolut Unersetzlichen nicht ausstechen können.

Es sei mir verstattet, ein wenig auf die normalen Verhältnisse einzugehen. Man weiss, es wird von dem Mann der gut bürgerlichen Kreise in der Regel ein höchster Wert gelegt auf die körperliche Intaktheit jenes Mädchens, das er zu seinem Weibe machen will. Der Mann mag keinen Vorgänger haben, die Blüte ihres Leibes wie ihres Herzens soll einzig und allein ihm selber gehören. Und dennoch gelingt diese Absicht nie oder höchstens im Physischen, wo sie einen dürftigen Wert besitzt. Man ist nämlich in Wahrheit nie der erste Liebhaber, sondern bestenfalls der zweite. Die wirklich allererste Liebe jedwedes Mädchens gehört ihrem Vater oder einem frühen Vertreter desselben. Rein psychisch genommen ist, mit Freud zu reden, die Ehe ein schlechtes Geschäft für den Mann. Im günstigsten Falle erhält er noch den zweiten Satz, während die erste, wichtigste Hypothek dem Vater gehört. Auch die glücklichste Ehe wird nur mit diesem zweiten Satze bestritten.

Ganz besonders deutlich tritt dies zutage, wenn eine anscheinend glückliche Ehe aus irgend einem Grunde einen Sprung bekommt. Sobald sich die Liebe der besten Frau nicht mehr ganz rein dem Gatten zuzuwenden vermag, sowie eine Enttäuschung eingesetzt hat,

proben. Hat sie doch ein furchtbar eingeschränktes Liebesleben, nur mit einem einzigen Mann und in einer einzigen Form. Oft bleibt sie kalt, weil sie bloss eine Seite ihres Liebeslebens befriedigen kann, im normalen Koitus, aber, sagen wir z. B. nicht die sadistische. Solche „kalte“ Naturen sind dann lediglich vaginal-anästhetisch, doch sehr häufig Sadistinnen. Jedenfalls haben sie Komponenten, von welchen aus sie völlig zu befriedigen wären.

aus welchem Grunde immer, augenblicklich findet eine Regression ihrer Liebe statt ins Infantile. Von dem Manne, der ihre Erwartung betrogen, flüchtet sie zurück zu jener hehren Idealgestalt, die sie niemals täuschte, zum eigenen Vater oder, richtiger gesagt, zum Vater ihrer Kinderjahre und Kinderaugen. Hat man Gelegenheit, hier psychoanalytisch hineinzuleuchten, weil etwa eine Psychoneurose die schwere Folge der Enttäuschung war, dann lässt sich diese Regression auf den Vater unmittelbar schauen. Doch auch sonst vermag ein geübter Beobachter aus kleinen Anzeichen sie nachzuweisen. Wie ein Fatum, wie ein höheres Schicksal geleitet die Macht und der Einfluss des Vaters seine Tochter, solange er lebt. Findet sie in der Ehe volle Befriedigung, dann deckt sich ungefähr das Bild des Gatten mit jenem des urgeliebten Erzeugers. Kaum kommt es irgendeinmal zu Enttäuschungen, die in geringeren Graden auch der glücklichsten Ehe nie erspart bleiben, sofort taucht die Vater-Imago auf, die Erinnerung an den vermeintlich Besten und Unübertrefflichen.

Auch spätere abweichende und störende Erfahrungen können jene Vater-Imago nicht auslöschen. Gibt es doch im Leben jedwedes Menschen eine Epoche, da er seinen Erzeuger mit den Eigenschaften Gottes ausgestattet hatte. Er dachte sich ihn als ausserordentlich gross und überaus mächtig, als ein Wesen, das alles kann, dem alles gehört, dem sich alles unterwirft, von dessen Wohlwollen und Gnade man unbeschränkt abhängt, also genau mit den Attributen, die alle Religionen ihren Gottheiten zuteilen. Wenn dann das Kind im Laufe der Entwicklung zur Erkenntnis kommt, dass es noch andere Götter gebe, die mächtiger sind als der eigene Vater, dann ist es reif für den religiösen Gottesbegriff. Am durchsichtigsten hat dies Friedrich Hebbel in den „Erinnerungen aus meiner Kindheit“ ausgesprochen:

„Das Kind hat eine Periode, und sie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von seinen Eltern, wenigstens von dem immer etwas geheimnisvoll im Hintergrund stehenbleibenden Vater abhängig glaubt und wo es sie ebensogut um schönes Wetter, wie um ein Spielzeug bitten könnte. Diese Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu seinem Erstaunen die Erfahrung macht, dass Dinge geschehen, welche den Eltern so unwillkommen sind, wie ihm selbst die Schläge, und mit ihr entweicht ein grosser Teil des mystischen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erst, wenn sie vorüber ist, die eigentliche menschliche Selbständigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schlossensfall verbunden war, die Augen über diesen Punkt.“ Es war in der „Kippschule“ der Jungfer Susanne in Wessleben. Die Lehrerin suchte die Kinder nach Kräften über das Unwetter hinwegzuträsten und zu beruhigen. Da „aber zuckte plötzlich wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen und die Rede erstarb ihr auf den

Lippen, während die Magd, fast so ängstlich wie das jüngste Kind, heulend aufkreischte: „der liebe Gott ist böse!“ und, wenn es wieder finster im Saal wurde, pädagogisch griesgrämlich hinzusetzte: „Ihr taugt auch alle nichts!“ Dies Wort, aus so widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nötigte mich, über mich selbst und über alles, was mich umgab, hinaufzublicken und entzündete den religiösen Funken in mir. Aus der Schule ins väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort den Greuel der Verwüstung vor; unser Birnbaum hatte nicht bloss seine jungen Früchte, sondern auch seinen ganzen Blätterschmuck verloren und stand kahl da wie im Winter, ja ein sehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns selbst, sondern noch obendrein den halben Ort zu versorgen pflegte, war sogar um den wichtigsten seiner Äste gekommen und glich in seiner Verstümmelung einem Menschen mit gebrochenem Arm. Jetzt begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: „das walle Gott!“ zu sagen; ich hatte den Herrn aller Herrn kennen gelernt, seine zornigen Diener, Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgetan und in seiner vollen Majestät war er eingezogen. Es zeigte sich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornstein blies und der Regen stark aufs Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschliesslich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen.“

Die Genese Gottes aus dem Vorbild des Vaters spricht direkt ein anderer Dichter aus, Otto Ernst in seinem autobiographischen „*Asmus Sempers Jugendland*“:

„Sein Vater war doch genau, wie der liebe Gott, den er auf einem Bilde gesehen hatte, dieselbe breite Stirn mit einem herrlichen, vollen Kranz von grauen Haaren darum, dieselbe kräftige Nase, derselbe grosse Bart, der den ganzen Mund sehen liess, diesen Mund, von dem fast alles Gute und Schöne gekommen war, was Asmus bis jetzt erlebt hatte¹⁾.“

Mit aller wünschenswerten Klarheit zeigt aber die psychoanalytische Forschung, dass das Verhältnis eines jeden Menschen zu seinem Gotte auf der Grundlage seines Verhältnisses zum Vater aufgebaut ist und dass die Wandlungen des letzteren sich auch in der Relation zu Gott wiederfinden. Ja, es kann passieren, dass jedesmal, so oft er seine Beziehungen zum Erzeuger verändert, auch etwas Entsprechendes an der Gott-Vorstellung verändert wird. Ein Stück davon lehrt schon die Alltagserfahrung auch den psychoanalytisch gar nicht Geschulten. Wie männiglich bekannt, pflegt jeder halbwegs intelligente Jüngling in seinen Pubertätsjahren Atheist zu werden. Er ist „Aufklärungsschriften“ ungemein zugänglich und

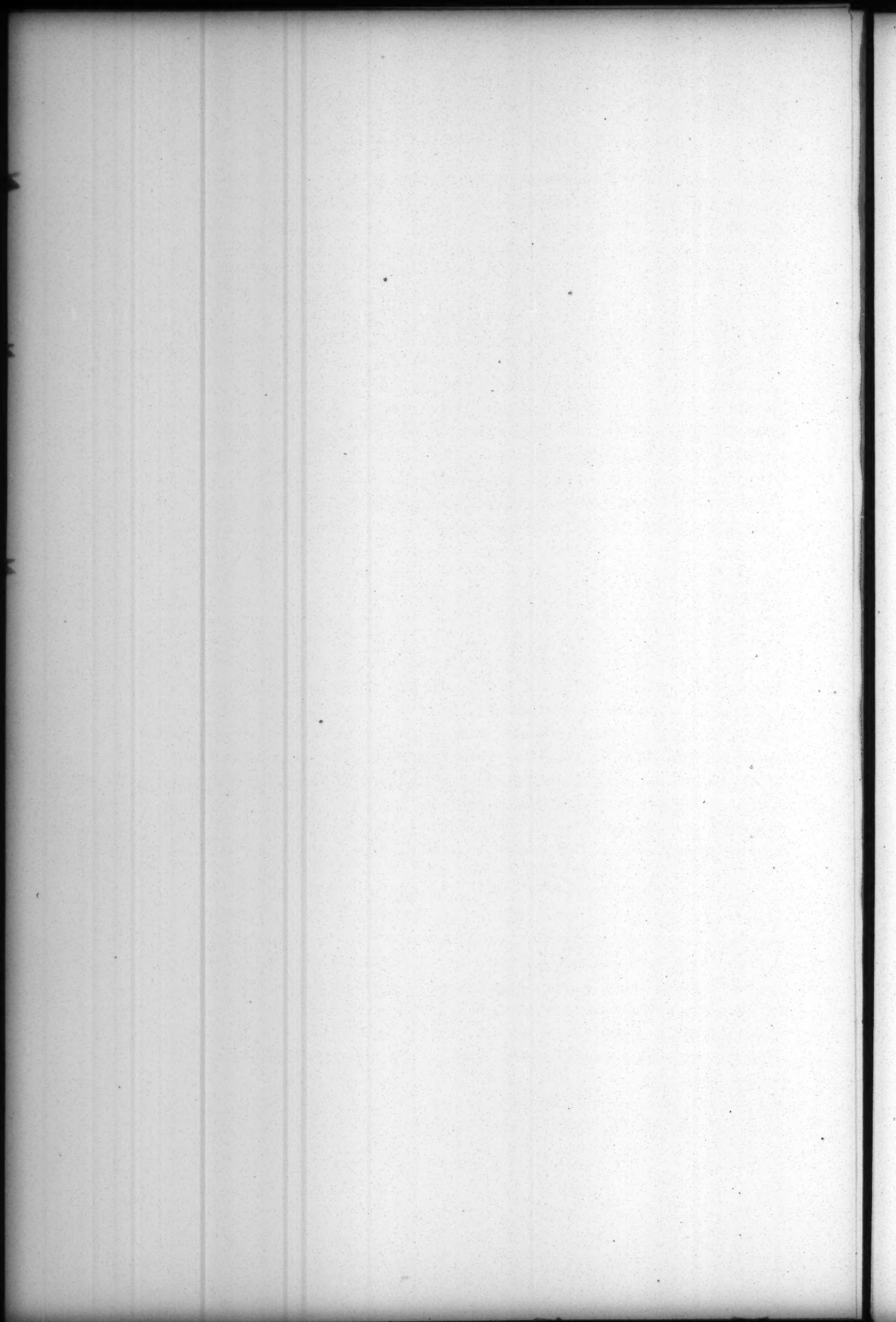
¹⁾ Ähnlich eine zweite Stelle (S. 20): „Wenn er aber von seinen Eltern und besonders von seinem Vater absah, der ja wie der liebe Gott war. . . .“

früher oder später kommt eine Periode seines Lebens, da er am liebsten Gottes Existenz ableugnen möchte, wenn nicht gar sich in Blasphemien ergehen. Woher diese seltsame Erscheinung? Die Erklärung ist, dass in der Pubertät ganz regelmässig eine Ablösung von dem Vater erfolgt und damit naturgemäss auch eine völlige Trennung von Gott. Der tiefste Grund dieser ganzen Ablösung ist, wie sich ausnahmslos nachweisen lässt, der Ödipus-Komplex. Mit dem Wachstum der äusseren und inneren Genitalien in der Pubertät, mit dem Einsetzen eines sexuellen Vorstosses wird auch die kindliche Liebe zur Mutter neu belebt und damit auch wieder die feindliche Einstellung gegen den gefährlichsten Rivalen bei ihr, den eigenen Vater. Drum bleibt das Verhältnis des heranwachsenden Jünglings zu seiner Mutter bei aller Flegelhaftigkeit doch immer noch ein liebegetränktes, während sich dem Erzeuger gegenüber oft direkt eine schwere Gegnerschaft entwickelt. Vom Vater wird dann auf alle Autoritäten übertragen. In den Jahren der Entwicklung ist jeder halbwegs gescheite Jüngling ein arger Revolutionär, der alles weit besser eingerichtet hätte, als dies von obrigkeitwegen geschieht. Und wie die Universitätsstudenten bei jeder Gelegenheit zum Aufstand wider den Professor bereit sind, also einen typischen Vertreter des Vaters, wie sie absolut respektlos sind, gern lärmern und über alles spotten, ist jedem akademischen Lehrer bekannt.

Ganz anders ist das Verhalten der Tochter. Die verliert gar niemals die Liebe und damit den Respekt vor dem Vater und seinen Vertretern und ist als Studentin ein Element der Bravheit und Ruhe. Nur in den allerseltensten Fällen beteiligt sie sich an Studentenkrawallen gegen den Professor, ja meist erscheint es ihr unbegreiflich, wie man wider seinen berühmten Lehrer so auftreten könne. Noch bezeichnender ist ihr Verhalten gegen Gott und die Religion. Die atheistische Periode des Jünglings fehlt ihr meist gänzlich oder geht zum mindesten niemals tief, noch seltener wird die Tochter aggressiv. All das erklärt sich aus der Entwicklung ihrer Libido. Schon als kleines Mädchen hat sie einen ausserordentlichen Libido-Aufwand für den Vater gemacht und ist später allerdings in grosser Gefahr, wenn ihr zugemutet wird, diese Libido wieder abzuziehen und auf andere Objekte zu übertragen. Da kommt ihr die Religion zu Hilfe und erleichtert ihr, dieselbe Libido-Einstellung in der Übertragung auf Gott auch fürder zu behalten. Ganz besonders hilfreich erweist sie sich dann, wenn das Mädchen frühzeitig erkennen muss, dass ihr Erzeuger nichts weniger als vorbildlich wirkt. Wenn der Glaube an den Vater wankt, dann ist die Religion, der Glaube an den Über-Vater, an ihren Herrgott, die bequemste Rettung. Darum

werden solche Töchter fromm, und zwar um so frömmere, je minder ihr Erzeuger dem Ideale entspricht. Auch wenn ein Weib in der Liebe irgend Schiffbruch gelitten, findet sie am häufigsten den Rückweg zu Gott. Gerade das Weib mit seiner Liebe- und Anlehnungsbedürftigkeit wird um so viel eher, und leichter religiös, als etwa der selbstsichere, Liebe erobernde und sich erhaltende Mann.

Überblicken wir nunmehr am Schlusse die Bedeutung des Vaters für das Leben der Tochter, so kann man sie sich nicht gross genug vorstellen. Ob nun der Erzeuger all ihre Liebe für Lebensdauer an sein Ich fixiert hat, oder sie zur Übertragung auf einen anderen Mann oder gar auf Gott hinleitete und -drängte, immer wieder ist sein Einfluss und die Macht, die er auszuüben pflegt, fast unwiderstehlich. Auch vom Standpunkte der Eugenik betrachtet, erscheint die Höchstentwicklung des Vaters nötig und segensreich für das Blühen der Tochter und damit in weiterer Linie der Menschheit.



Die Rechtsreformbewegung als Verständigung zwischen männlicher und weiblicher Anschauung.

Von

Dr. jur. Alexander Elster.

I.

Allzulange hat die Begriffsjurisprudenz ihre starren Dogmen gegen das Leben anreiten lassen, Scholastik und Sophistik haben das Recht aufgebaut, die strenge Gravitas römischer Logik hat den Grund zum gemeinen Recht des deutschen Volkes gelegt — Reinkulturen männlicher Ideale sind das gewesen. Die griechische Sophistik verachtete das Weib, die römische Gravitas sprach das „mulier taceat in ecclesia“, und das scholastische Mittelalter schloss die Frauen, indem sie sie vom Klerus fernhielt, auch von der Wissenschaft völlig aus. Kein Wunder, dass sich juristische Lehrgebäude auftaten, die in strengster Konstruktion die Logik zum Selbstzweck machten und das reale, praktische Urteil zum Tempel hinausjagten, wenn es dem Dogma ins Gehege kam. Das markanteste Beispiel ist das katholische Kirchenrecht, ein Muster schärfster schartigster Logik, ein mathematisch gezimmertes Dogmengebäude, das sich genau so selbtherrlich über menschliche Forderungen des Lebens hinwegsetzt wie das klerikale Dogma über die Tatsache Weib.

Bei aller Achtung vor männlicher Logik: dass sie in ihrer Überspannung dem Staate Schaden bringt, hat man jetzt eingesehen, seitdem man an Stelle der Begriffs- und Formaljurisprudenz die Zweckjurisprudenz, den Zweck im Recht (von den ersten bahnbrechenden Ideen Jherings an) gesetzt hat.

Ein markanter Ausdruck jener starrköpfigen Jurisprudenz ist der Spruch des Priors gegen Ritter Georg (in Schillers „Kampf

mit dem Drachen“) — das gleiche Problem, das in Kleists „Prinz von Homburg“ dramatische Gestalt gewann. Bezeichnenderweise hat jüngst Professor Max Rumpf, der Schriftleiter der Rechtsreform-Zeitschrift „Recht und Wirtschaft“ — dem Organ des Vereins „Recht und Wirtschaft“, von dem wir als den Träger der neuen Bewegung sogleich noch des näheren sprechen werden —, dieses Rechtsproblem des Prinzen von Homburg betrachtet und an ihm die neue realistische Rechtsauffassung gegenüber der alten allzu dogmatischen dargetan.

Der Prinz von Homburg hat ja in Wahrheit das ausgeführt, was der Grosse Kurfürst in seinem Plan der Schlacht gewollt hatte, nur hat er es formell gegen den Befehl getan, indem er das von dem Oberbefehlshaber zu gebende Zeichen zum Angriff nicht abwartete, sondern auf eigene Faust den günstigen Augenblick für die Tat gewählt hat. Der Richter, in diesem Falle der Grosse Kurfürst, erblickte darin den Ungehorsam, der, wenn er nicht bestraft würde, alle Zucht und Ordnung über den Haufen rennen würde. Er klammert sich also an den Buchstaben der Vorschrift, fürchtet von der Nichtachtung des Befehls und des Gesetzes eine Lockerung aller Bande und will das Gnadenrecht, das ihm zusteht, als etwas ausserhalb des Rechts und der Gerechtigkeit Liegendes angesehen wissen. Rumpf macht nun darauf aufmerksam, dass dieses Gnadenrecht im Laufe der Zeit eigentlich völlig in unser allgemeines Strafrecht übergegangen ist, dass es aus einem Ausnahmerecht zu einem Regelrecht geworden ist, indem der Strafrichter selbst in besonders leichten Fällen die Strafe mildern oder ganz von ihr absehen kann. Unsero neueren militärischen Reglements lösen ja auch diesen Widerstreit zwischen den Anforderungen der Manneszucht und der Rücksicht auf möglichste Ausnutzung der Entschlussfähigkeit heute mehr als früher in einem der Entfaltung individueller Tätigkeit günstigen Sinne. Gewiss soll dem Gesetz die Treue gewahrt sein, wie dem Befehl, aber es ist nach unserer neuen Auffassung, wie sie ja der Dichter schon vor 100 Jahren vertrat, der Jurist aber jetzt erst anfängt einzusehen, oft genug der Bruch des Gesetzeswortes das einzige und letzte Mittel, damit das richtige Recht sich durchsetzt.

Rumpf sagt ganz richtig, dass die Rechtsprechung dauernd in dem Konflikt sich befindet, in welchem sich der Grosse Kurfürst gegen den Prinzen von Homburg und in welchem sich König Friedrich Wilhelm III. gegenüber dem General von York befand, und dass es da ängstlichere und unentschlossener Richter gibt, solche, die sich lieber auf den engeren Gesetzesboden stellen, und solche, die oft genug aus der Absicht der Vorschriften und des Befehles heraus sich entschliessen, nach dem Zweck im Recht zu urteilen.

Dies ist wohl die sozial bedeutungsvollere Tätigkeit, und ganz richtig betont dies Professor R u m p f, wenn er am Schlusse seines Artikels sagt: „Es ist viel sicherer und bequemer, bei der Gesetzesauslegung immer zu sagen, ich begnüge mich im Zweifel mit dem Wortsinn des Gesetzes. Auch dem Prinzen von Homburg hätte niemand ein Haar gekrümmt, wenn er, bis der Adjutant des Kurfürsten den Befehl gebracht, von seinem Aussichtspunkt der Schlacht ruhig weiter zugeschaut hätte. Aber Kleist hätte ihn nicht unsterblich gemacht, und die Kinder in der Schule würden wenig erfahren von dem General von York, wenn diese Männer nicht das schwerere und verantwortungsreichere Los gewählt und hart an die Grenze gerückt wären, wo die höchste Treue umschlägt in offenen Abfall.“

Die Frauen haben die Gerechtigkeit solchen Urteils längst empfunden und sich — die Kurfürstin sowohl wie die Prinzessin Natalie — von Anfang an für das Recht des Prinzen entschieden.

„War's Eifer nicht, im Augenblick des Treffens,
Für Deines Namens Ruhm, der ihn verführt,
Die Schranke des Gesetzes zu durchbrechen?“

sagt Natalie zum Kurfürsten. Sie aber stellt ihre Fürbitte ganz auf die Gnade ab, die ihr als ein natürliches Ebenbild des Rechtes scheint und von gleicher Gewalt. Oberst Kottwitz begründet seinen Fürspruch jedoch ganz anders: er weiss, dass es sich hier ums Recht handelt, und er sucht dem Kurfürsten das höhere Recht das reale, wahre Recht des Prinzen von Homburg darzutun — und ist so ein echter Vertreter der modernen Rechtsauffassung, ein Vereiniger streng männlichen mit praktisch weiblichem Urteil.

Das ist dieser Sinn der neuen Bewegung, die seit kurzem eine Organisation sich geschaffen hat und als solche in der Öffentlichkeit wirkt, um die Rechtsprechung dem Volke und das Volk der Rechtsprechung wieder zu nähern. Am 19. Februar 1911 wurde in Berlin die Vereinigung „Recht und Wirtschaft“ gegründet, die unter dem Vorsitz des Jenaer Oberlandesgerichtspräsidenten Börngen ungefähr folgendes Programm hat:

Juristen des Gelehrtentums und der Praxis sollen sich die Hände reichen mit führenden Personen des öffentlichen, namentlich des wirtschaftlichen Lebens und mit anderen Männern, die davon überzeugt sind, dass alle Kräfte unserer Zeit für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege verwertet werden müssen, um den Änderungen in unserem staatlichen und wirtschaftlichen Leben und den Zeitströmungen besser gerecht zu werden. „Überall regt sich Gemeinschaftssinn, soziales Mitgefühl, das Streben nach praktischen

Zielen tritt hervor. Das Wirkliche und Tatsächliche, das Leben selbst mit seinen Eindrücken gewinnt Herrschaft an Stelle unverwertbar gewordener Begriffe. Die Erfahrungswissenschaften mit ihren Forschungsweisen haben sich in ungeahnter Weise selbständig und eigenartig entwickelt. Wenn auch ihre Arbeitsweisen nicht einfach auf die Rechtswissenschaft und Rechtspflege übertragen werden können, so gilt es doch, den Ergebnissen der Sozialwissenschaften und der Erfahrung des Lebens grösseren Einfluss zu verschaffen und in der Kunst der Gesetzgebung, der Rechtsprechung (Rechtskunst) und Verwaltung, und dadurch das Recht dem Leben noch näher zu bringen. Zunächst muss die Rechtssprache so sein, dass sie nicht als etwas Fremdartiges, Dunkles empfunden wird. Die Gesetzgebung darf nicht allzu enge und begriffsmässige Regeln aufstellen, die doch nicht das ganze Leben, wie es ist und sich entwickelt, erfassen. Bei aller Rücksicht auf die Rechtssicherheit muss es immer mehr wirklicher Grundsatz werden, nur in grossen Zügen die Regeln aufzustellen und es dem Leben und der Entwicklung zu überlassen, sich unter Umständen nach den Bedürfnissen selbst zu regeln. An Stelle einseitiger Nur-Juristen müssen jetzt Gegenwartsjuristen treten, die die Grundlagen und Aufgaben der Zeit erkennen, ihnen gerecht werden wollen und können und neue Werte schaffen. Dafür muss schon die Vorbildung sorgen und die Fortbildung muss es weiterführen. Schon auf der Schule ist der Tatsachensinn und das Sprachgefühl zu entwickeln. Für die Fachbildung ist eine engere Verbindung zwischen Praktikern und Theoretikern anzubahnen. Der Universitätsunterricht soll überall auf den Zweck, die wirtschaftliche und soziale Bedeutung unserer Rechtsgebilde hinweisen und den Sinn für Recht und Gerechtigkeit wecken. Psychologie, Tatsachenfeststellung, Kriminalistik usw. müssen noch mehr getrieben werden. Die Lehren der Volkswirtschaft und des Verkehrswesens sind für den Juristen ganz unentbehrlich. Auch bei der weiteren Ausbildung in der praktischen Vorbereitungszeit müssen alle Gelegenheiten benutzt werden, durch Anschauung, Beobachtung und Erfahrung in die Bedürfnisse des Verkehrslebens und die Art der Menschen einzudringen.“

Der Landgerichtsrat Bozì wollte eine etwas andere Spielart. Er wollte die Elemente der Erfahrung namentlich von dem naturwissenschaftlichen Gebiet her in die Rechtswissenschaft überpflanzen. Dies ist aber nicht die herrschende Meinung der juristischen Modernisten geworden. Sie sind vielmehr darüber einig geworden, dass nicht mit dem Mikroskop und dem exakten Experiment, sondern mit dem Fernrohr, das heisst mit dem weiten Blick, mit der ver-

nünftigen Bewertung der Verkehrssitte und des Wirtschaftslebens dem Recht gedient ist und dass es gilt, mit Hilfe der Psychologie die Rechtspflege wieder zu dem zu machen, was sie unter der klischeeartigen Paragraphenanwendung leider nur zu sehr aufgehört hatte zu sein: eine Kunst!

Realistische Auslegung heisst das Zauberwort, und diese Auslegung hängt nicht etwa in der Luft und ist nicht etwa von jeder ganz subjektiven Eigenart des Richters abhängig, sondern auch sie hat ihre Gesetze, sie hat ihre Regeln und zwar Regeln, die nicht wie früher eine Geheimwissenschaft der Juristen sind, sondern vor dem Forum des allgemeinen Verstandes, sozusagen unter freiem Himmel bestehen müssen.

Auch jetzt weiss man natürlich noch, dass es bindende Gesetzesbestimmungen gibt, die man nur nach ihrem Wortlaut auslegen kann und an die man unbedingt gebunden ist, aber man weiss auch, dass es daneben Lücken und elastische Bestimmungen der Gesetze gibt, die man schöpferisch auslegen muss, bei denen es gilt, den wirtschaftlichen Zweck, den sie verfolgen, mit dem wirtschaftlichen Zweck in Einklang zu bringen, den das auszulegende Rechtsgeschäft verfolgt.

Wo das Gesetz nicht wegzuleugnende Fehler macht — z. B. in der ungerechten Behandlung der geschiedenen und sich wieder verheiratenden Frau hinsichtlich ihrer Elternrechte an den Kindern erster Ehe —, da kann natürlich auch diese neue Reformbewegung nicht helfen — denn sie ist keine „Freirechtsschule“, die sich von den Gesetzen loslösen will, sondern steht, was ihr Vorzug ist, auf dem Boden der Gesetzesgedanken, die sie nur eben brauchbar und vernünftig auslegen will. Gerade durch solches Stehenbleiben auf dem Boden des Gesetzesgedankens zeigt die Reformbewegung, wo wirkliche Fehler des Gesetzes sind, und hilft so allmählich zur Abstellung dieser Fehler und zur Schaffung neuer moderner Gesetze, die dann nicht dem Wahne huldigen, jeden einzelnen möglichen Fall im voraus (kasuistisch) regeln zu müssen, sondern grosse Leitlinien geben, nach denen der Richter im Sinne des Gesetzes das richtige Recht finden kann.

Einige Schritte sind ja auch von neueren Gesetzen auf diesem Wege getan. Das BGB. sowohl wie andere moderne Gesetze geben in vielen Fällen dem Richter geradezu Vollmacht, nach seinem Ermessen zu entscheiden. So ists bei den berühmten Sätzen von „Treu und Glauben im Rechtsverkehr“, so bei der Erklärung der Fahrlässigkeit als der Ausserachtlassung „der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt“, so bei dem „angemessenen Betrage“ der Vertragsstrafe,

des Schadenersatzes, so bei der Kündigung des Arbeitsverhältnisses „aus wichtigen Gründen“, so namentlich im Eherecht und in vielen anderen Fällen. Bei den Scheidungsgründen ist die Rede von einer „so tiefen Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses, dass dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann“. Das ist freilich ein grosses Feld für freie Werturteile des Richters.

Man wird in weiteren Kreisen, namentlich nicht juristisch geschulten, nach alledem sagen, dass solche neue Auslegung doch eigentlich selbstverständlich sein müsste — und namentlich die Frau, die stets nach Gefühl und praktischem Verstand arbeitet, wird es verwunderlich finden, dass es zur Herstellung solcher Vernunft einer grossen Bewegung bedarf und dass diese Bewegung nicht schon uralt ist. Ganz so verwunderlich ist das aber nicht; denn der Aufbau eines Staats- wie eines Rechtssystems bedarf bis zu einem gewissen Grade einer starr logischen Herrschaft des Wortes und des Begriffs. Und man darf fürwahr hier das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Welche Bedeutung diese neue theoretische Fundierung für die tägliche Rechtspraxis hat, ergibt sich besser noch aus einzelnen konkreten Betrachtungen, die im folgenden gegeben werden sollen und bei der wir uns im wesentlichen an solche Fälle halten, die das Recht im Leben der Frau einigermaßen berühren.

II.

Sehr bedenklich lagen die Dinge oft bei Testamenten. Testamente mit vorgedruckter Orts- und Jahresangabe, sofern Ort und Datum nicht nochmals schriftlich angegeben sind, Testamente, in denen der Name des Erblassers vor oder neben das Wort „unterschieden“ gesetzt war, Testamente in einem Umschlag, wenn nur auf diesem steht, dass darinnen das Testament sich befinde — alle solche Testamente und noch manche andere wurden jahrelang und werden noch jetzt wiederholt wegen Verstosses gegen die Formvorschriften für ungültig erklärt, und es wird auf diese Weise in einer Unzahl von Fällen der letzte Wille, der vom Recht geschützt werden soll, schutzlos gemacht und oft gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was das Recht eigentlich zu schützen versprochen hatte. Gegen diese gewiss unhaltbaren Zustände legte namentlich Oberlandesgerichtsrat D a n z (Jena) die Lanze ein. Dass in zweifellos wohlüberlegten Massnahmen und Verfügungen, die alle Zeichen dieser reiflichen Überlegung an sich tragen, wegen eines unbedeutenden Formfehlers das ganze Rechtsgeschäft über den Haufen

geworfen werden müsse, zumal wenn es, wie bei Testamenten, dann unwiederbringlich verloren ist, das erklärt Danz mit Recht für einen Formalismus, dessen weitere Herrschaft für die richterliche Tätigkeit unwürdig sei. Namentlich wenn eine Unterschrift nicht ganz unter dem Text, sondern irgendwo daneben steht, so ist dies doch wahrlich kein Grund, die Ungültigkeit dieses Testaments auszusprechen, weil das keine „Unter“schrift sei.

Jemand hatte ein Testament gemacht und mit dem Vermerk hinterlassen:

„Eigenhändig geschrieben am in meinem Zimmer G . . . strasse Nr. 76, II.“ Das Testament ist vom Gericht für nichtig erklärt worden, weil die Ortsangabe fehlte (Wohnort). Eine gelähmte Frau konnte ihr Testament nicht unterschreiben, was von den einwandfreien Zeugen im Protokoll mitgeteilt wird. Das Testament ist für nichtig erklärt worden, weil das Gesetz die „Erklärung“ des Erblassers fordert, dass er nicht schreiben könne, und hier steht von einer solchen Erklärung nichts. Auch bei Schreibfehlern, selbst wenn es unzweideutig feststand, was der Testator gemeint hatte, wurde das Testament für nichtig erklärt. Solche Nichtigerklärungen bezeichnet Danz mit vollem Recht als ungesetzlich, denn das BGB. schreibt ausdrücklich vor, dass in Zweifelsfällen der Richter diejenige Auslegung zu wählen habe, die zu einem positiven Ergebnis führt und den letzten Willen aufrecht erhält. An einer blossen Formvorschrift darf der im übrigen unzweideutige Wille des Testators nicht scheitern. Wollte man so urteilen, wie die Gerichte es in den oben besprochenen Fällen getan haben, so könnte ja niemand im D-Zug oder wenn er sich im Gebirge verlaufen hat, ein Testament machen, weil er den Ort nicht formell richtig angeben kann, oder es kann in Heidelberg niemand ein Testament errichten, weil es in Amerika eine Stadt gleichen Namens gibt. Diese Beispiele, die Danz anführt, zeigen, wie absurd eine solche Auslegung ist und wie dringend nötig die Reform gerade auf diesem Gebiete war. Setzt z. B. eine Grossmutter ihre „Kinder“ zu Erben ein und sind neben Kindern noch Enkel und Urenkel da, so hat man das Wort „Kinder“ nicht buchstäblich auszulegen, sondern den Sprachgebrauch zu fragen, was die alte Frau unter ihren „Kindern“ gemeint hat, ob sie nicht Enkel und Urenkel mit verstanden wissen wollte.

Der Sprachgebrauch der Allgemeinheit ist überhaupt eines der wichtigsten Auslegungshilfsmittel. Auch hier ist es die Frau, die zur Mithilfe berufen ist, denn sie steht oftmals dem alltäglichen Leben näher, so dass ihr die gang und gäbe Bedeutung eines Wortes

geläufiger und bekannter ist als dem schriftgelehrten Manne, der es etymologisch und begrifflich zu erklären unternimmt. Auf den Sprachgebrauch — der mitunter grammatisch und etymologisch falsch sein kann — kommt aber für die Auslegung der Rechtsgeschäfte ungeheuer viel an. Deshalb ist es auch eine berechtigte Forderung der Reformbewegung, dass auch die Gesetze mehr als bisher in volkstümlicher Sprache gefasst werden.

Es ist nicht zu leugnen, dass sich die neueren Gesetze, voran das Schweizerische Zivilgesetzbuch, dann aber auch unsere neueren deutschen Gesetze, einer klaren und allgemein verständlichen Ausdrucksweise befleissigen. Immerhin wird man in dieser Richtung nicht allzuviel verlangen dürfen, da ein Gesetz schliesslich doch immer abstrakte Regeln aufstellt, die eben ihrer Natur nach oftmals mehr bedeuten müssen, als man ihnen auf den ersten Blick ansehen kann. Trotz aller Gemeinverständlichkeit der Fassung, so sehr sie an sich zu wünschen ist, wird aber eine wahre Volkstümlichkeit des Gesetzes für dessen richtige Anwendung auf den einzelnen Fall überhaupt nicht erreichbar sein, weil es doch immer der juristischen Kunst bedarf, um eine abstrakte Regel auf einen konkreten Fall richtig anzuwenden.

Wie realpsychologisch eine Auslegung beispielsweise im Ehe-recht sein muss, das sei nur an dem Fall der Anfechtung der Ehe wegen Irrtums dargetan, weil diese Fälle hier besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Das Gesetz lässt die Eheanfechtung nur wegen Irrtums über die Person des anderen Ehegatten, nicht wegen Irrtums über Eigenschaften zu.

Bei dem Irrtum über Eigenschaften verwechselt man die Person, die man vor sich hat, mit einer anderen abstrakten, ideellen — man denkt nicht an eine bestimmte andere, existierende oder existiert habende, legt vielmehr nur der vor Einem stehenden andere Eigenschaften bei. Man will also eine unbestimmte Person heiraten. Anders bei dem Irrtum über die Identität. Hier verwechselt man die Person, die man vor sich hat, mit einer anderen konkreten, bestimmten — man denkt an eine andere existierende oder existiert habende, die man kennt oder gekannt hat. Man wollte also die bestimmte andere Person heiraten. Daraus geht schon hervor, dass die Grenze zwischen dem Fall, in welchem man sich in der Person irrt, und dem, in welchem man sich in Eigenschaften der Person irrt, leicht verschiebbar sein kann.

Um eine Ehe wegen Irrtums in Eigenschaften des anderen Ehegatten anfechten zu können, muss es sich nun um Eigenschaften handeln, die 1. persönliche und 2. erhebliche sind. So sagt das Ge-

setz. Erheblich sind aber Eigenschaften, wenn sie bei Kenntnis der wahren Sachlage a) bei verständiger Würdigung des Wesens der Ehe von der Eheschliessung abzuhalten geeignet sind und ausserdem (kumulativ) b) den betreffenden Ehegatten des konkreten Falles von der Eheschliessung abgehalten haben würden.

Vom sozialen und juristischen Standpunkte liegt hierin für die Beurteilung zweierlei: ein objektiver und ein subjektiver Massstab. Objektiv würde der Richter zu urteilen haben, ob die Eigenschaften als persönliche und als solche anzusehen seien, die bei verständiger Würdigung der Ehe von der Ehe abzuhalten geeignet sind, aber weiter subjektiv, ob sie auch den betreffenden Ehekontrahenten im vorliegenden Falle von der Ehe abgehalten haben würden; also keineswegs absolut den Durchschnittsmenschen oder den Richter selbst. Hierin liegen zwei grosse soziale Probleme. Der Richter hat einmal danach zu urteilen, wie er selbst das Wesen der Ehe würdigt, und einen je höheren Begriff er von dem sittlichen Gehalt der Ehe hat, um so verschiedenartiger wird er Anfechtungsgründe entweder verwerfen oder zulassen, wird er kleinere Äusserlichkeiten nicht achten und idealere Wünsche berücksichtigen. Kurz, es ist ihm ein grosser Spielraum für seine individuelle Anschauung gegeben, der aber an jenem zweiten sozialen Problem eine Grenze findet, welches ihm die Frage vorlegt, ob er an dieser seiner Auffassung von der Ehe den betreffenden Anfechtungskläger teilhaftig machen will, ob er diesen einer gleich hohen Auffassung würdigt oder gar bei ihm noch höhere Auffassung voraussetzen will, also ob er unter Berücksichtigung weitgehender Klassen- und Individualunterschiede den Massstab der sittlichen Würdigung der Ehe hier vor-, dort zurückschraubt.

So urteilt der Richter über die Erheblichkeit der Eigenschaften. Wonach aber hat er zu beurteilen, ob die Eigenschaft, auf Grund deren die Ehe angefochten wird, eine persönliche ist?

Hier gibt das Gesetz nur dieses Wort („persönliche Eigenschaft“) und überlässt es absichtlich und voll bewusst (s. die Motive) der Wissenschaft, näher zu bestimmen, was darunter gemeint sei. Nun will man sich hier vielfach ganz streng an den Wortlaut halten und nur Eigenschaften der Person, ihr innewohnende Eigenschaften gelten lassen, nicht aber „Verhältnisse“, „Umstände“, soziale Beziehungen. Doch schon Hölder zeigte, und dem ist beizupflichten, dass solche Abgrenzung das Wesen der Sache nicht treffen kann, denn es gibt ja Verhältnisse, soziale Beziehungen (Religion, Konfession, hoher Adel, Freiheit, Witwenstand usw.), die oft in viel höherem Grade zur Charakterisierung der Persönlichkeit gehören

können und oft von grösserer Wichtigkeit in der Bewertung der Person sind als wirkliche persönliche Eigenschaften (vier Finger statt fünf, mangelndes musikalisches Talent, Neigung zur Migräne und dergleichen). Hierauf kann also die Entscheidung über „persönliche Eigenschaften“ nicht aufgebaut werden. Desgleichen aber müssen diejenigen Eigenschaften, wie auch Hölder ausführt, ausscheiden, die man in höherem oder geringerem Grade haben kann. Wegen Dummheit des Ehegatten kann man die Ehe nicht anfechten. Denn wo fängt „Dummheit“ an, insbesondere wo fängt sie an, als ausgesprochene „persönliche Eigenschaft“ anerkannt werden zu müssen? Das gleiche wäre der Fall bei all den Eigenschaftswörtern wie hässlich, untugendsam, zänkisch usw. Hölder will auch die körperlichen Eigenschaften ausscheiden, doch ohne genügenden Grund dafür anzugeben; und somit muss dies, da manche schwerwiegende körperliche wohl auch als „persönliche Eigenschaft“ angesehen werden kann, bedenklich erscheinen.

Dem Gesetzgeber hat etwas ganz Richtiges vorgeschwebt, er konnte es nur nicht recht begrifflich fassen, darum begnügte er sich mit dem Worte „persönliche Eigenschaft“ und überliess der Wissenschaft die Destillierung und Darstellung dieses Begriffs.

Wir bewerten die Persönlichkeit nach ihrer Gesamtstellung in der menschlichen Gesellschaft, die sie einnimmt auf Grund ihrer geistigen, sittlichen, körperlichen Eigenschaften und sozialen Beziehungen. Als „persönliche Eigenschaft“ im Sinne des Gesetzes hat demnach meines Erachtens zu gelten, was zur Charakterisierung einer Persönlichkeit im Rahmen der Gesellschaft als wesentlich erachtet wird; — etwa wie bei der Charakterisierung im Ständeregister, aber nach der ideellen Seite hin weiter ausgeprägt. Also: handgreifliche, nennbare Eigenschaften, die geeignet sind, den Personenstand ideell und reell zu bestimmen, in gesellschaftlicher Würdigung und von denen man auch registermässig sagen könnte, ob sie vorhanden sind oder nicht; was das gesellschaftliche Urteil bei der Bewertung einer Person als Eigenschaft angeben zu müssen glaubt, das sind die „persönlichen“ Eigenschaften!

So wird man meines Erachtens das Fehlen der bürgerlichen Ehrenrechte als einen vorhandenen Defekt in gesellschaftlicher Beurteilung, also als „persönliche Eigenschaft“ unbedingt ansehen müssen. Entbehren jedoch beide Ehegatten der bürgerlichen Ehrenrechte, so wird keine Anfechtung statthaben können, denn dann fehlt das Moment der subjektiven Erheblichkeit. Unfruchtbarkeit, Schwangerschaft, Mangel der Virginität, Vorbestrafung werden als persönliche Eigenschaften angesehen werden müssen. — Schon für

die Vorbestrafung wird das fraglich. Cosack erklärt erlittene Zuchthausstrafe nicht für eine persönliche „Eigenschaft“, so dass, wenn der andere Ehegatte dies nicht wusste und nachträglich erfährt, er die Ehe deswegen nicht wegen Irrtums anfechten könnte. Ich halte das in dieser apodiktischen Weise nicht für richtig und meine, dass gerade die Anschauungen der Rechtsreform, der realistischen Auslegung hier zu anderen Ergebnissen kommen müssen. Schon wenn wir statt „erlittene Zuchthausstrafe“ „Vorbestrafung“ sagen, klingt das wie eine Eigenschaft; im Nationale eines Menschen wird die Vorbestrafung ebenfalls als Eigenschaft gebucht. Abgesehen davon aber scheint es mir bei realistischer Auslegung für das Wesen der Ehe oft wichtiger, ob der Ehegatte eine entehrende Strafe erlitten hat, als wenn er sich aus Leichtsinne früher einmal sexuell vergangen hatte. Das Wesen der Dinge kommt doch bei der Auslegung in Frage.

Ein besonders wichtiges Kapitel ist dabei die Anfechtung wegen durchgemachter Geschlechtskrankheit und wegen voraufgegangener Schwangerschaft. Man steht auf dem Standpunkt, dass Gewesenes, das in der Person gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist, keine persönliche Eigenschaft ist, und ich legte — im Sinne der realistischen Auslegung — den Wert auf die gesellschaftliche Wertung. Deshalb würde ich Vorbestraftheit als gegenwärtig fortwirkende Eigenschaft ansehen, die also je nach der Individualität des anderen Ehegatten für erheblich anzusehen ist oder nicht, und demgemäss müsste überstandene Schwangerschaft, wenn das Kind nicht lebt und die Sache nicht stadtbekannt ist, keine persönliche Eigenschaft und kein Anfechtungsgrund sein. Anders, wenn das Kind lebt — dann ist die Frau eben Mutter (persönliche Eigenschaft!), oder wenn es stadtbekannt ist, dann gehört es zu ihrer gesellschaftlichen Persönlichkeit. Überstandene gonorrhöische Erkrankung, die wirklich ausgeheilt ist, wird man nach dem Stande der medizinischen Wissenschaft, als erledigtes Geschehnis, überstandene Syphilisfälle aber nicht als erledigt ansehen. Denn es ist bekannt, dass jahrzehntelang die Spirochäten noch latent im Körper sind und unvermutet neue Ausbrüche der Krankheit hervorrufen können. Die realistische Auslegung holt sich hier die tatsächlichen Unterlagen für ihren Spruch von der Medizin und muss so zu einer differenziellen Behandlung von Lues und Gonorrhöe kommen und Lues immer für einen Anfechtungsgrund erklären, auch wenn zurzeit manifeste Äusserungen der Erkrankung nicht vorliegen.

Man sieht, wie gerade auf diesem Gebiete die vernünftige Auslegung viel zu tun bekommt.

Wenn weiter z. B. die Gerichte im allgemeinen einen brieflichen Verkehr des geschiedenen Ehegatten mit seinen Kindern nicht zulassen, so scheint mir dies der Bestimmung des § 1636 BGB. zu widersprechen. Da nach diesem auch dem Ehegatten, dem die Sorge für die Person des Kindes nicht zusteht, die Befugnis zukommt, mit dem Kinde persönlich zu verkehren, so widerspricht die Untersagung brieflichen Verkehrs mit dem Kinde dem Sinne des Gesetzes und könnte nur durch die formelle Schlussfolgerung, dass „brieflich“ nicht „persönlich“ sei, gestützt werden.

Man ersieht aus alledem, dass der Richter, der gutes Recht sprechen will, auf einer hohen Warte stehen, dass er über den Begriffen und doch in der Sprache, dass er über den Spitzfindigkeiten der Geschlechter und doch im innersten geselligen Verkehr stehen muss.

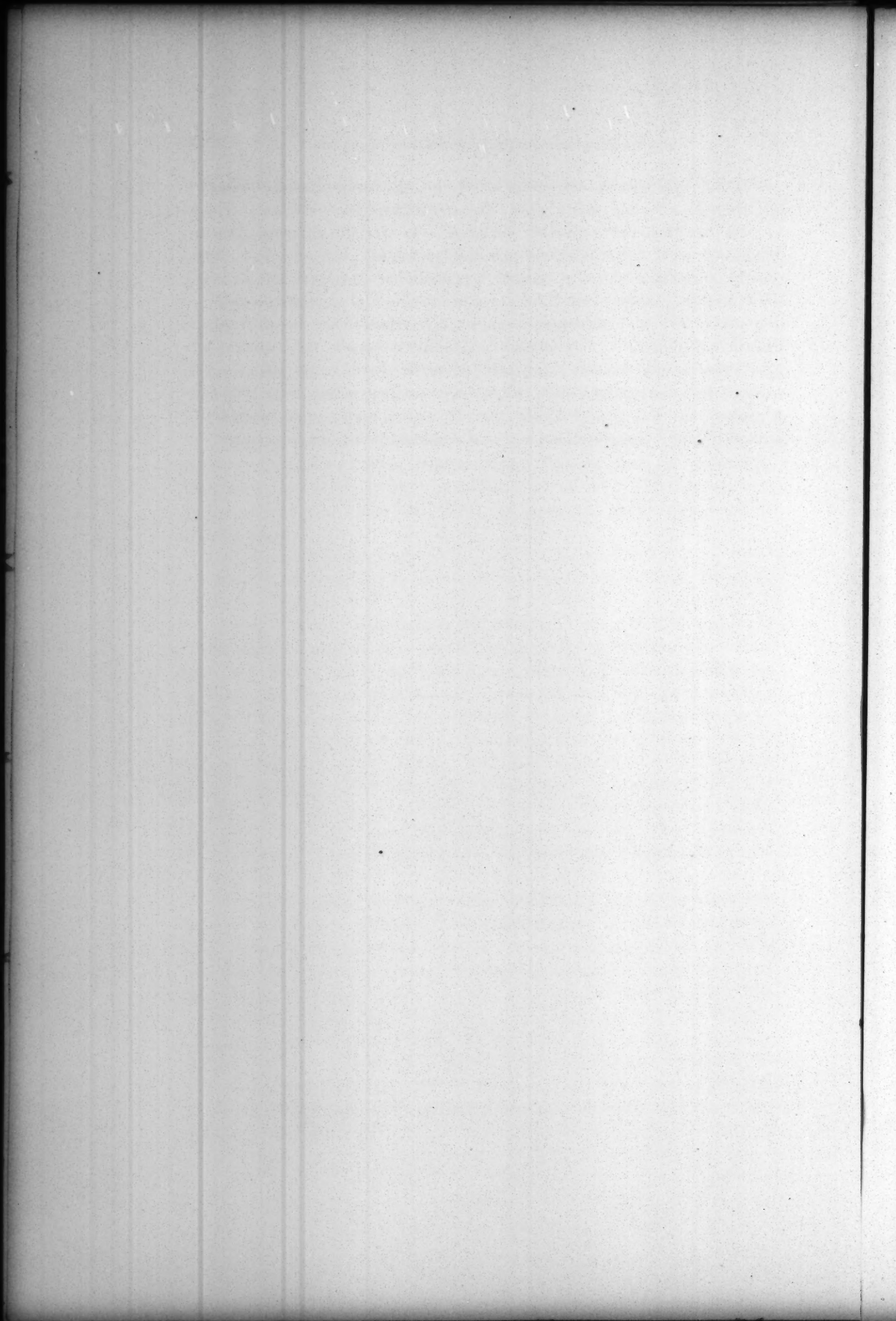
Mann und Weib zugleich — im Sinne des Intellekts — muss er sein, die alltägliche Praxis wie die höhere wirtschaftliche Ordnung muss er kennen.

Dazu ist es naturgemäss erforderlich, dass Ausbildung und Fortbildung immer noch reicher und praktischer werden als bisher, und dies ist ja auch ein besonders wichtiger Programmpunkt des Vereins „Recht und Wirtschaft“ geworden und der Ausgestaltung dieses Programmpunktes wendet man dauernd besondere Fürsorge zu, damit aus der sogenannten „Weltfremdheit“ der Richter eine erhöhte Weltvertrautheit werde. Auf der anderen Seite ist es aber auch notwendig, dass sich alle Gebildeten — einschliesslich der Frauen — auch um das Recht und seine Grundsätze etwas mehr kümmern und von ihrer Rechtsfremdheit ein gut Teil verlieren. Dann werden Juristen und Laien einander auf halbem Wege begegnen.

Gleichermassen wird zur freundlich-friedlichen Begegnung beitragen, wenn eine grössere Wirtschaftlichkeit in der Rechtspflege wahrgemacht würde. Denn das ist ein Kapitel, das nicht nur von den Juristen, sondern ebensowohl oder in höherem Masse noch von den Laien gefordert werden sollte. Wir wissen alle, wieviel Zeit und Geld durch veraltete Geschäftsorganisation gerade in der Rechtspflege dauernd vergeudet wird. Es ist daher nur zu begrüßen, dass gerade in der Zeitschrift „Recht und Wirtschaft“ Amtsrichter Dr. Schubart (Berlin) einige Beispiele von Unwirtschaftlichkeit in der Rechtspflege zur Diskussion stellte und deren Verbesserung dringend forderte.

Auch hier gilt es also eine weibliche, sparsame Haushaltspflege im kleinen mit der männlichen Grosszügigkeit zu vereinen.

Es bewahrheitet sich also wirklich, was wir im Eingang dieses Aufsatzes mehr voraussehend als nachgewiesen behaupteten: Das Gefühl der Frau und ihr natürlich-praktischer Intellekt kann dem Recht nützlich sein. Das Heil der Reform liegt aber selbstverständlich nicht in dem Eindringen weiblicher Gefühlssphäre in die festen Regeln des Rechts — der Gnade in das Rechtswesen —, sondern in der Vereinigung beider zu einem höheren Recht, das als Recht festgestellt, begründet und brauchbar werden muss, wie Oberst Kottwitz den Fall des Prinzen von Homburg unter dem Gesichtspunkt höherer ausgleichender Gerechtigkeit beurteilt.



Über die Berücksichtigung der weiblichen Psyche in alten Ehrechten.

Von

Rudolf Quanter.

So unberechtigt es ist, die Ehe und das Liebesleben unserer Vorfahren zu idealisieren, so wenig entspricht die weitverbreitete Annahme, dass es „in den Zeiten einer bluttriefenden Justiz“ absolut an einer Rücksicht auf rein psychische Regungen gefehlt habe, den wirklichen Anschauungen deutscher Vergangenheit. Als die Frau noch lediglich durch Kauf erworbenes Eigentum des Mannes war, über das er frei verfügen durfte, gab es keine bluttriefende Justiz auf deutschem Boden, allerdings auch kein Verständnis für die Psyche des Weibes; ja die Frau selbst ist gewiss nie auf den Gedanken gekommen, dass sie ein Empfindungsleben habe, das von dem des Mannes erheblich oder überhaupt abweiche. Die vielgerühmte Keuschheit der alten Deutschen sieht im Lichte objektiver Forschung beträchtlich anders aus, als sie in der traditionellen Phrase geschildert wird. Dass die Frau vor der Begehrlichkeit fremder Männer nachdrücklichst geschützt wurde, ergibt sich aus dem Eigentumsverhältnis gegenüber dem Manne und beweist nicht das Mindeste für die „seelische Reinheit“ der Frau oder für deren Keuschheitsempfinden. Für den Mann gab es, genau wie für die kraftvollen Männer aller anderen alten Völker, keinen Ruhm keuscher Zurückhaltung, sondern im Gegenteil nur den Triumph sexueller Grosstaten. Nicht allein das alte Gewohnheitsrecht, das wir aus den Weistümern, dem Schwabenspiegel, dem Sachsenspiegel usw. kennen, auch die ältesten geschriebenen Rechte beweisen, dass der

Mann weder keusch war, noch dass man von ihm Keuschheit verlangte, dass die Grenzen seiner sexuellen Freiheit immer erst da endeten, wo eine fremde Rechtssphäre ihren Anfang nahm. Deshalb war die Notzucht an „fahrenden Weibern“ nicht Straftat, und noch im Sachsenspiegel heisst es wörtlich: „An varendeme wive unde an siner amien mach de mann noth dun, of he si one jren dank beleget.“ Das war absolutes Herrenrecht, wie ja auch die Mägde den Gelüsten des Herrn preisgegeben waren ohne jede Rücksicht auf die Psyche des Weibes. Das war übrigens schon alttestamentlicher Standpunkt. In der Genesis 29 und 30 ist erzählt, dass Jakob die Schwestern Lea und Rahel heiratet, und dass beide ihm auch ihre Mägde Silpa und Bilha überlassen, damit der Kindersegen desto reicher ausfallen sollte.

Gerade weil die sexuelle Grosstat als eine Heldentat gefeiert wurde, hielt jeder Mann das eigene Haus rein, d. h. er duldete keinen Nebenbuhler auf dem ihm vorbehaltenen Gebiet. Selbst die harmloseste Zutraulichkeit gegen die Frau eines anderen wurde nach der Lex salica mit hartem Wergeld bedroht oder gab dem beleidigten Ehegatten das Recht, dem Zudringlichen als einem Friedbrecher die Fehde anzusagen und ihn bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Ein Wergeld von 15 Kühen sollte zahlen jeder „si manum strinxerit“, 30 Kühe waren fällig, wenn die Liebkosung von der Hand auf den Unterarm ausgedehnt wurde. Der Oberarm galt als noch schutzbedürftiger; wer ihn streichelte, zahlte 35 Kühe; aber das Berühren der Brust wurde gar mit 45 Kühen gesühnt. Vieh galt als Zahlungsmittel; pecus und pecunia. Wenn gerühmt wird, die deutschen Frauen seien so keusch gewesen, dass sie sich sogar geweigert hätten, den Pokal zu ergreifen, den die Hand eines fremden Mannes berührt hatte, so braucht man bloss an die Worte „si manum strinxerit“ der Lex salica zu denken, um die Gewissheit zu erlangen, dass diese Weigerung wirklich nicht von dem Imperativ der Keuschheit diktiert war.

Die Menschheit schreitet fort; auch das fränkische Recht, so vorbildlich es zur Zeit seiner Entstehung oder Niederschrift war, konnte nicht unabänderlich bleiben. Ob es ein segensreicher Schritt vorwärts war, als sich die milden Rechte, nach denen man mit 15—45 Kühen ein Vergehen sühnen konnte, in ein Strafrecht auswuchsen, das selbst die Todesstrafe noch als gelinde betrachtete, wenn sie nur durch Hängen oder Köpfen vollstreckt wurde, mag dahingestellt bleiben, — jedenfalls entwickelte sich aber auch das Ehrerecht aus dem primitiven Utilitätsgedanken, nach dem die Frau als gekauftes Eigentum zwar nicht wie die leibeigenen Mägde blosses

Instrumentum pollutionis, sondern das Mittel zur Erzeugung legitimer Kinder war, besondere Rechte aber nicht besass. Der Mann durfte sein Eigentum töten und prügeln; eine Auffassung, die sich, stark gemildert, bis in unsere Zeit hinein erhalten hat. Ist doch in einem Staate Deutschlands das Züchtigungsrecht des Ehemannes gegenüber der Frau offiziell erst durch das Bürgerliche Gesetzbuch vom 18. August 1896 — Rechtskraft 1. Januar 1900 — aufgehoben worden, und faktisch wird es auch heute noch vielfach geübt. Der Frauenkauf hörte auf. Das Kaufgeld wurde abgelöst durch die Morgengabe, die der Ehemann der Gattin gab, und die Frau wurde mehr und mehr die gleichberechtigte Genossin des Mannes. Unter dem Einfluss des Christentums, das die Ehe für sakramental erklärte, wurde auch eine absolute Neuerung eingeführt: die sexuelle Gleichberechtigung der Geschlechter in der Ehe, d. h. der Mann, der extra muros ein Vergnügen suchte, sollte ebenso des Ehebruchs schuldig sein wie die Frau, die sich einem anderen Manne hingab. Das war eine neue Idee, die sich in Wirklichkeit nicht einmal auf die Bibel stützen konnte, denn auch nach mosaischem Rechte beging nur der einen Ehebruch, der mit der angetrauten Frau eines anderen die Werke des Fleisches verrichtete. Die eigene Ehe brach der verheiratete Mann nicht, wenn er mit einem fremden Weibe in Verkehr trat. Das war übrigens durchaus logisch, da es dem Manne gestattet war, mehrere Frauen zu heiraten, so dass also schon die zweite rechtmässige Ehe ein unrechtmässiger Bruch der ersten gewesen wäre, hätten die Anschauungen des Christentums für das altjüdische Volk gelten sollen. Wenn Christus (Matth. 5, 28) sagt: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen,“ so ist dies nichts als eine Erweiterung des alten Rechtsgedankens; während im Alten Testament die vollendete Tat allein galt, entschied für Christus der Wille, ein Standpunkt, dessen religiöse Berechtigung nicht in Frage gestellt werden kann, der aber, wenn man dem Gedanken nicht Gewalt antun will, niemals auch nur den leisesten Anhalt dafür bietet, dass auch der Ehemann ebenso wie die Ehefrau die Ehe breche, falls er mit einem anderen als dem eigenen, aber ledigen Weibe Beziehungen koitaler Natur eingehe oder auch nur einzugehen wünsche.

Die Veränderung des alten deutschen ungeschriebenen Gewohnheitsrechtes durch geschriebene Gesetze hat de facto das Gewohnheitsrecht nicht aus der Anschauung weitester Kreise zu verbannen vermocht. Das wichtigste Moment, dass durch den Ehebruch der Frau „unechte Kinder in die Familie eingebracht werden“,

hat schon im Altertum (Conf.: Tiraquell, „De Legib. connub.“) nicht bloss den grossen Unterschied zwischen dem Ehebruch der Frau und dem des Mannes klar bewiesen, sondern auch die Überzeugung gefestigt, dass es nicht allzu schlimm sei, wenn der Ehemann den Pfad der Tugend verlasse, dass dagegen die Gattin niemals auf verbotenen Wegen wandeln dürfe. Mochte für Katholiken, für die die Ehe ein Sakrament wurde, deren Verletzung als Sakrileg für Mann und Frau gleich sein, so musste doch vom Zeitalter der Reformation ab der protestantische Christ über diese Frage ganz anders denken; das sollte er aber nicht. Selbst in der Magdeburgischen Polizeiordnung vom 3. Januar 1688 heisst es im Kap. 69, § 5: „Und obwohl, da ein Ehemann eine ledige Weibes-Person beschläfft, in denen Keyserlichen Rechten keine sonderliche Straffe verordnet, so setzen und wollen wir doch, dass welcher in stehender Ehe eine ledige Weibes-Person beschläfft, des Landes ewig verwiesen, die ledige Weibes-Person aber, es sey eine Dirne oder Witbe, in dem Lande nicht geduldet werden solle.“

Es war eine zarte Rücksicht auf die Psyche des Weibes, dass auch für die Protestanten der Ehebruch des Mannes dem des Weibes ziemlich gleich geachtet wurde. Ziemlich gleich aber auch nicht völlig, denn die Strafen waren anders. § 4 sagt darüber: „Da auch eine ledige Mannes-Person mit einem Eheweibe das Werck fleischlicher Unzucht würcklich vollbracht, und dessen gestendig wäre, oder mit Recht überführet würde, sollen sie gleichfals beyde mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden.“ Mithin galt der Ehebruch des Weibes immerhin schwerer. Das „gleichfalls“ bei der Androhung der Todesstrafe bezieht sich auf die ohne jede Gnade zu vollziehende Todesstrafe beim Adulterium duplicatum, d. h. bei einem Ehebruch, den ein Ehemann mit der Ehefrau eines Dritten begangen hatte, bei dem also nach der herrschenden Ansicht zwei Ehen gebrochen waren. Es darf eine besondere Bestimmung evangelischer Rechtsordnungen nicht übersehen werden, die zeigt, dass man den Ehebruch nicht mehr als eine rein religiöse Straftat, sondern als ein Verbrechen betrachtete, das zwar stark gegen die öffentliche Sittlichkeit, aber stärker noch gegen die Rechte des betrogenen Gatten versties; deshalb war es diesem möglich, die Strafe abzuwenden. Wieder war es in erster Linie die Rücksicht auf die Psyche des Weibes, die solche Vorschriften diktierte; man wollte nicht, dass die betrogene Gattin ohne Verschulden den Mann verlieren sollte, wenn sie ihn trotz seines Vergehens doch gern behalten wollte. Man nannte dies eine Milde „zu Ehren des heiligen Ehestandes“, und da man es so nannte, war man konsequent und

räumte nicht nur der betrogenen Ehefrau, sondern auch dem betrogenen Ehemann das Verzeihungsrecht ein, wobei man wieder der Gattin die Strafe schenkte, wenn ihre Tat in den Augen ihres Ehemannes, der gewiss oft der berufenste Beurteiler der Verfehlung war, verzeihbar erschien. Der § 4 a. a. O. lautet: „Da aber gleichwohl, wann ein Ehemann eine ledige Dirne oder Witbe beschläfft, oder ein Eheweib sich mit einer ledigen Mannes-Person fleischlich vermischet, der unschuldige Ehegatte für das verbrechende Theil bitten und sich erbieten würde, demselben ungeachtet gebrochener Treu und Glaubens länger ehelich beyzuwohnen, so soll alsdann in beyden Fällen, dem Ehestand zu Ehren, das schuldige Eheweib mit der Lebens-Straffe und der schuldige Ehemann mit der ewigen Landes-Verweisung verschonet, doch aber so wenig die ledige Manns-Person, ingleichen das Eheweib, die mit selbiger Ehebruch getrieben, als die ledige Weibes-Person, nebst dem Ehemanne, mit welchem sie sich fleischlich vermischet, ungeachtet was die Ehegenossen einander remittiret und verziehen, in unserm Hertzogthume Magdeburg nicht geduldet werden.“ Es ist ein Widerspruch in dieser Bestimmung, die mit der Landesverweisung verschonen, aber dennoch die damit Verschonten nicht im Lande dulden will, nicht zu übersehen; aber darauf kommt es hier nicht an. Ganz ähnlich war auch das Chursächsische Recht, das sonst die strengsten Strafen wegen Ehebruchs androhte, und die Schöffenstühle entschieden dahin, dass die gewährte Verzeihung sogar dann zu vermuten sei, wenn bei der Entdeckung des Ehebruchs der betrogene Gatte bereits verstorben und die Angabe des Schuldigen, dass die eheliche Gemeinschaft auch nach dem Ehebruch bestanden habe, nicht widerlegt sei.

Eine bedenklichere Rücksicht auf das Weib enthielt eine andere Bestimmung des strengen Sachsenrechts oder richtiger die Judikatur der Leipziger Schöffen. War eine Jungfrau „violiret“, d. h. das Opfer eines Notzuchtverbrechens geworden, so hatte man wohl die Empfindung, dass sie entehrt und geschändet worden, aber auf alle Fälle anders einzuschätzen sei, als eine Dirne, die sich aus geiler Lust hatte deflorieren lassen. Man konnte aber doch nicht so weit gehen wie Augustinus, der auch die gewaltsam Deflorierte noch für eine reine und unberührte Jungfrau hielt, weil „die Jungfernschafft, als eine Tugend, im Hertzen, und nicht am Leibe bestehet“. Wenn nun auch Autoritäten wie Berlich, Stephan u. a. erklärten: „Die Dirne, welche also genothzüchtigt worden, bleibet ihrer Ehren und Leumuth halber ungekräncket“, so war damit doch eine schwere öffentliche Entehrung nicht beseitigt, denn — wie Carpzow schreibt — die Schöffenstühle entschieden dahin, dass „solche violirte Weibes-

bilder vor keine reine unbefleckte Jungfern passiren“ könnten, und dass deshalb solche genotzüchtigte Dirne bei ihrer Verheiratung keinen Kranz tragen dürfe, sondern mit bedecktem Haupte einhergehen müsse, denn der Kranz sei ein Zeichen der Jungfernschaft.

Gerade weil er das war, bewies sein Fehlen die „verlorene Ehre“ der Braut; kein Wunder, dass in der Seele eines vergewaltigten Mädchens ein harter Kampf tobte. Es musste der Verletzten fast das Beste scheinen, einfach zu schweigen und so die Ehre zu wahren, die ja angeblich durch die an ihr verübte Gewalttat unverletzt bleiben sollte, und die doch selbst bei der späteren Trauung noch öffentlich vernichtet wurde. Schwieg die Verletzte aber aus solchen Erwägungen, so war das erst recht gefährlich. Der gewaltsame Begattungsakt konnte Folgen haben, und traten sie ein, dann galt die junge Mutter als Hure, weil ihr Schweigen gegen sie die Vermutung rechtfertigte, dass sie „in das stuprum consentiret“. Nach Carpzow war dies Judikatur; sie stimmte übrigens mit dem Gewohnheitsrecht des Altertums. Nach Daniel Moller und Matth. Coler ist es in der Praxis vorgekommen, dass der „Nothzöger“ seine Tat offen einräumte, dass aber sein Opfer ihn insoweit herausredete, als es zwar angab, dass der geständige Verbrecher das Attentat begangen habe, aber bestritt, dass die Vermischung wirklich bis zur Immissio seminis vollendet worden sei. Da in Delictis carnis nur ein übereinstimmendes Geständnis beider Teile als vollgültiger Beweis betrachtet werden sollte — eine prozessuale Norm, die bei Sodomie versagen musste und in der Tat viel umstritten wurde —, hielt man in der Praxis das freimütige Geständnis nicht für genügend glaubhaft, um auf die Todesstrafe erkennen zu dürfen. Die verletzte Person konnte, da sie nur Zeugin war, zu einem „Geständnis“ durch die Folter nicht gezwungen werden, und sie hatte erreicht, dass sie als unverletzte Jungfrau galt und bei späterer Trauung in der Kirche den Jungfernkranz tragen durfte. Schlimm war die beschönigende Abweichung von der Wahrheit für das Opfer des Verbrechers aber dann, wenn die Tat Folgen hatte, denn die ausser-eheliche Mutter war in diesem Falle absolut entehrt, da sie dann nicht einmal mehr geltend machen durfte, dass sie ohne eigenes Verschulden „gefallen sei“, denn damit hätte sie ja zugegeben, dass sie als Zeugin die Unwahrheit gesagt habe, und man hätte ihr wohl auch nicht einmal Glauben geschenkt.

Es gab einen Ausweg aus dem seelischen Dilemma der Genotzüchtigten. Voraussetzung dabei war allerdings, dass sowohl der Täter wie sein Opfer ledigen Standes waren. Traf dies zu, dann konnte die Verletzte den Täter davor bewahren, dass „das Schwert

zwischen seinem Kopfe und Rumpfe einen Unterschied machte“. Sie durfte „intercedieren“ und ihn zur Ehe begehren. In diesem Falle musste der Täter mit der Todesstrafe verschont bleiben, die Ehe wurde geschlossen, und nachdem dies geschehen — niemals vorher —, wurde der „missthätige Mann“ auf ewig des Landes verwiesen, und die junge Frau musste ihm folgen, das war ihre gesetzliche Pflicht. An sich liegt auch in dieser Rechtsvorschrift eine starke Rücksichtnahme auf das Weib, das gewiss keinen praktischen Nutzen dadurch hatte, dass der Schänder seiner Ehre den Kopf lassen musste, und dem sicherlich weit mehr damit gedient war, wenn der Mann, der gewaltsam und widerrechtlich der Liebe zarte Blüte erbrochen, nun für alle Zeiten legitim die Triebe stillen durfte, die nun einmal die gütige Mutter Natur aus sehr praktischen Gründen in alle Lebewesen gelegt hat. Allerdings war eine recht bittere Pille bei dieser Fürsorgejudikatur nicht vergessen, die ewige Landesverweisung. Ewig bedeutet hier nur dauernd; es war der Weg in ein unbekanntes Elend, in ein Landstreichertum und meist ins Verbrechen. Dem Landesverwiesenen war in der Regel die Möglichkeit eines ehrlichen Erwerbs abgeschnitten, denn eine Freizügigkeit, wie wir sie kennen, gab es nicht, und fahrendes Volk war nahezu rechtlos und schutzlos. Gewiss war also die ewige Landesverweisung kein Garantieschein für eine glückliche Ehe, die ohnehin schon unter den gegebenen Verhältnissen nicht allzu wahrscheinlich war, denn der Mann dankte der Gattin zwar das Leben, aber er vergalt ihr den Verlust der goldenen Freiheit, und Not und Sorgen sind im allgemeinen nicht der beste Kitt für eine Ehe. Man darf aber nicht vergessen, dass die Frauen jener Zeit den Kampf für Frauenrechte noch nicht kannten; ihre Ehe erinnert an die schönen Worte des Apostels Paulus über die Liebe im 13. Kapitel der 1. Korintherepistel: „Die Liebe ist langmütig und freundlich, sie rechnet das Böse nicht zu, sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.“ Nein, Engel sind die Frauen auch im 16. Jahrhundert nicht gewesen; aber sie ertrugen alles und duldeten alles, wenn sie nur den Mann behielten, dessen sie nun einmal bedurften. Wunderdinge von Frauenduldung lehrt uns die Geschichte des alten Rechtes, Legenden still tragenden Heldentums.

Dass es sich wirklich bei der Interzessionsberechtigung um eine Rücksicht auf das Weib und nicht etwa lediglich um eine Verbeugung vor dem Ehestand handelte, ergibt sich daraus, dass nur die Verletzte das Recht hatte, den eigentlich der Todesstrafe Verfallenen sich für die Ehe auszubitten, dass dagegen, wie Carpzow ganz ausdrücklich hervorhebt, eine etwaige Erklärung des Täters, dass

er seine Tat durch eine Heirat seines Opfers wieder gut machen wolle, absolut rechtsunwirksam war; sie konnte nur dann etwas bedeuten, wenn das Mädchen das Anerbieten annahm, also das tat, was ohnehin dem Manne das Leben rettete. Ein Anklang an dieses Recht findet sich noch in späteren Gesetzen, die den in recht vielen Fällen nützlichen und weisen Imperativ enthielten, dass ein Verführer die Verführte heiraten müsse. Das waren Vorschriften, durch die man viel zu erreichen hoffte und auch hoffen durfte: einmal sollte der unsittlichen Verführungssucht begegnet werden, und vor allen Dingen wollte man Abtreibungen und Kindesmorde nach Möglichkeit verhüten.

Nach Chursächsischem Rechte war im Gegensatz zum alten Gewohnheitsrechte und dem sogenannten Gemeinen Rechte — kennt doch selbst die Carolina im Art. 119 die Notzucht nur als die Vergewaltigung „eyner vnwerleumbten ehefrawen, wittwenn oder jungk-frawen“ — auch die gewaltsame Begattung „einer Huren oder gemeinen Vettel“ capital, d. h. ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen, wie man in der Rechtssprache zu sagen pflegt, obwohl nicht das Verbrechen, sondern immer nur der Verbrecher bedroht sein kann. Auch die „Huren und gemeinen Vettel“ konnten den Täter vom Tode retten, wenn sie sich bereit erklärten, ihn zu heiraten. Ich führe dies als besonders wichtig an, weil es für das Interzessionsrecht der Verletzten eine ätiologische Erklärung bietet.

Jul. Clarus und Gomez haben die Frage erörtert, ob der alte Rechtsbrauch, nach dem einem zum Galgen geführten Diebe, dem schon die Schlinge um den Hals gelegt worden sei, durch die das rechtskräftige Urteil an ihm vollstreckt werden sollte, noch im letzten Augenblick das Leben geschenkt werden müsse, wenn eine ledige Weibsperson sich ihn erbitte, damit sie ihn heiraten könne, Geltung behalten solle. Diese Frage bejahen sie mit einem ehrlichen Aufgebot juristischer Weisheit. Es hat darüber, wie über viele solche wichtige Fragen, einen grossen Streit gegeben. Eine mehrfach vertretene Ansicht ging nun dahin, dass nicht jede beliebige ledige Frauensperson den Hinzurichtenden freibitten dürfe, dass dieses Recht vielmehr ausschliesslich einer Prostituierten zustehe, wie dies von alters her Brauch gewesen, denn wer eine Hure zur Ehe nehme und sie dadurch von dem Irrweg der Schande und Sittenlosigkeit abbringe, der tue ein Werk der Barmherzigkeit, das den Diebstahl, wegen dessen das Todesurteil ausgesprochen worden sei, reichlich aufwiege.

So logisch dies klingen mag, ist doch mit Recht gegen diese Meinung geltend gemacht worden, dass durch solche Ansichten der strafenden Justiz nur allzuleicht ein Schnippchen geschlagen werden

könne, denn wenn die Diebe wüssten, dass eine Hure sie vom Tode so leicht befreien dürfe, dann würden sie wohl schon vor der Ausführung des Diebstahls mit einem solchen Frauenzimmer in Verbindung treten und vereinbaren, dass die Hure jeden von ihnen, sobald er abgefasst und verurteilt worden sei, sofort freizubitten habe. Dem Betrüge sei dadurch Tür und Tor geöffnet. Man hat den Prostituierten nicht viel getraut und angenommen, dass sie gegen eine angemessene Belohnung wohl auch die Ehe eingehen würden, dass sie dies aber nicht etwa in der Absicht täten, sich vom Irrweg abbringen zu lassen. Sie würden vielmehr ihr schändliches Gewerbe auch fernerhin betreiben und den Mann, den sie gerettet, vielleicht sogar noch miternähren. Dadurch sei also der Sittlichkeit nur wenig gedient. Vorsichtige Rechtsgelehrte waren der Ansicht, dass das einzige Weib, das Anspruch auf die Verurteilten habe, die Justitia sei, dass man also die Delinquenten hängen und weder einer ehrbaren Jungfrau noch einer Hure überlassen solle. Zu den Vertretern dieser Ansicht gehörten der gelehrte Schneidewin, Coler, Bocer, Harprecht usw. Für die Psyche heiratslustiger Weiber, die den Gatten holen wollten, wo sie ihn bekommen konnten, und wenn's vom Galgen wäre, hatten diese Männer des starren Rechtes also nicht mehr als gar nichts übrig.

Darin stimmten sie, wie die Praxis lehrte, merkwürdigerweise mit den zunächst Interessierten, nämlich den Herren Verbrechern selbst, oft recht gut überein. Jesus Sirach schreibt (Kap. 25, Vers 22): „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen denn bei einem bösen Weibe.“ So ähnlich mögen an den Stufen des Galgens Männer gedacht haben, denen es ermöglicht wurde, durch eine Heirat das Leben zu retten. Scherengeiger berichtet, dass man einst einen Dieb mit verbundenen Augen zum Galgen geführt und ihm gesagt habe: „Es wäre eine Dirne vorhanden, welche ihn losbitten und ehelichen wolte, dadurch er beym Leben bleiben könnte. Er begehret man solte ihm das Tuch nur ein wenig von den Augen wegthun, dass er sie anschauen könnte. Wie er aber gewahr wurde, dass es ein garstig Thier, rief er „Henge nur immer weg!“ Es ist nicht gesagt, dass es sich um eine Vettel handelte, sondern es war „ein garstig Thier“, wie Scherengeiger sich drastisch ausdrückt, also ein garstiges, hässliches Weib, das nicht gern auf die Freuden der Ehe verzichten wollte, aber seines Aussehens wegen keine Aussichten hatte, einen Heiratslustigen für sich zu finden. Das mag wohl oft so ähnlich gewesen sein, denn auch der berühmte Speidel gedenkt eines ähnlichen Falles, in dem der Dieb lieber hängen als heiraten wollte, weil seine Retterin arg schielte. Das Schielen ist gewiss nicht eine Ver-

schönerung, aber es kann doch immer nur als ein Schönheitsfehler nicht der erheblichsten Art in Betracht kommen, und der Mann, der sich lieber hängen liess, als dass er eine Schielende zur Gattin nahm, muss das Leben nicht für der Güter höchstes gehalten haben und ziemlich anspruchsvoll gewesen sein. Die Rechtsgelehrten waren schliesslich darin einig, dass es ein allgemeines Recht des weiblichen Geschlechts auf die Freigabe eines Diebes zu Ehezwecken weder gebe, noch geben dürfe, deshalb könne ein Untergericht niemals aus eigener Machtvollkommenheit einem Mädchen einen verurteilten Dieb zum Gatten geben, sondern es müsse der Gerichtsherrschaft oder der hohen Landesobrigkeit überlassen bleiben, ob sie in einem bestimmten Falle Gnade für Recht ergehen lassen und deshalb gestatten wolle, dass einem Diebe statt der Schlinge um den Hals Ehefesseln angelegt würden.

Das war wohl die Vorgeschichte des Interzessionsrechtes der Violirten, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass da zunächst auch der vergewaltigte Vettel das Recht zugestanden worden ist, den Täter zur Ehe zu erbitten und dadurch seine Freilassung zu erlangen. Dass man dann erst recht dem unbescholtenen Mädchen die Möglichkeit gab, die etwa in dem verbrecherischen Akte erzeugten Kinder als ehrlich, d. h. ehelich auf die Welt kommen zu lassen und die eigene Ehre nach Verlangen zu reparieren, so dass der, der die weibliche Ehre durch ein Verbrechen vernichtet, sie durch die Heirat wieder herstellen musste, ist durchaus begreiflich und gewiss viel näherliegend als die Freigabe eines Diebes zur Heirat mit einem Mädchen, das durch seine Tat nicht verletzt war und mit dieser Tat in gar keiner Beziehung stand. Ein Analogon findet sich in den alten Alimentationsrechten, auf die hier aber, da sie ein wesentlich anderes Kapitel darstellen, nicht eingegangen werden soll.

Mit diesen fast ausschliesslich durch die Rücksicht auf das Weib diktierten Vorschriften und Rechtsbräuchen sind nicht die Anordnungen zu verwechseln, die zwar ebenfalls dem Weibe zu Nutzen gereichten, die aber viel mehr auf das Wohl der Gemeinde und des Staates berechnet waren, und für die sich Beispiele schon aus dem klassischen Altertum anderer Völker nachweisen lassen. Es war, um nur eins anzuführen, auch bei den Spartanern Rechtens, dass bei lange dauernden Kriegen die Weiber der im Streite weilenden Krieger sich während deren Abwesenheit von anderen Männern Nachkommen „erwecken“ liessen. Im Sachsenspiegel ist etwas Gleichartiges die Basis besonderer Erbrechtsvorschriften. Es heisst dort: „Die Schwaben mögen auch Weibes halben kein Erbe nehmen. Dann der Schwaben Weiber in ihrem Geschlechte sind vor Alters

her alle erblos gemacht, durch ihrer Vorfahren Missetat willen, da sie mit den Schwaben aus dem Land zogen.“ In einer Glosse ist hierüber gesagt, dass, während Hesternus mit den Sachsen auf einem Kriegszuge nach Engeland der Heimat fern war, die Schwaben das Land überfallen und die Weiber mitgenommen hätten. Hesternus habe nach seiner Rückkehr die Schwaben besiegt und auch die Weiber zurückgebracht, aber deren Kinder und ihre Nachkommen habe man immer nur Schwaben geheissen zum Unterschied von den Kindern derjenigen Weiber, die ihren Männern die Treue gehalten und nicht mit ausser Landes gezogen. Zu dieser Glosse gibt es eine weitere, die besagt, dass der Glossator irre, denn der Kriegszug der Sachsen sei nicht nach Engeland, sondern nach Italien gegangen. Jedenfalls sind aber die Weiber, die sich in einer ähnlichen Lage befunden hatten wie einst die Sabinerinnen, nicht als Ehebrecherinnen betrachtet und ausgerottet worden, sondern man hat auch deren Kinder, die „Schwaben“, als einen recht willkommenen Zuwachs des Volkes betrachtet und behalten. Aus denselben Gründen ist auch später, als auf Ehedelikte schon die schwersten Todesstrafen standen, die sonst strengstens verbotene Doppelehe ausdrücklich erlaubt, ja direkt gewünscht worden. So wurde zu Nürnberg am 14. Februar 1650, als der Dreissigjährige Krieg die Lande verödet und entvölkert, die männliche Bevölkerung dezimiert und die meist entehrten und vielfach verkommenen Weiber zum Zölibat gezwungen hatte, zur Hebung der Not beschlossen, dass für die nächsten 10 Jahre Männer, die noch unter 60 Jahre alt, also noch zeugungsfähig seien, nicht in die Klöster aufgenommen werden dürften, weil sie dadurch, wenigstens offiziell, verhindert würden, Nachkommen zu zeugen, dass ferner den Priestern, soweit sie nicht Ordensleute seien, gestattet werden solle, sich „ehelich zu verheiraten“, und dass — dies ist der Hauptpunkt — jedem Manne erlaubt werden solle, zwei Frauen zu heiraten. Es solle aber ernstlich und immer wieder von den Kanzeln herab ermahnt werden, dass die Männer gewissenhaft seien und nur dann die Doppelehe eingingen, wenn sie nicht allein zwei Frauen ernähren, sondern auch diskret dafür sorgen könnten, dass kein Ärgernis, d. h. zwischen den beiden Frauen kein Streit und Unwille entstehe.

So sehr es im Interesse des Staatswesens lag, die gelichtete Einwohnerzahl zu ergänzen, lässt sich doch nicht verkennen, dass neben diesem Interesse noch klar und deutlich ein anderes vorlag, und zwar die Rücksicht auf das Weib. Wollte man, der Not gehorchend, um jeden Preis lediglich eine Zunahme der Bevölkerung herbeiführen, so hätte man einfach den unehelichen Geschlechtsverkehr

zu gestatten brauchen, denn die gewöhnliche Unzucht war nicht einmal Verbrechen, während die Doppelehe sogar als ein schweres Verbrechen galt. Es sollte aber dem in der starken Überzahl befindlichen weiblichen Geschlecht gerade die Möglichkeit einer ehrlichen, makellosen Ehe geboten, d. h. die Geburtenzunahme sollte nicht auf Kosten der weiblichen Ehre erreicht werden. Daher sollten nicht bloss alle Männer unter 60 Jahren für die Ehe erhalten, also von den Klöstern zurückgewonnen, und die Priesterehen erlaubt sein, sondern selbst die Doppelehe hörte auf, ein Verbrechen zu sein. Was bisher als eine abscheuliche Unsittlichkeit perhorresziert worden war, sollte plötzlich als verdienstvolle Handlung, als Beweis höchster Sittlichkeit gelten, und es ging auch so, wahrlich ein drastischer Beweis dafür, wie willkürlich ein Sittenkodex zusammengestellt werden kann. Gerade bei der Doppelehe wurde sonst oft von den Verteidigern geltend gemacht, dass dieses Delikt nur eine willkürlich zum Verbrechen gestempelte Handlung sei, da doch die Bibel sie als ausdrücklich von Gott gestattet und von den begnadetsten Gottesmännern angewendet bezeichne. Das hat aber niemals verhindert, dass Gesetzgeber und Gerichte die Bigamie für das Gott am schwersten beleidigende Verbrechen erklärten.

Die interessanteste Utilitätsauslegung gibt uns ein Recht, das zugleich auch eine der interessantesten Rücksichtnahmen auf die Psyche des Weibes darstellt. Es ist dies die gesetzliche Regelung der Ehehelferschaft in alten deutschen Bauernrechten. So heisst es im Wendhager Bauernrecht: „Frage: Wann ein ehemann seiner frauen ihre hege und pflege nit thun könnte, da sie mit zufrieden wäre, wie ers anfangen solte, dass sie ihre gebürliche pflege haben möchte? — Antwort: Der sol seine frau auf den rücken nehmen und über einen neunährigen zaun tragen und so er sie darüber kriegt, sol er der frau an einen schaffen, der ihr ihre pflege thun kan, da sie mit zufrieden ist.“ Wer der alten Rechtssprache nicht kundig ist, der wird diese Bestimmung lesen, ohne den kulturhistorischen Kern herauschälen zu können. In Wirklichkeit enthält dieses Weistum die Vorschrift des Ehehelfertums. Der impotente Gatte sollte die Frau, die er nicht befriedigen konnte, einem glücklicher Veranlagten zuführen und überlassen. Mit diesem durfte die Frau die Fleischeswerke treiben, bis sie zufrieden war. Dem Manne war die Pflicht auferlegt, selbst den Ersatzmann zu schaffen, und das war ihm noch erschwert, über einen Zaun musste er die Gattin heben. Hätte sie allein den Ersatzmann gesucht, so wäre dies ein Ehebruch gewesen. Man wird wohl davon auszugehen haben, dass der Zweck der Ehe, wie dies noch das Allgemeine Preussische Landrecht be-

tont, der war, Kinder resp. Erben zu erzeugen, und dass, falls der Mann diesen Zweck nicht herbeiführen konnte, er dafür sorgen sollte, dass seine Pflicht bei dem Zeugungsakte erfüllt werde, wenn nicht durch ihn selbst, dann eben durch einen von ihm gestellten Vertreter. Das ist ein aus dem fernsten Altertum übernommener Gedanke. Der Wortlaut des Wendhager Bauernrechts lässt allerdings erkennen, dass dieser Gedanke noch ergänzt, d. h. dass auch auf die sexuellen Triebe der Frau eine mehr oder weniger weit begrenzte Rücksicht genommen war. Es sollte nicht bloss der Zweck der Ehe, also die Erzeugung von Kindern erreicht, sondern auch der Libido der Frau Rechnung getragen werden. Der Interpretationskunst war wenigstens ein weites Feld geduldig und absichtlich überlassen, denn es heisst da einfach: „da sie mit zufrieden ist“; das kann dahin ausgelegt werden, dass es genug sein sollte des wollüstigen Spiels, wenn der Akt überhaupt stattgefunden habe; es kann auch heissen, dass der Akt so oft gestattet sei, wie die Frau das Gelüste anwandle; aber sinngemäss musste die Auslegung dahin gehen, dass der Akt bis zum gewünschten Erfolg, also bis zur Schwängerung erlaubt sei, denn um diese zu erreichen, war ja die Vorschrift gegeben, und ein Analogon ist die Probeehe, die auch so lange fortgesetzt wurde, bis die Schwängerung erfolgte, und dann erst in eine legitime Ehe umgewandelt wurde.

Das Benker Haiderecht schreibt die Ekehelferschaft ebenfalls vor; es sagt darüber: „Item so wise ik ok vor recht, so ein guit man seiner frauen ihr fraulik recht nit dhon konne, dat se darover klagede, so sall er sei upnehmen un dragen sei over seven erftuine un bidden dar sinen negsten nabern, dat er siner frauen helfe; wan er aver geholfen is, sall hei se weder upnehmen un dragen sei weder to hus un setten sei sachte dal un setten er en gebraten hon vor un ene kanne wins.“ Ratio legis ist die gleiche, die Form aber wesentlich anders. Die Unfruchtbarkeit der Frau berechtigte den Mann ohne weiteres, sich von ihr zu scheiden, sie nach Hause zu schicken; der Frau stand wegen der Impotenz des Mannes damals ein Scheidungsrecht nicht zu. Sie konnte aber klagen, und von dieser Klage oder der Nichtklage hing erst die weitere Sache ab, denn nur auf eine Klage der Frau konnte der wirklich impotente Ehemann gezwungen werden, für seine Frau sexuell zu sorgen. Die Bedingung, dass er die Frau über einen neunährigen Zaun oder, wie es im anderen Recht heisst, einen (resp. mehrere) Erbzaun tragen sollte, ist für uns nicht mehr verständlich, es wird das ein symbolisches Offizium gewesen sein wie so viele Dinge des uralten Rechtes, die man noch tat, weil man auch in der Wahrung der

Form äusserst konservativ war, die man aber oft genug nicht zu deuten vermochte; es dürfte sich in unserem Falle um eine Erschwerung der Aufgabe gehandelt haben, die wohl auch die Frau davon abhalten sollte, ohne besondere Not ein Recht geltend zu machen, dessen Seltsamkeit und Ungewöhnlichkeit doch auch dem mehr als naiven Sinne unserer Vorfahren nicht verborgen bleiben konnte. Wenn man das Weistum ohne Vormeinung liest, dann wird man daraus entnehmen, dass der impotente Ehemann seine Frau nicht bloss dem Nachbar anbieten musste, sondern dass er dem Akte wohl auch beiwohnen sollte, damit er sofort nach dessen Vollzug die Frau wieder aufnehmen und nach Hause tragen konnte. Es war dies ein viel roheres Recht als das Wendhager, das die „Pfleger“ so verlangte, dass die Frau damit zufrieden sein sollte, denn das Benker Haiderecht erinnert an die Episode, die sich ständig da abspielte, wo auf allgemeine Kosten ein Gemeindegewert gehalten wurde; ländlich, aber nach dem Standpunkt von Europas übertünchter Höflichkeit durchaus nicht sittlich. Gemildert wurde dieses brutale Recht durch die Vorschrift, dass der Mann seiner Frau nachher zu Hause ein gebratenes Huhn und eine Kanne Wein vorsetzen musste. Huhn und Wein waren die Symbole, dass der fremde Beischlaf als ein ehelicher gelten sollte, und dass ihn der Mann ausdrücklich für einen solchen erklärte, wie ja auch die dem Akte entstammenden Kinder als eheliche Nachkommen des Ehemanns galten. Minnehuhn und Minnewein waren der Morgenimbiss, den das jungvermählte Paar nach der „copulatio carnalis“, also dem Beilager, nach dem die Ehe erst als wirklich vollzogene Ehe galt, noch im Bette einzunehmen pflegte.

In beiden Rechten war dem impotenten Manne nur vorgeschrieben, dass er die Frau den Nachbarn resp. nur dem nächsten Nachbar anbieten sollte; es war aber nicht gesagt und konnte auch nicht gesagt sein, dass der Nachbar die erbetene Hilfe auch wirklich leisten müsse. Vielleicht hat man, da es sich wohl immer um eine junge Frau handelte, die einen Hoferben zur Welt bringen wollte und sollte, mit der Möglichkeit einer Ablehnung nicht gerechnet. Man machte ja früher keine Gesetze auf Vorrat, sondern die Weistümer sagen nur das, was wirklich Gewohnheitsrecht, also tatsächlich entschieden war. Da mag es dann wohl nicht vorgekommen sein, dass ein Nachbar die erbetene Hilfe verweigerte, wie dies bei der Leviratsehe der alten Juden zuweilen geschah. In anderen Bauernrechten ist der Fall der nachbarlichen Hilfeablehnung recht ausführlich behandelt. So im Bockumer Landrecht § 52: „Item ein man, der ein echtes weib hat un ihr an ihren freulichen Rechten

nit gnug helfen kan, der sol sie seinem nachbar bringen, und könnte derselbe ihr dann nit gnug helfen, soll er sie sachte und sanft aufnehmen un thun ihr nit wehe und tragen sie über neun erbtüne un setzen sie sanft nieder und thun ihr nit wehe un halten sie daselbst fünf uhren lang un rufen: wapen! das ihme die leute zu Hülfe kommen; un kan man ihr dennoch nichts helfen, so sol er sie sachte un sanft aufnehmen un thun ihr nit wehe un geben ihr ein neu kleid un einen beutel mit zehrgeld un senden sie auf ein jahrmarkt, un kan man ihr alsdann noch nit gnug helfen, so helpe ihr tusend düfel.“

Auf die Psyche des Mannes war bei dieser Vorschrift keine Rücksicht genommen; da die sexuelle Grosstat, wie schon bemerkt, als ein Ruhmestitel galt, war natürlich die Impotenz Grund zu ausgiebigem Spott und Hohn. Dass beides dem Manne nicht erspart blieb, dafür war gesorgt. Wenn der Nachbar half, ging es noch an; wenn er aber versagte oder „nicht genug“ half, dann musste der Mann sein Weib 5 Stunden lang durch Wapenruf, also Hilferufe, allen anbieten. Jeder konnte sich in lude Veneris erproben, und wars der Frau noch nicht genug, so musste der Mann — dass er sanft und sachte verfahren musste und auch im höchsten Grimme ihr nicht wehe tun durfte, ist ja bis zur Ermüdung wiederholt — ein neues Kleid und einen Beutel mit Zehrgeld stiften und sie auf den nächsten Jahrmarkt senden. Dass ihr dort geholfen werden konnte oder nirgends, das wird der ohne Bedenken annehmen dürfen, der das mehr als wüste Treiben auf ländlichen Festen kennt. Es heisst ja deshalb auch, wenn ihr selbst dort nicht genug geholfen werden könne, dann sollten ihr tausend Teufel helfen. Ähnliche Bestimmungen in einer grossen Reihe anderer Bauernrechte beweisen die weite Verbreitung der Ehehelferschaft und das durchaus nicht seltene Vorkommen der männlichen Impotenz, die man viel weniger in Zeiten einer kernigen Gesundheit erwarten sollte, die aber selbst bei den starken Spartanern so wenig selten war, dass schon Lykurg ein Gesetz gab, das die Ehehelferschaft zuliess, wenn der Mann „unvermögend“ war. Es war dabei noch ganz ausdrücklich bestimmt, dass das Überlassen einer Frau an kräftigere und potentere Männer zum Zwecke der Kindererzeugung für keinen der Beteiligten Schande und Hohn nach sich ziehen solle. An Hohn und Spott wird es aber gleichwohl nicht gefehlt haben. Nach Strabo war dasselbe Recht auch bei den Parthischen Völkern verbreitet und in Rom nicht fremd. Pfeiffer weiss zu berichten, dass selbst der weise Sokrates seine vielgeschmähte Gattin Xantippe ausgeborgt habe. Münster weist die Ehehelferschaft bei den alten Littauern nach und berichtet,

dass es dort gestattet gewesen sei, mehrere Ehehelfer zu halten — ähnlich wie im Bockumer Landrecht —, dass aber dem Manne keine Konkubinen gestattet gewesen seien.

Wir haben gesehen, dass die Ehehelferschaft nicht als Ehebruch angesehen wurde; sie war aber auch nicht Kuppelei. Duldete ein Ehegatte den Verkehr seiner Frau mit anderen Männern, so wurde er *pro lenone*, also für einen Kuppler erklärt und nach den meisten Rechten mit dem Tode bestraft. Spätere Rechte machen allerdings einen Unterschied darin, ob der Mann aus Gewinnsucht sich hatte „Hörner aufsetzen lassen“, oder ob er nur aus Nachlässigkeit und Bequemlichkeit „geduldig“ gewesen war. Das letztere befreite ihn wohl von der Todesstrafe, nicht aber von Strafe überhaupt. Die Ehehelferschaft war älteres Recht; sie schloss die Strafe absolut aus; sie war ein Recht der Frau, die ja durch die Heirat eines Impotenten um ihre Hoffnungen betrogen worden war und doch an ihrem Rechte nicht Schaden leiden sollte. Keine Nachkommen zur Welt zu bringen, war im Altertum die grösste Schande des Weibes; die sollte eine Frau nicht unverschuldet tragen.

Es ist ausserordentlich schwer, bei Rechtsbräuchen, deren Entstehungszeit und ersten Entstehungsgrund man nicht mehr nachzuweisen vermag, die Motive zu prüfen; manches erscheint widerspruchsvoll, und nicht minder unklar ist, wenigstens bei oberflächlicherer und nicht genügend sachkundiger Betrachtung, die starke Abweichung in Sinn und Wortlaut der verschiedenen Weistümer. Man wird bei einigen ohne weiteres zu der Ansicht gelangen, dass es wirklich die Rücksicht auf das Weib und seine sexuellen Neigungen und Begierden war, das da zum Ausdruck gebracht und als Rechtsnorm aufgestellt wurde. Bei anderen prävaliert brutales Herrenrecht; auch der impotente Mann soll das Recht auf Erben nicht einbüssen, die Frau ist, wie ein moderner Schriftsteller höchst geschmacklos aber zutreffend es nennt, lediglich die Zuchtstute. Sie wird wie ein Tier aus dem Stalle einfach dem ersten, besten Nachbar zugeführt, ihm untergelegt und dann nach Hause gebracht ohne Rücksicht auf persönliche Neigung und Wünsche. Der Gatte sieht dem Akte zu. Einen analogen Sinn finde ich in den Wergeldern des salischen und ripuarischen Rechts. Die *Compositio* für den erschlagenen Freien beträgt 200 Solidos, ebensoviel für die freie Jungfrau; dagegen ist für die gravide Ehefrau ein Betrag von 700 Sol., für eine Frau, die noch gebären kann, 600 Sol., und für die Frau, die nicht mehr gebären kann, wieder nur 200 Sol. Wergeld zu zahlen. Nach anderen Rechten ist allerdings das Wergeld des Mannes stets doppelt so hoch.

Die Abweichungen finden aber eine genügende Erklärung, wenn man feststellt, dass die einzelnen Bestimmungen doch recht verschiedenen Zeitperioden angehören oder später abgeändert wurden, und das ist nicht so unmöglich. Das ältere Recht ist brutaleres Herrenrecht und musste es sein, weil das Weib gekauftes Eigentum war. Spätere Rechte achten die Frau höher, sie sehen in ihr ein Wesen, das dem Manne viel mehr gleichsteht, und auf dessen Begierden und Regungen Rücksicht genommen werden muss. Gerade nach dieser Richtung hin ist die Auswahl der von mir zitierten Weistümer höchst instruktiv. Das Bockumer Landrecht, das am weitesten die Rechte der Frau vertritt, stammt, wie schon die Vorschrift, die unbefriedigte Frau auf den Jahrmarkt zu schicken, klar erkennen lässt, aus einer späteren Zeit, in der der Jahrmarktstrubel bereits eine hohe Ausbildung erfahren und die Genusssucht und Sittenlosigkeit ein bedenkliches Niveau erreicht hatten.

Dass man wirklich auf die Psyche des Weibes viel mehr Rücksicht nahm, als dies heutige Rechte tun, ergibt sich unwiderleglich aus anderen Rechtsbräuchen, so besonders bei der Schwangerenfürsorge, die es schon im 15. und 16. Jahrhundert gab. Im Virnheimer Weistum (1563) heisst es: „Der Schöff weiset zu Recht, dass die von Schönau sollen ein Baumgarten halten auf dem Mönchhof, uff dass, wenn ein Freulein vorübergienge, die da swanger gienge, dass sie ihren Gelangen büssen möchte, uff dass kein grosser Schade drauss entstehe.“ Der Baumgarten sollte natürlich ein Obstgarten sein, aus dem die Schwangere, deren besondere Gelüste ja damals auch schon bekannt waren, sich versorgen durfte. Das schwangere „Fräulein“ war natürlich, das muss in heutiger Zeit besonders betont werden, nicht etwa eine unehelich Geschwängerte, sondern eine Frau, ein Frauchen, d. h. eine Frau aus dem Stande der sogenannten kleinen Leute; eine andere Bedeutung konnte die Diminutivform schon deshalb nicht haben, weil das im Sprachgebrauch sonst übliche „Fräulein“ eine unverheiratete Edeldame zeichnete. Noch Goethe lässt sein Gretchen sagen: „Bin weder Fräulein, weder schön.“

Im Galgenscheider Weistum (1460) steht: „Und da in binnen solle Nimantz fischen odir stricken odir einige Wilt fangen bussen Laube unde Verhenknissen der obgeschriebenen Herrschaft von Schonecke, is enwere dan, dass eine Frauwe schwanger gienge met eime Kinde. Die mag einen Man odir Knechte ausschicken, des Wilts soviel grifen unde fahen, dass sie ihren Gelosten büssen moge unverglichen.“ Fische fangen und Wild jagen war dem Volke im Altertum niemals verboten, denn Wald und Wasser war allen gemein. Erst als sich über das Geschlecht der Freien die Nobiles,

Duces, Principes usw. als höhere Stände mit Sonderrechten emporgehoben hatten, hörten Wald und Wasser auf, Gemeingut zu sein, eine Rechtsänderung, die noch in den Bauernkriegen als ein bitteres Unrecht empfunden wurde und auch heute noch nicht überall überwunden ist. Das zeigt, dass die Begünstigung der schwangeren Frau, die Fisch und Wild für sich fangen lassen durfte, erst späteren Datums ist; sie stammt aus einer Zeit, in der Fisch- und Wald-„räuber“ grausam zu Tode gemartert wurden. Aber die aufrührerischen Bauern im 16. Jahrhundert verlangten vergeblich, dass einer für seine schwangere Frau ungestraft ein Essen Fische aus dem Bache fangen dürfe.

Das Salzburger Landtädling von 1534 gibt der Schwangeren das Recht, in einem Obstgarten, durch den ein Weg führt, für sich reifes Obst abzubrechen oder von ihren Verwandten abbrechen zu lassen, „damit sie ihren Lust auf einmal wol ersettigen mag“. Sie sollte also nicht Vorräte sammeln und reiche Ernten halten, sondern nur essen, soviel sie essen konnte und wollte.

Ganz altes Recht war die gewährleistete Sicherheit der Kindsbetterin: „De kindelbettischen Frowen sampt eren beddewande hebben Gleide binnen Umhange.“ Also Sicherheit, soweit der Bettumhang reicht, d. h. niemand durfte die Kindsbetterin belästigen und gefährden. Noch im Wendhagener Recht von 1731 war dem Fronboten, der mit einer Fuhre Mühlsteine unterwegs war, gestattet, Pferd und Wagen im Stiche zu lassen und nach Hause zu eilen, wenn er unterwegs erfuhr, dass seine Frau niedergekommen war. Er sollte seine Frau pflegen, damit sie den jungen Bauern desto besser säugen und erziehen könne.

Nach dem Bischweiler Weistum 1499 durfte der Bote, den eine Schwangere zum Brotbecken nach Brot und Wein schickte, am Tage und in der Nacht sich das Verlangte selbst nehmen, falls der Bäcker es nicht gab; er sollte aber ein Pfand niederlegen, damit seine Tat kein Diebstahl sei.

Schliesslich mag noch erwähnt sein, dass Zinshühner nur symbolisch gegeben zu werden brauchten, sobald eine Kindsbetterin im Hause des Zinspflichtigen weilte. Der Zinserheber durfte den Hühnern nur die Köpfe abreißen und diese mitnehmen; das Huhn selbst behielt die Kindsbetterin zur kräftigenden Nahrung. So war auch in Zeiten, die wir als grausam und bluttriefend zu bezeichnen pflegen, doch in der zartesten Weise für die Frauen gesorgt. Auf die Schonung der Schwangeren und jungen Mütter im Strafrecht soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden, da diese Materie in ein anderes Gebiet gehört.

Wirkt die Ehe lebenverlängernd?

Von

Dr. Hans Guradze, Berlin.

Bekanntlich gibt es bedeutend mehr Witwen als Witwer. So wurden in Berlin bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 105 802 weibliche Verwitwete ermittelt gegenüber 21 119 männlichen Verwitweten, d. h. es waren rund 5 mal mehr Witwen vorhanden als Witwer. Das hängt natürlich damit zusammen, dass ganz allgemein die Frau eine bessere Sterblichkeit hat, als der Mann. Nach den Berechnungen des Kgl. preussischen statistischen Landesamtes belief sich im Jahrfünft 1906/1910 die mittlere Lebensdauer eines Neugeborenen in Berlin: für alle Männer auf 44,64 Jahre, für alle Frauen auf 50,20 Jahre, für die 20 jährigen Männer auf 41,06, für die ebenso alten Frauen auf 45,67 Jahre, für die 25 jährigen Männer auf 36,92, für die Frauen desselben Alters auf 41,68 Jahre. Immer also wird die Frau älter als der Mann. Und trotzdem hat es den Anschein, als ob die verheiratete Frau eine schlechtere Sterblichkeit besitzt als der verheiratete Mann. Zahlenmässig genau wird man dies erst dann erweisen können, wenn Sterbetafeln nach dem Familienstande: ledig, verheiratet, verwitwet, geschieden berechnet sind. Ansätze hierzu liegen seitens des Statistischen Amtes der Stadt Berlin vor, das in seinem neuesten Jahrbuche (Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, 32. Jahrgang) die Ledigen und Geschiedenen für die Jahre 1906—1910 nach Altersklassen und Geschlecht fortschreibt. Aber auch trotz des Mangels solcher Sterbetafeln lassen sich schon jetzt Kennzeichen dafür erbringen, dass die Ehe bei der Frau nicht so Leben verlängernd wirkt wie beim Manne. — Betrachtet man nämlich zu diesem Zwecke an der Hand desselben Statistischen Jahrbuches der Stadt Berlin die in Berlin Gestorbenen, so bemerkt man,

abgesehen von den im Alter bis zu 5 Jahren zugrunde Gegangenen, dass in den Jahren 1907—1910 bei den Männern überhaupt die meisten im Alter von 55—60 Jahren gestorben sind, von den ledigen Männern hingegen die meisten im Alter von 20—25, von den verheirateten wieder die im Alter von 55—60 Jahren. Hier fällt also das Maximum der Gestorbenen sowohl bei allen als auch bei den Verheirateten in dieselbe Altersklasse, 55—60 Jahre, hingegen das der Ledigen in die von 20—25 Jahren. Ganz anders verhält es sich mit den Frauen. Da standen, wieder abgesehen von den Kindern bis zu 5 Jahren, die meisten aller Gestorbenen im Alter von 65—70 und 70—75 Jahren, hingegen die Ledigen wieder im Alter von 20—25, aber die Verheirateten im Alter von 30—35, 35—40 und 45—50 Jahren. Hier bleibt also das Alter der verheirateten Gestorbenen weit hinter dem von allen Gestorbenen zurück, was schon an sich für die Frau die Ehe als nicht so Leben verlängernd erweist wie für den Mann. Nun wird man gegen die bisherige Beweismethode vielleicht einwenden: dass von den Ledigen am meisten im Alter von 20—25 Jahren sterben, ist natürlich, weil dieselbe Altersklasse auch bei den Lebenden der Gesamtbevölkerung am stärksten besetzt ist. Darauf ist zu erwidern: pro Mille der jeweils mittleren Bevölkerung, also der Lebenden der einzelnen Altersklassen, sterben bei beiden Geschlechtern am meisten die über 90 jährigen, dann geht der Sterbequotient genau parallel mit den Altersjahrfünften zurück bis zum Alter von 10—15 Jahren, so dass pro Mille der 10—15 jährigen 1—3, pro Mille der 15—20 jährigen 3—4, der 20—25 jährigen 4—5 bei beiden Geschlechtern sterben, bei den 25—30 jährigen 5—6 usf. bis 300—400 ‰ der 90—95 jährigen. —

Weiter kann man zur Entscheidung der vorliegenden Frage, ob die Ehe bei beiden Geschlechtern gleichmässig Leben verlängernd wirkt, die durch den Tod eines Ehegatten gelösten Ehen ins Auge fassen. Berücksichtigt man zunächst wieder die durch den Tod des Mannes in Berlin gelösten Ehen, so bemerkt man, dass in den Jahren von 1907—1910 in der Mehrheit dieser Fälle der Mann stets 55—60 Jahre alt gewesen ist, ganz in Übereinstimmung mit dem vorhin gefundenen Resultate, und zwar waren es 1907 von 6555 so gelösten Ehen 896, wo das Maximum auf die Altersklasse von 55—60 Jahren der Männer entfiel, 1908 von 6429 Ehen 854, 1909 von 6503 851, 1910 822 von 6041. Die entsprechenden Prozentsätze lauten: 13,67 (1907); 13,28; 13,09; 13,61 (1910). Ganz anders liegen diese Dinge bei den durch den Tod der Frau zerstörten Ehen. Hier fällt das Maximum des Jahres 1907 bei 3836 solcher Ehen — man bemerkt nebenbei die viel kleinere absolute Zahl als die ent-

sprechende bei den gestorbenen Männern (6555) — mit 419 auf die Altersklasse von 35—40 Jahren der Frau, 1908 mit 445 von 3994 auf die gleiche Altersstufe, 1909 mit 444 von 4025 auf das Alter von 45—50 Jahren, 1910 mit 463 von 3898 auf das von 30—35 Jahren. Als entsprechende Prozentziffern ergeben sich: 10,92 (1907); 11,14; 11,03; 11,88 (1910).

Noch deutlicher tritt dieses für die verheiratete Frau ungünstige Ergebnis hervor, wenn man sich fragt: nach wieviel Jahren seit der Eheschliessung wird in der Mehrheit der Fälle die Ehe durch den Tod eines Ehegatten in Berlin gelöst? Hier ergibt sich beim Tode des Mannes in den gleichen Jahren 1907—1910 die Ehedauer im Maximum der Fälle: 1907 20—25 Jahre (847 von 6325 Fällen mit Angabe der Ehedauer), 1908 30—35 Jahre (790 von 6137 Fällen mit dieser Angabe), 1909 20—25 Jahre (807 von 6140 Fällen mit Angabe), 1910 20—25 Jahre (762 von 5732 Fällen mit Angabe). Die Prozentziffern lauten: 13,39 (1907); 12,87; 13,14; 13,29 (1910). Hingegen erhält man bei den durch den Tod der Frau gelösten Ehen als Maximum stets die Ehedauer von nur 10—15 Jahren, nämlich 1907 485 von 3730 Fällen mit Angabe der Ehedauer, 1908 511 von 3858 Fällen mit Angabe, 1909 510 von 3860, 1910 476 von 3721 Fällen mit Angabe. Hier ergeben sich als Prozentziffern: 13,00 (1907); 13,25; 13,21; 12,79 (1910).

Da nun in der Regel bei der Eheschliessung die Frau jünger ist als der Mann — in der Mehrheit der Fälle heiraten in Berlin die Frauen im Alter von 20—25 Jahren, die Männer in dem von 25—30 Jahren —, beweist die kürzere Ehedauer bis zum Tode der Frau ein bedeutend jüngeres Sterbealter der verheirateten Frau im Vergleich zu dem des verheirateten Mannes.

Auch nach dem soeben erschienenen 11. Jahrgange des Statistischen Jahrbuches für den preussischen Staat ist von 1881—1912 in Preussen die durchschnittliche Ehedauer beim Ableben des verheirateten Mannes stets grösser als beim Ableben der verheirateten Frau. Für das Jahrfünft 1881/1885 lauten die Jahreszahlen der Ehedauer: beim Tode des verheirateten Mannes 23,7, beim Tode der verheirateten Frau 22,0, für 1912 26,6 bzw. 24,9.

Natürlich spielen bei dem sicherlich bemerkenswerten Ergebnisse eine Reihe von Umständen mit. Einmal stellt die Erfüllung der Hausfrau- und Mutterpflichten im Verein mit der Erwerbsnotwendigkeit, also der Berufsausübung, bedeutende Anforderungen an die Frau. Sodann aber könnte noch folgender Umstand mitsprechen. Gastpar, der in Grotjahns und Kaups Handwörterbuch der Sozialen Hygiene das Kapitel der schulpflichtigen

Jugend behandelt, konstatiert für das Alter von 5—15 Jahren eine höhere Sterblichkeit der Mädchen gegenüber der der Knaben, eine Erscheinung, die auch Funk in der Bremer Statistik erwähnt. Diese Mehrsterblichkeit der Mädchen führt Gastpar auf das Überwiegen der Tuberkulose bei den Mädchen im schulpflichtigen Alter sowie auf die körperliche Beanspruchung in den Entwicklungsjahren zurück. Der zuletzt erwähnte Faktor spielt dann vielleicht auch in der Ehe mit und bewirkt die von uns bewiesene Frühsterblichkeit der Ehefrauen.

Zur Kenntniss der weiblichen Psyche.

Von

Bruno Meyer, Berlin.

Als eine „Antwort“ auf das Buch von Karin Michaelis „Das gefährliche Alter“ ist vor einiger Zeit „von einer deutschen Frau“ ein Büchlein mit dem Titel „Wie die Frauen wirklich sind“ im Orania-Verlage, Oranienburg, o. J., erschienen. Die Verfasserin ist empört über das Unrecht, das ihrem Geschlechte durch die Verallgemeinerung eines (vielleicht gar nur erfundenen!) Einzelfalles in dem Michaelisschen Buche angetan worden ist, und will nun ihrerseits zeigen, wie nach ihrer, selbstverständlich ja doch ziemlich eingehenden Kenntniss die Frau im allgemeinen im Gegensatz gegen den Ausnahmefall der Michaelis ist. Sie erscheint dazu besonders dadurch qualifiziert, dass sie sich als Ärztin¹⁾ vorstellt, und zwar eine verheiratete, die auch eine Anzahl von Kindern hat.

Wer in „Geschlecht und Gesellschaft“ (Januar bis März 1912) meine Erörterungen unter dem Titel „Immer noch einmal die doppelte Moral“ gelesen hat, der wird sich erinnern, wie schmerzlich ich es beklagt habe, dass man über das geschlechtliche Empfinden der Frau, und was mit ihm sonst im Leben zusammenhängt, gar zu wenig und namentlich gar zu wenig zuverlässig unterrichtet ist, und man wird es daher begreifen, wie freudig ich einer Erscheinung entgegengetreten bin, die, anscheinend aufs allerbeste dazu berufen, ehrlich sagen will, wie die Frauen, und zwar ja selbstverständlich, wenn man sich der Veranlassung erinnert, ins-

¹⁾ Man könnte freilich daran zweifeln, wenn man an das Kompliment an die Adresse der „Naturheilkundigen und Homöopathen“ (S. 24) denkt.

besondere in geschlechtlicher Beziehung, „sind“. Leider muss ich gestehen, dass ich in dem Büchlein auch nicht das allermindeste glaubhafte Neue kennen gelernt und selbst nichts gefunden habe, das mir so unwahrscheinlich gelungen hätte, dass es der Mühe wert wäre, ihm mit ernsthaften Widerlegungen entgegenzutreten.

Dagegen habe ich erfahren — oder bestätigt gefunden —, wie die Frauen wirklich sind, aus einem jüngst erschienenen neuen Buche derselben Verfasserin, das sie ausdrücklich als eine Ergänzung zu ihrem früheren Werke bezeichnet, und das den Titel führt „Was beim Mann so hässlich ist“. (Lose Blätter aus dem Tagebuch einer Frau. Von der Verfasserin des Buches „Wie die Frauen wirklich sind“. Orania-Verlag, Oranienburg-Berlin, o. J.)

Die ganze Auffassung dieses Buches sowohl wie die Art seiner Argumentation ist so spezifisch weiblich und in dem Bestreben, die gewöhnlichen Vorwürfe gegen weibliche Fähigkeit und Charakter zurückzuweisen in jedem einzelnen Falle so typisch bezeichnend für das, was da widerlegt werden soll, dass etwas im Sinne der Verfasserin Verunglückteres schwerlich gedacht werden kann; denn sie hat in den Augen jedes ruhig und besonnen Denkenden sich selbst so stark widerlegt, dass kaum eine weitere Widerlegung nötig ist. Natürlich kommt in intellektueller Beziehung alles wesentlich auf den einen Hauptvorwurf zurück, dass den Frauen die Logik fehlt. Denn wenn man diesen Ausspruch nicht in seiner allengsten Bedeutung erfasst, sondern als eine Zusammenfassung oder als den Keimpunkt einer grossen Anzahl von besonderen Charakter- und Fähigkeitsmomenten beim weiblichen Geschlechte, dann ist darin alles Wesentliche enthalten.

Da versucht nun die Verfasserin in allererster Linie zu beweisen, dass eben die Männer selber auch keine Logik haben. Wie sie ja denn überhaupt ihre ganze Beweisführung auf den einen Trick basiert hat, die sämtlichen Schwachheiten, die dem weiblichen Geschlechte zum Vorwurfe gemacht werden, ebenso auch bei Männern zu finden, um so die „volle Fehlergleichheit“ (S. 13)¹⁾ beider Geschlechter einleuchtend zu machen. Das ist nun selbstverständlich, so wie sie es anstellt, ausserordentlich leicht; denn sie glaubt ihren Satz immer damit beweisen zu können, dass sie derartige Mängel

¹⁾ Seite 14 sagt sie: „Mann und Weib sind völlig gleichwertige Geschöpfe.“ Jawohl! Wenn sie nur dabei stehen bliebe! Gleichwertig ist doch nicht gleichartig oder gar gleich! Sie aber begeht diese Verwechslung, indem sie fortfährt: „Alle (!) Anlagen des Intellekts sowie des Charakters finden sich in gleicher (!) Weise bei beiden Geschlechtern.“ Dann verhaspelt sie sich aber in

bei Männern nachweist, aber sie bemerkt nicht, dass die Vorwürfe, die sie widerlegen will, nicht Frauen, sondern den Frauen gemacht werden, — das heisst also, dass die Charakteristiken, die in wissenschaftlichen männlichen Untersuchungen und Darstellungen von dem weiblichen Geschlechte gegeben werden, wie es sich geziemt, a potiori parte, d. h. nach dem Durchschnitte und nach den bei weitem meisten Fällen, ja, man kann sagen: nach allen Fällen bis auf einige allerdings unleugbar vorhandene oder vorhanden gewesene Ausnahmen, entworfen sind, — Ausnahmen, die zu leugnen, namentlich als Möglichkeit zu leugnen, natürlich niemandem eingefallen ist, selbst wenn nach dieser Richtung noch gewisse Vorbehalte gemacht werden müssen¹⁾. Denn so oft und von so vielen Seiten her auch solche Ausnahmen in Betracht genommen worden sind, hat sich eben immer ergeben, dass es sich dabei lediglich um ganz vereinzelte Fälle handelt, die noch dazu den Gesamtcharakter in keiner Weise verleugnen.

Wenn nämlich Frauen sich durch irgendwelche Leistungen oder Taten besonders ausgezeichnet haben, wie man sie in der Regel nur von Männern erwartet, dann findet sich regelmässig, dass solche Erscheinungen eben nur als von Frauen herrührend auffällig sind, sie aber, wenn man eben dieselben sich als von Männern ausgegangen vorstellte, eben nur dem leidlich guten Durchschnitte zugerechnet werden könnten und unbeachtet bleiben würden. Als mein sehr verehrter Lehrer Professor Ernst Guhl sich daran machte, „Die Frauen in der Kunstgeschichte“ zu schildern, d. h. einmal die Künstlerverzeichnisse durchzugehen und die weiblichen Mitglieder dieser Gesellschaft im Chorus zu Ehren zu bringen, da fand sich, dass — wie beinahe überall, wo man nicht sehr auffällige, immer mehr vereinzelte Gegenstände zusammenzusuchen und zu fassen sich

ihren eigenen Gedankengängen: „Graduelle Unterschiede sind ebenso innerhalb der Geschlechter vorhanden wie zwischen den Geschlechtern.“ Also werden doch „graduelle Unterschiede zwischen den Geschlechtern“ von ihr anerkannt! Unzweifelhaft gibt es solche, Durchschnitt gegen Durchschnitt genommen, wie es sich geziemt, — und zwar durchgängig zu Ungunsten des weiblichen Geschlechtes bei denjenigen Eigenschaften, die als kulturfördernd vorzugsweise in Betracht kommen.

¹⁾ Ein Unterschied ist doch handgreiflich und durchschlagend: Die Männer können mit Ruhe jeden einzelnen berechtigterweise Angreifbaren von ihnen aufgeben (preisgeben), ohne als Gesamtheit merkbare Einbusse zu erleiden und ohne an ihrem Werke, der menschlichen Kultur, etwas zu verlieren. Die Frauen aber müssen jene weissen Raben, die Stammhalterinnen des weiblichen Ruhmes, mühsam aus den entlegensten Winkeln zusammenkratzen, — und dann sind sie so, wie es oben in dem weiteren Texte gekennzeichnet wird.

bestrebt, — sehr viel mehr vorhanden war, als man im allgemeinen anzunehmen gewohnt ist: es ergab sich, dass sich in der Tat eine Reihe von Künstlerinnen nachweisen lässt, die beinahe lückenlos die ganze kunstgeschichtliche Entwicklung begleiten. Aber trotz der grössten Liebenswürdigkeit und Galanterie, in welcher letzteren der ausserordentlich gewandte Mann eine besondere Fertigkeit besass, war es ihm doch absolut nicht möglich, irgendwo Werke nachzuweisen, die man nicht ohne die geringste Beschwerde aus der Gesamtheit des je Geleisteten wegdenken könnte, — zum Teil wohl recht achtbare Werke, namentlich in solchen Abschnitten der Kunstgeschichte, aus denen überhaupt nicht sonderlich viel zu holen ist, wie das beispielsweise auf Angelika Kauffmann und die Vigée-Lebrun zutrifft, auch etwa auf Sofonisba Anguisciola. Aber all das sind nur geschickte Nachklänge oder Widerklänge von dem, was die gleichzeitigen Männer, und zwar die hervorragenden unter diesen bei weitem besser, eindrucksvoller, gehaltreicher, hervorgebracht haben. Ganz in derselben Weise geht es auch an anderen Stellen.

Um so weit wie möglich nach dem unwahrscheinlichsten Gebiete von Frauenleistungen einen Blick zu werfen: wenn ein paar Frauen selbst in der Mathematik und der Astronomie etwas geleistet haben, so sind das gute Arbeiten, die einem nicht ganz unmathematisch veranlagten Kopfe, wenn er sich der Sache mit Liebe hingibt und einen guten Unterricht erhalten hat, möglich sind. Aber es ist auch nicht die Spur von irgend einer wirklich produktiven Arbeit vorhanden, d. h. von einer Leistung, die man in dem Zusammenhange der wissenschaftlichen Entwicklung nicht entbehren könnte, ohne den ganzen Zusammenhang der im Fortschreiten begriffenen Forschung zu unterbrechen oder ganze Zweige abzuschneiden, — wie derartige Werke doch — zwar nicht das ganz Gewöhnliche, das von dem Manne immer zu Erwartende, wohl aber das von den Männern doch sehr häufig Geleistete sind. Denn wo kommt sonst die ganze Entwicklung überhaupt her, die wir in allen Richtungen des Kulturlebens hinter uns haben, als von den Männern? Die paar Frauen, die überhaupt irgendwo bemerkbar (d. h. nicht bloss in der Masse) mitgewirkt haben, verschwinden zur Unscheinbarkeit — in dem Sinne, wie es eben an einigen besonders hervorgehobenen Stellen gezeigt worden ist. Haben sie doch nicht einmal in dem, was immer die eigenste Domäne ihrer Tätigkeit gewesen ist: in bezug auf die Hausarbeiten, wirkliche Erfindungen gemacht, sondern geduldig gewartet, bis endlich Männer ihnen zu Hilfe kamen.

Damit komme ich auf einen anderen grundsätzlichen Fehler der Argumentation der Verfasserin. Sie macht nämlich ohne weiteres den Männern — oder richtiger: dem Manne, dem Manne als solchem, daher auch dem Manne von heute — aus allen Mangelhaftigkeiten des Kulturlebens in der gesamten Vergangenheit¹⁾ ein Verbrechen, das sie in ihren Augen genau auf dieselbe Stufe mit den von den Männern angeblich tief verachteten Frauen, ja, womöglich noch niedriger, stellt.

Das ist selbstverständlich ein ganz falscher Massstab; denn dass wir diese Dinge, wie sie doch wünscht, mit ihr verurteilen, das ist ja weltbekannt. Die Männer haben Kulturmissstände oder Kulturrückständigkeiten aller Art eben im Laufe der Zeit erkannt und je nach der im Augenblicke erkennbaren Möglichkeit, die ja selbstverständlich durch die Fähigkeit der jeweilig leitenden männlichen Charaktere (und die Zeitumstände!) bestimmt und gelegentlich allzu sehr beschränkt war, abzustellen versucht. Es handelt sich da keineswegs um „Irrtümer, die bei wahrhaft logisch Denkenden vermieden werden mussten“ (S. 116). Das logischste Denken kann zu Schlussfolgerungen führen, die später, wenn eine bessere Einsicht in die Natur der Dinge und ihre Zusammenhänge gewonnen ist, sehr leicht als geradezu unvernünftig (nicht „unlogisch“, was ganz etwas anderes ist!) erkannt werden. Wenn in Paris „ein Schwein, das einen Mord begangen haben sollte“ (S. 117) — richtig wohl: durch das ein Mensch ums Leben gebracht worden war —, zum Tode verurteilt wurde, so war das eine streng logische Folge des damals die Strafjustiz uneingeschränkt beherrschenden Grundsatzes der Erfolgshaftung, von der auch wir noch manche Reste haben und ganz vielleicht nie loskommen werden.

Wenn wir heute mit der Verfasserin die Ketzergerichte und -verbrennungen, um eines hervorzuheben, verurteilen, so haben wir doch damit unzweifelhaft nicht auf sie oder irgendwelche Frauen gewartet, sondern diese Dinge, d. h. die Weltanschauung und die wissenschaftlichen Erkenntnisse, auf welchen diese Dinge ihrer Zeit beruhten, sind von Männern beseitigt und überwunden worden. Wenn sie aber in jenen bedauerlichen Kulturerscheinungen einen besonderen Mangel an Logik findet, so ist sie einfach im Irrtum, und selbst ein Torquemada oder Peter Arbues muss gegen sie in Schutz genommen werden. Gibt man die religiösen Vorstellungen,

¹⁾ Bis in die allerjüngste hinein, von der sie nicht ahnt, dass sie bereits als abgetan zu gelten hat (wie z. B. S. 23 der Staatsanwalt, der „jeden Angeklagten als unverbesserlichen Lumpen hinstellt“. Das der siegreich durchgedrungenen neuen Strafrechtsschule ins Gesicht!).

von denen diese Leute ausgegangen sind, ihnen als Voraussetzung zu, dann sind die Ketzerverbrennungen durchaus nicht unlogisch, sondern sogar auf ganz konsequentem Durchdenken der Voraussetzungen beruhend. Die Ketzerverbrennungen hatten nicht den Sinn wie unsere heutige Todesstrafe, dass man nämlich einen besonders „schweren“ Verbrecher, der eine ausnahmsweise gefährliche Bedrohung der ganzen menschlichen Gesellschaft zu sein schien, zu beseitigen beabsichtigte, sondern man hatte die Absicht, diese Seelen womöglich noch zu retten, was man glaubte dadurch bewerkstelligen zu können, dass man sie — gewissermassen zur Läuterung — dieses martervollen Todes sterben liess. Dass das von unserem jetzigen Standpunkte entsetzlich ist, frevelhaft, bestreitet auch der gläubige Katholik von heute nicht; aber es war bei denjenigen, die diese Dinge gemacht haben, nicht unlogisch, — nicht ein Handeln gleich demjenigen, welches man dem Gros unserer Frauen auf Grund dessen, was man sich gewöhnlich von ihnen versehen kann, mit den bekannten Worten Mirza Schaffys zum Vorwurfe macht.

Streicht man also aus der Argumentation der Verfasserin die Einzelfälle auf männlicher Seite¹⁾, die sie den gewöhnlichen Fällen bei ihrem Geschlechte entgegensetzt, und berichtigt man den Missbrauch, den sie mit den geschichtlichen Anführungen treibt, indem man gegen die Belastung mit vergangenen Taten remonstriert, die man nicht verschuldet hat und ebenso wie sie heute nicht mehr begehen, nicht mehr dulden würde, dann bleibt von ihren ganzen Anstrengungen eben nichts weiter übrig als die weibliche Unlogik, mit der diese schlechten Argumentationen ohne die geringste Empfindung für ihre kompromittierende „Harmlosigkeit“ in die Welt gesetzt worden sind.

Ganz ebenso unhaltbar sind aber leider auch ihre Beweisführungen, wo es sich nun um die Sexualität handelt. Hier wie überall macht sie sich zunächst schon ihre Erörterungen dadurch leicht, dass sie die Probleme in einer (objektiv) möglichst ungeschickten, aber für sie bequemen Formulierung vorbringt. Sie leitet diesen Teil ihrer Ausführungen, das thema refutandum aufstellend, (S. 102) mit den Worten ein: „Frauen sind nur Geschlechtswesen, der Verstand steht immer im Solde ihrer Leidenschaft und ihrer Sexualität“. ²⁾

¹⁾ Unter denen — wie auch sonst — mancher mit Unwissenheit und Unkritik aufgewärmter Anekdotenkram recht unangenehm auffällt!

²⁾ Sie erklärt hierzu vor jedem Versuche der Widerlegung: „Liebe und Zärtlichkeit sind allerdings besonders stark entwickelte Eigenschaften des Weibes.“

Es ist ja nicht unmöglich, dass diese Formulierung irgendwo von einem Manne produziert worden ist. Aber der gehört dann sicher nicht zu denjenigen, auf die man ein Recht hat, sich in solchem Zusammenhange zu berufen. Man muss das Problem richtig stellen, d. h. so, wie es von scharf denkenden und das Gesamtgebiet der Tatsachen übersehenden Männern im ernstesten Streben nach begründeter Erkenntnis geschehen ist. Dann wird schon gleich von vorn herein ein grosser Teil der möglichen Missverständnisse und Einwendungen abgeschnitten.

Der erste grosse Fehler, der hier begangen wird, ist ja eben der, dass dieses Überwiegen der Sexualität als ein den Frauen gemachter Vorwurf charakterisiert wird. Davon ist gar keine Rede; sondern diese überwiegende Sexualität des weiblichen Geschlechtes ist eben eine natürliche Eigenschaft, für die selbstverständlich das Geschlecht nicht verantwortlich gemacht werden könnte, selbst wenn das ein wirklicher Fehler wäre, der es in gewisser Hinsicht unbrauchbar oder nicht entwicklungsfähig machte oder wie sonst nicht gerade in angenehmer Weise beeinflusste. Die (in jeder Bedeutung des Wortes) besondere Sexualität aber, die eine natürliche Eigenschaft des Geschlechtes ist, macht ja gerade die Individuen für ihre Bestimmung besonders geschickt und für das männliche Geschlecht besonders reizvoll; sie ist ja gerade dasjenige an den Individuen, was sie in eigentümlicher („spezifischer“) Weise wertvoll macht, — gar nicht etwa in dem Sinne, dass man immer daran denkt, sie in bezug auf ihre Sexualität in Anspruch zu nehmen, sondern dieser Hauch der Sexualität, der über der ganzen Persönlichkeit und ihrem Empfinden, Denken und Handeln liegt, ist ein Gegenpol gegen das männliche Denken und Empfinden, der als dieser etwas unendlich Anziehendes, geradezu etwas Beglückendes hat, selbst da, wo — ich wiederhole es — dieser Gegensatz in sexueller Beziehung ganz aus dem Spiele bleibt. Sieht man die Sache so an, so ist sie sonder allem Zweifel richtig, und nur so ist sie von zurechnungsfähigen Männern ausgesprochen worden. Das Goethesche „Begegne den Frauen mit Nachsicht“ ist kein Ausdruck der Überhebung und Geringschätzung, sondernachtungsvoller Zärtlichkeit, — auf deren angemessene Betätigung beiläufig auch die Fortgeschrittensten unter den „führenden“ Frauen zu verzichten

(„Liebe“ als „Eigenschaft“ ist doch nicht übel?!). Sie mögen (!) auch ihre Wurzeln in der Sexualität haben, doch kommt dieser Ursprung kaum einer zum Bewusstsein.“ Kommt es darauf an, oder nicht vielmehr auf die Tatsache? Um so schlimmer, wenn der Verstand nicht einmal zu solchem „Bewusstsein“ langt!

nichts weniger als allezeit bereit sind. Sie verträgt sich auch widerspruchslos mit einer vernünftigen Gleichstellung der Geschlechter; denn „zwei Erste“ sind nun einmal schlechterdings undenkbar. Eine Unterscheidung, wie sie Sophokles — im „König Oedipus“ — den Geblendeten bei der Übergabe seiner Kinder in die Obhut seines Schwagers Kreon zwischen den Knaben und den Mädchen machen lässt, ergreifend verschieden bis in den Lautcharakter der Verse hinein, wird immer zu machen sein, weil sie der Natur der beiden Geschlechtstypen entspricht.

Man kann doch unmöglich leugnen, dass der weibliche Körper mehr von dem unmittelbar zum Geschlechte Gehörigen in Anspruch genommen ist als beim Manne. Man kann unmöglich übersehen, dass beim weiblichen Geschlechte regelmässige Eruptionen von geschlechtlicher Tätigkeit, ungewollter, rein physiologisch eintretender, vorkommen, zu denen beim Manne keine Art von Gegenstück aufzuweisen ist. Es ist nicht zu leugnen, dass im Verlaufe des natürlichen weiblichen Lebens grosse Zeitabschnitte durch geschlechtliche Betätigung des ganzen Organismus so in Anspruch genommen werden, dass für irgend etwas anderes kaum noch Kraft, Zeit und Neigung übrig bleibt, — lauter Verhältnisse, die von denjenigen beim Manne grundsätzlich abweichen; — wozu man noch hinzufügen könnte, dass auch, wenn man an den geschlechtlichen Verkehr als solchen denkt, der Mann viel unabhängiger, obgleich in gewisser Weise viel zwangsmässiger, diesen Dingen gegenübersteht, — was ein Widerspruch zu sein scheint und doch keiner ist: die geschlechtliche Befriedigung wird bei ihm mit viel unwiderstehlicheren Mitteln von der Natur gefordert, aber die Befriedigung selber schafft auch auf gewisse Dauer hin eine vollständigere Befreiung von dem Triebe.¹⁾

¹⁾ Für Unterschiede scheint der Verfasserin in der Tat das Organ abzugehen. Seite 54 „vermag sie nicht zu sagen“, ob die Zahl der „mannsüchtigen“ Weiber, die dann „stets (?) gewerbsmässige Dirnen“ sind, oder die der „weibsüchtigen“ Flaneure grösser ist. „Beide stehen indessen auf gleicher Stufe, denn beide bieten ihren Leib auf offener Strasse aus.“ Jede Erörterung hierzu würde den erschütternd komischen Eindruck beeinträchtigen! — Der Verfasserin wird aus dem obigen Texte (vorteilhaft zusammengehalten mit „Geschlecht und Gesellschaft“ 1912, S. 87 und besonders S. 91 ff.) hoffentlich verständlich werden, was ihr S. 102 u. / 103 als „ungerecht, mindestens aber unlogisch“ erscheint, dass „vom Weibe eine Enthaltsamkeit gefordert wird, die dem Manne so schwer, ja angeblich unmöglich wird, obwohl er ‚weniger Geschlechtswesen‘ sein will“. — Auch befreit die „Kälte“ vieler Frauen sie durchaus nicht von der Sexualität: sie haben Hunger ohne Appetit, ja, oft bei Widerwillen gegen die verfügbaren Befriedigungen.

Mit einem Worte also: der „Vorwurf“, wenn es einer wäre, vielmehr die Charakterisierung des weiblichen Typus nach dieser Richtung, ist durchaus richtig und bleibt allen Versuchen, etwas anderes an seine Stelle zu setzen, gegenüber bestehen. Ja, man kann sagen: die Verfasserin selber zeigt durch ihre eigene Leistung, wie richtig die Auffassung ist. Sie führt z. B. aus ihrem Tagebuche eine Geschichte an, welche zur Widerlegung der Auffassung der Frau „als Verführerin“ dienen soll, also selbstverständlich eine Verführungsgeschichte, und zwar eine solche, bei der die Verführung und die mit ihr verbundene Schuld augenscheinlich auf seiten des Mannes ist. Dass das natürlich den Gedanken in keiner Weise berührt — wie ja die grundsätzliche Verfehltheit der Argumentation mit Einzelfällen schon genügend erörtert worden ist —, braucht kaum noch wiederholt zu werden; aber sehr wichtig ist es, zu sehen, wie dieser Einzelfall hier vorgebracht wird. Man vergegenwärtige sich, dass die Verfasserin ausdrücklich sagt (S. 88), sie gebe „eine kleine Geschichte, die ich in meinem Tagebuch finde,“ und hinzufügt: „Ich gebe sie hier in derselben schlichten (NB!) Form wieder, wie ich sie vor Jahren unter dem Eindruck der tatsächlichen Vorgänge in einer mir nahestehenden Familie niederschrieb.“ Also eine Darstellung, die nicht mit Rücksicht auf eine mögliche Veröffentlichung gemacht ist, sondern ganz unmittelbar und unbefangen die augenblickliche Stimmung der Schreiberin widerspiegelt. Wenn man nun diese Schilderung liest, so fällt vom ersten bis zum letzten Worte eine Entfaltung des Stiles (gegen alles Vorhergegangene) auf, die an das Sprossen des Hochzeitskleides bei einem Paradiesvogel oder dergleichen erinnert, — eine Blumigkeit, eine Begeisterung, eine Innigkeit, eine Wärme, die ganz merkwürdig von dem sonstigen nüchternen, nur eben öfters polemisch erregten Stile der Verfasserin abweicht.¹⁾ Und wie sie nun die Verführte selber schildert, auch das ist ausserordentlich charakteristisch. Wie dieses Mädchen dem

¹⁾ Der reine Kolportageromanstil! „Da stand er (der Sohn des „stillen Pastorenhauses“, Student auf Ferienbesuch, als er der mit dem geforderten Frottirtuche kommenden, „schüchtern klopfenden“ Susi ein „energisches herein!“ zugerufen, dem sie natürlich arglos folgte), nackt wie Gott ihn erschaffen, triefend vom klaren Wasser, das er über seinen jungen Leib gegossen. Die Sonnenstrahlen fielen schräg durchs Fenster, trafen seine Haut und brachen sich in den zahllosen Tropfen, die an seinem Körper herniederrieselten. — Glitzerndes, leuchtendes Fleisch!“ Er hielt sie fest, „presste seinen sinnlichen Mund mit dem kleinen Schnurrbärtchen, das ihn beschattete, auf ihre Lippen, umspannte sie mit seinen jugendstarken Armen und trug sie auf sein blüthenfrisches weit aufgeschlagenes Bett.“ Und so weiter! Zähneklappernde, am ganzen Leibe zitternde Geilheit — der Schreiberin!

ersten Anreize ihrer Sinnlichkeit ihrerseits mit einer geradezu apoplektischen Ergriffenheit begegnet, wie sie zwar willenlos, aber mit innerlichem Triebe entgegenkommend, dem Verführer in die Arme treibt, das geht vom ersten Momente bis zum letzten¹⁾.

Es kann ja selbstverständlich keine Rede davon sein, dass diese Geschichte, in der die männlichen Teilnehmer eine höchst anfechtbare, ja, man muss feststellen: verbrecherische Rolle spielen, irgendwie beschönigt werden sollte oder könnte. Nur die Befangenheit des Weibes muss nach Gebühr gekennzeichnet werden, die einen solchen Vorgang so, wie es die Verfasserin tut, ansieht, beurteilt und schildert. Da bricht eben die Sexualität unwillkürlich mit brutaler Gewalt hervor und überwältigt ruhiges Denken und klares Empfinden selbst bei einer hochgebildeten Frau, die namentlich als Ärztin auch dem Geschlechtlichen gegenüber doch eine bessere Kenntnis und ein tieferes Verständnis besitzen und es mit objektiver Ruhe zu betrachten vermögen sollte. Aber sowie etwas an dieses Kapitel rührt, geht eben die natürliche Anlage mit der Erziehung und Bildung glatt durch. (Wem fällt dabei nicht das köstliche „Fräulein Doktor“ von Gottfried Bachem auf der Karrikaturenausstellung der Leipziger IBA im vorigen Jahre ein?!)

Dass dann die allergrössten Ungerechtigkeiten und Schiefheiten passieren müssen, ist selbstverständlich. Dahin rechne ich z. B., was sie (S. 103) von dem Knaben sagt, der, „noch ehe das Weib sein Sinnenleben erfüllt, hinterm Zaun (?) und an anderen heimlichen Orten Selbstbefleckung treibt,“ usw. Dass aber dasselbe vielleicht in ähnlichem Umfange, wenigstens, wenn man die verschiedenen Grade und Betätigungen von weiblicher Sexualität als Ergänzung hinzunimmt, auch vom weiblichen Geschlechte gilt, scheint sie nicht zu wissen. — Sie legt auch zu viel Wert auf einzelne Erfahrungen und Mitteilungen, wie z. B. die Schilderung einer Frau über ihr entsetzliches, kaum erträgliches Eheleben, das aber die natürliche Folge davon ist, dass sie sich, wie sie selbst gesagt hat, halb gezwungen einem ungeliebten Manne hat antrauen lassen. Das soll eben die Frau nicht tun, und wenn sie es tut, dann muss sie sich

¹⁾ „Susi strahlte“ (bei der Ankunft des jungen Herren). „Susi war sprachlos vor Schreck (bei dem in der vorigen Anmerkung geschilderten Anblicke), aber sie fühlte nichts von mädchenhafter Entrüstung.“ „Zur Wehre setzen konnte sie sich nicht . . . Er hätte sie töten können, sie hätte sich nicht gerührt . . . So liess sie es geschehen, dass er ihr Busentuch löste . . . Sie war ganz Empfindung und Hingabe. Ein wonniger Schauer durchrieselte ihren Leib, so oft er mit schmeichelnden Händen ihre junge Blüte berührte.“ Das genügt wohl! Welcher Mann hätte für ein — noch dazu fremdes! — Liebesabenteuer, bei einer einfachen Tagebuchaufzeichnung, so glühende Farben gemischt?!

in die Folgen schicken; und es muss wirklich sehr schlimm sein, wenn sie nicht sollte die Möglichkeit ersehen können, in dem ehelichen Umgange, wenn auch keinen überschwänglichen Genuss, so doch immerhin eine erträgliche Gewohnheit zu finden.

Da wird (S. 126) den Männern das Tabakrauchen vorgeworfen — in einer Zeit, in der man ganz ungeniert beinahe jeder jungen Dame eine Zigarette offerieren kann, und selbst Frauen, die in sozialem und ethischem Wirken mitten inne stehen, nicht bloss, um so zu tun, sondern, weil sie wirkliches Verständnis und Liebe dafür haben, mit der grössten Seelenruhe rauchen. Warum, wenn den Frauen das Rauchen den Mann unsympathisch macht, erheben sie sich nicht „wie ein Mann“ dagegen? und warum dulden sie es, dass die Männer in ihrer Gegenwart rauchen?! In der englischen guten Gesellschaft, wenigstens noch bis vor ganz kurzem, galt es für unverbrüchlich, dass in Gegenwart der Frauen nicht geraucht werden dürfte. Man darf sich nicht über Dinge beschweren, die abzustellen man in der Hand hat, wenn man nur will und manche Inkonvenienzen, die sich aus solchem Kampfe ergeben, nicht scheut, — wie das von demjenigen verlangt werden muss, der allgemeine Übelstände schwer empfindet.

Da werden in dem Register der Männer-Sünden (S. 110) noch im Jahre 1912 erschienene törichte theologische Hirngespinnste über „Die Verfassung der Hölle“ und ähnliche Dinge angeführt. Ja, wem verdankt denn die katholische Kirche ihre fortdauernde gewaltige Macht in der Welt, wenn nicht den Frauen? Und diese, obwohl durch alle Jahrhunderte hindurch von ihr geknechtet, küssen täglich die Rute, die sie peinigt, und nicht nur das: sie dienen dieser Kirche als Werkzeug, um so viel, wie es nur irgend möglich ist, auch die Männer in diesen Dienst zu beugen. Und das weiss die Verfasserin, und davon spricht sie (S. 17) ganz frei, erkennt darin aber nur einen Vorwurf für die — Kirche!

Es muss aber der Verfasserin zum Lobe angerechnet werden, dass sie nur andeutungsweise (S. 14) den bekannten Einwand erhebt, dass die Frauen, sofern ihnen irgend eine Unterlegenheit gegenüber dem männlichen Geschlechte nachgesagt werden kann, das lediglich der bisherigen Vernachlässigung ihrer Erziehung und Bildung zu verdanken haben.¹⁾ Hierbei vergisst sie, wie es immer

¹⁾ Eine ganz neue Erklärung gab Dr. Gertrud Bäumer auf dem Breslauer Kongresse für Jugendbildung und Jugendkunde (4.—6. Okt. v. J.): Die Frauen haben sehr wohl eigene und wertvolle Gedanken; aber sie sind zu schüchtern, um sie vorzubringen (!). (In den inzwischen erschienenen Verhand-

geschieht, allerlei Naheliegendes und Ausschlaggebendes, vor allen Dingen, dass eben die Beanspruchung des weiblichen Geschlechtes durch die Geschlechtlichkeit eine ausserordentliche Beeinträchtigung für eine mit der männlichen gleichen Schritt haltende Ausbildung ausmacht. Will man heute alle Schranken aufheben — wofür ich ja bekanntlich durch Befürwortung der Koedukation, durch Empfehlung der Zulassung weiblicher Bewerber für alle möglichen Berufe usw. wohl so vorurteilslos, wie es möglich ist, eingetreten bin — und die bisherigen Unterlassungssünden der weiblichen Erziehung wieder gut machen, so ist doch eben darüber nicht hinwegzukommen, dass es sich bei diesem zukünftigen Wettlaufe zwischen den beiden Geschlechtern um ein sehr ungerechtes Handicap handelt: Der Mann, der die jahrtausendelange Schulung bereits für sich hat und ihre Früchte benutzen kann, soll von dem zurückgebliebenen Weibe eingeholt werden, das bei diesem Wettlaufe infolge seiner körperlichen Organisation alle paar Wochen stolpert und nur zu oft durch lange, oft jahrelange Unterbrechungen einer geordneten Tätigkeit auf diesem Erziehungswege entzogen wird.

Ausserdem aber: kann man denn glauben, dass diese Vernachlässigung des weiblichen Geschlechtes ebenso wie der Mangel seiner Mittätigkeit an dem Erwerbe der Kultur und der Überwindung öffentlicher und allgemeiner Missstände keine natürliche Begründung hat? dass nicht das weibliche Geschlecht, wenn von ihm eine schnellere und bessere Kulturentwicklung zu erwarten gewesen wäre, als die Männer sie zustande gebracht, auf Grund dieser überlegenen Veranlagung von Anfang an die Führung übernommen haben würde?

Wenn nun aber unter der Mitwirkung der einsichtigen Männerwelt jede unnütze Beschränkung beseitigt, und den Frauen jede denkbare Möglichkeit zu einer den Männern völlig ebenbürtigen Bildung und Betätigung eröffnet werden soll, dann ist doch wohl das erste, was schon jetzt zu verlangen ist, dass von seiten der Frauen zweierlei abgelegt wird: einmal die grundsätzliche Feindschaft gegen den „Mann“, die schon von den Kinderschuhen an durch die Frauen der jüngeren Generation systematisch eingepflegt wird, und dann die — ich weiss nicht, was es ist, vielleicht Unlogik, Heuchelei, Hinterlist, jedenfalls: — das verwerfliche Bestreben, unter der Firma der Gleichberechtigung Bevorrechte-

lungen des Kongresses — Leipzig, B. G. Teubner, 1914 — erscheint dieser Gedanke — S. 105 — stark abgeschwächt in folgender Form: „Ich bin überzeugt, dass noch manche von den Beobachtungen über die geringere Produktivität und Ursprünglichkeit der Mädchen nicht auf Intelligenzmängel, sondern auf Zaghaftheit und geringeres Selbstvertrauen zurückzuführen sind.“)

zu erstreben oder aufrecht zu erhalten. Denn dass es sich darum an vielen Stellen in der heutigen Frauenbewegung (von den meisten Führerinnen allerdings wohl völlig unbegriffen) handelt, ist auf die allereinfachste Weise nachzuweisen. Zum Beispiel schon gleich durch die gedankenlose Kultivierung von falschen Vorstellungen, die abgesehen von ihrer Unrichtigkeit auch durch das Verderben der Stimmung zwischen den Geschlechtern Schaden anrichten. Eine Ärztin, die sich über diese Dinge in solcher anspruchsvollen Weise äussern will, darf nicht übersehen haben, wenn es für sie wirklich noch, um sie auf den richtigen Weg zu bringen, einer fremden Einwirkung bedürftig war, dass der Verfasser dieses nachgewiesen hat¹⁾, dass es nicht „unlogisch“ ist, dass ein unehelich geborenes Kind mit seinem Vater nach der neuesten Gesetzgebung „nicht verwandt ist“ (S. 121), sondern dass dieses — ein lächerlicher Aberglaube ist, der auf Unkenntnis und unrichtigem Verständnisse des klaren Gesetzestextes beruht, und dem nicht Verstand genug zur Seite steht, um einzusehen, dass die wirkliche gesetzliche Bestimmung — dass das uneheliche Kind „nicht als verwandt gilt“, nämlich in familienrechtlicher Beziehung, und solange es nicht von dem Vater anerkannt ist —, durchaus logisch ist, und das Gesetz alle richtigen Gesichtspunkte, die hier mit in Betracht zu kommen ein Recht haben, auf die allerbeste Weise berücksichtigt.

So ist es also z. B. auch nicht „unlogisch“, wie sie (ebenda) behauptet, „das angeblich so schwache, widerstandslose Weib gegen sexuelle Angriffe nur bis zum 17. Jahre zu schützen, den starken Mann aber — wie § 175 zeigt — lebenslang“. Erstlich haben die Frauen (wie ein grosser Teil der zum Urteile berufenen Männer) sich sehr dagegen aufgelehnt, dass durch den § 250 des Vorentwurfes zu einem neuen Deutschen Strafgesetzbuche dieser „lebenslängliche“ Schutz im Sinne des § 175 auch dem weiblichen Geschlechte zuteil werden soll. Ausserdem aber hat sie übersehen, was einer Ärztin, da der betreffende Aufsatz in Gross' „Archiv“ veröffentlicht worden ist, das sie kennen muss, nicht passieren darf, — sie hat übersehen, was ich in einem langen Aufsätze „Homosexualität und Strafrecht“ an jener Stelle nachgewiesen habe, dass nämlich erstlich der Schutz des weiblichen Geschlechtes bis zum Beschreiten des 17. Lebensjahres eine sehr erhebliche Bevorzugung gegenüber dem männlichen Geschlechte ist, das (abgesehen von § 175) nur bis zum Ablaufe des 14. Lebensjahres irgendwelchen Schutz in geschlechtlicher Beziehung geniesst, und dass, falls, wie ziemlich all-

¹⁾ Sexual-Probleme, VII. Jahrg. 8. Heft (August 1911): „Mit dem unehelichen Vater nicht verwandt“.

gemein gewünscht wird, die Homosexualität an sich aus der Reihe der Delikte ausgestrichen wird, gegen diejenigen Beeinträchtigungen von Rechtsgütern, die durch homosexuelle Handlungen nebenbei eintreten können, das weibliche Geschlecht genau ebenso sehr und ebenso lange wie das männliche geschützt werden soll.

So mögen denn die Verfasserin und ihre Geschlechts-genossinnen sich aus den Befangenheiten, aus denen heraus jene diese gehäuften Fehler ihrer Anschauung und ihrer Beweisführung heraus entwickelt hat, befreien und sich lediglich der Bestrebung widmen, bei der sie die Männer an ihrer Seite finden werden, — der Bestrebung, die sie charakterisiert, indem sie (S. 123 f.) sagt: „Sein Menschenrecht will das Weib, wie es den staatsbürgerlichen Pflichten entspricht, die der Männerstaat der weiblichen Volkshälfte auferlegt. Schützen wird es sich dann in einem wahren Rechtsstaat schon selber!“

Damit ist der Verzicht auf all diejenigen Vorrechte, die heute schon das weibliche Geschlecht in der geltenden Gesetzgebung hat, und die durch jede Erweiterung seiner Gleichstellung mit dem männlichen nur um so wirksamer, wichtiger und zugleich für das männliche Geschlecht unerträglicher und unwürdiger werden, ausgesprochen, und eine wirkliche, uneingeschränkte gesetzliche Gleichstellung beider Geschlechter als Ziel gesetzt. Zu dieser ihrer letzten Pointe kann man ihr nur gratulieren und ein aufrichtiges Bravo zurufen, wozu man um so williger ist, je mehr man aus der Gesamtlektüre ihrer beiden Bücher die Überzeugung gewonnen hat, dass sie mehr dem Vorurteile und dem Aberglauben als ihrem besseren Erkennen und Wollen das Überwiegen der schwachen Seiten ihrer Arbeit und das Ungenügende ihrer Auffassungsweise zu verdanken hat. Aber auch so wird — in Erwartung besserer Ausbildung der weiblichen Fähigkeiten — das „Geschlecht, das die Welt verpfuscht hat in seiner langdauernden Herrschaftsperiode“, (S. 177) die Mithilfe des anderen Geschlechtes zur Erhöhung der menschlichen Kultur überall dankbar erkennen, — wenn auch einstweilen noch vielfach unter dem Motto:

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas!

Wissenschaftliche Rundschau.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Über die Bäuerin als Kind, Jungfrau, Ehefrau und Mutter, über die Geburtenprävention auf dem Lande und über die innere Kolonisation.

Sehr interessante zum Teil typische Lebenserscheinungen teilt Dr. Martha Wohlgemut in ihrem Buche: „Die Bäuerin in zwei badischen Gemeinden“ (Wolfenweiler und St. Märgen) mit. Sie lassen die gewaltigen Vorteile erkennen, welche die Bäuerin vor ihren in der Industrie beschäftigten Geschlechtsgenossinnen voraus hat, und welche einmal in der Art ihrer Berufsarbeit und zum zweiten in dem harmonisierenden Zusammenhang dieser mit ihren Hausfrauen- und Mutterpflichten gelegen sind.

In der ländischen Volks- und Fortbildungsschule werden Knaben und Mädchen die ganze Schulzeit hindurch (9 Jahre lang) bis zum 15. Lebensjahr gemeinsam unterrichtet. Die Koedukation zeigt hier keinerlei üble Folgen; es findet dabei trotz dieser eine scharfe Trennung der Geschlechter statt.

Die Knaben haken sich bei ihren Spielen nur an Knaben, die Mädchen nur an Mädchen. Bei den Knaben ist das Gefühl der Verachtung, der Minderwertigkeit der Mädchen recht stark; es bedeutet z. B. eine Degradation für einen Knaben, neben einem Mädchen auf der Bank sitzen zu müssen. Ob dieses Gefühl aber, wie die Trennung bei den Spielen, der Natur entspricht, oder ob hier auch die allgemeine Anschauung und Übung von Hause aus einwirkt und ihren Ausdruck findet, scheint zweifelhaft.

Nach der Schulentlassung besuchen die jungen Leute gemeinsam bis zum 18. (in Wolfenweiler) und 20. Jahre (in St. Märgen) noch die sonntägliche Christenlehre. Solange sie christenlehrlpflichtig sind, erlaubt die Sitte keinen freien Verkehr der Burschen und Mädchen. Die Burschen gehen des Sonntags in den Wald oder radeln in Gesellschaft nach den Nachbargemeinden; in Wolfenweiler in die Stadt, in das Kinomatographentheater und zu ähnlichen Vergnügungen. Die Mädchen sitzen mit, Handarbeiten zu Hause, in Wolfenweiler meist zu mehreren; in St. Märgen ist das Zusammenkommen durch die Entfernung erschwert.

Erst nach der Christenlehrzeit ist den Burschen offiziell der Besuch des Wirtshauses und den Mädchen der öffentliche Tanz erlaubt . . .

Die äusseren beim Hofsystem oft geschilderten eheerschwerenden Umstände bewirken auch in St. Märgen, dass Mädchen und Burschen ziemlich lange nicht an die Heirat denken können. Das Heiratsalter beider Teile ist etwa Mitte der

zwanziger Jahre. Der Hofbauer kann erst wenn die Eltern geneigt sind, den Hof abzugeben, auf Brautschau gehen. Dabei sind, wie ebenfalls schon oft beschrieben, die Mitgift- und Vermögensverhältnisse des Mädchens ausschlaggebend, sie sind wegen der Anzahlung der weichen Erben für den Hofbauer von Wichtigkeit...

Eine Tendenz zur Landflucht der Bauerntöchter oder vielmehr Flucht aus der Landwirtschaft durch Heirat mit Nicht-Bauern ist wohl in Wolfenweiler vorhanden, noch nicht aber in St. Märgen.

Hierher ist infolge der Abgeschiedenheit der Höfe erst wenig Wissen vom städtischen Leben gedrungen, und die Mädchen lernen keine oder nur wenige von den in Frage kommenden Männern (kleine Beamten, kleine Gewerbetreibende und ähnliches) kennen.

Ferner aber ist die Schwarzwälder Bauerntochter noch lebenskräftiger und härter als durchschnittlich das Wolfenweiler junge Mädchen, auf dessen Konstitution die Nähe der Stadt, die hastige Arbeit der Mutter, vielleicht auch der Alkohol eingewirkt haben mögen.

Die Schwarzwälderin besitzt noch in der Regel die Lebenskraft, die den Mut und das Selbstvertrauen gibt, alle Arbeitskraft mit Leichtigkeit zu überwinden; sie strebt deshalb nicht nach Heirat mit einem Nicht-Bauern, um sich ein bequemes Dasein zu sichern. Die Schwarzwälderin, wie die Wolfenweilerin, weiss, dass sie als Bäuerin in einem schönen Betrieb, neben einem fleissigen vorwärtstrebenden Mann sich durch eigene Tätigkeit und unermüdliches Schaffen eine angesehene soziale Stellung erringen kann. Unter den Frauen der Gemeinde haben die Hofbäuerin und die reiche Bäuerin grossen Einfluss; ihr Wort gilt in der Gemeinde, während eine kleine Beamtenfrau in der Masse verschwindet und viele andere Frauen über sich sieht. Die Bauernmädchen erfahren aber auch auf der anderen Seite, dass eine schwächliche oder gar kränkliche Frau, welche die Arbeitslast nicht bewältigen kann, das mit Verachtung gemischte Mitleid der Gemeinde hervorruft, das dann auch auf die ganze Familie abfärbt; dass der Mann die Frau nicht achtet, die ihm ein Hemmnis für das Vorwärtkommen des Betriebes ist.

Dieses Risiko auf sich zu nehmen haben blutarme, schwächliche Mädchen nicht mehr Mut und Kraft, sie streben danach, auf bequemere Art zu einer guten sozialen Stellung zu gelangen.

Die bauerliche Ehe wird von beiden Teilen, Mann und Frau, in dem religiös fundierten Bewusstsein und Glauben an die natürliche Autorität des Mannes und die von Gott gewollte Unterordnung der Frau eingegangen...

Der Vergleich des Alters, der Ehejahre und der Zahl der Geburten der einzelnen Frauen ergibt, dass die Fruchtbarkeit der St. Märgener die der Wolfenweiler Bäuerin weit übertrifft. Diese Tatsache ist in der Verschiedenheit der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in den beiden Gemeinden begründet. In St. Märgen ist es vor allem der starke kirchliche Einfluss, der bewirkt, dass die Bäuerin es als göttliches Gebot, als unabänderlich zu ihrem Leben gehörig betrachtet, dass sie beinahe jedes Jahr ein Kind zur Welt bringt. Sie nimmt diese Aufgabe im allgemeinen ohne Nachdenken hin. Den wenigen Grüblern setzt der festgegründete Autoritätsglaube an die Kirche und ihre Gebote eine Grenze ihres Nachdenkens und lässt keine Auflehnung zu. Die wirtschaftlichen Verhältnisse gestatten diese Anschauung und begünstigen sie. Je grösser der Dienstbotenmangel wird, desto wertvoller ist die unentgeltliche Arbeitskraft der Kinder, die sehr bald willkommene Hilfsarbeiter werden. Auch erfordert das Aufziehen einer grösseren Anzahl Kinder bei dem beinahe völligen Mangel an Kulturbedürfnissen nicht viel mehr Opfer an Geld und Mühe als das einer kleineren Zahl.

In Wolfenweiler steht einer grossen Kinderschar vor allem die Unteilbarkeit des Besitzes hemmend entgegen. In derselben Richtung wirken die Kleinheit — Beschränktheit der Arbeitskräfte im Kleinbetrieb — und die Intensität

der Wirtschaft, in der das zeitweilige Fehlen der Arbeitskraft der Bäuerin grosse Störungen verursacht; ferner die ausgedehnte Betätigung der Bäuerin im Weinberg und Garten, die an bestimmte Zeiten gebunden, deshalb unaufschiebbar und nach dem, was oben über die Qualitätsarbeit der Bäuerin gesagt ist, schwer zu ersetzen ist. Die Absatztätigkeit der Bäuerin leidet ebenfalls stark unter der Unstetigkeit. Die Nähe der Stadt mit den vielerlei Anregungen und Kulturbedürfnissen kommen zu diesen wirtschaftlichen Gründen für die Beschränkung der Kinderzahl hinzu. Neomalthusianische Bestrebungen sind daher (nach Aussage von Pfarrherrn und Arzt) da und dort zu konstatieren...

Die Bäuerin sowohl in Wolfenweiler wie in St. Märgen verrichtet bis zur Niederkunft ihre gewohnten Arbeiten in den Reben, im Feld, im Stall und Haus.

Schonung kennt die Bäuerin nicht. Während der Periode werden die täglichen Arbeiten wie immer besorgt; nur aussergewöhnliche schwer versehbare Geschäfte, wie das Waschen, werden in dieser Zeit unterlassen...

Neun Tage lang nach der Niederkunft kommt des morgens und des abends die Hebamme, um Wöchnerin und Kind zu besorgen. Die Tätigkeit der Hebamme wird durch den Aberglauben und den Unverstand der Bevölkerung in gesundheitlicher Beziehung und durch das Hängen an alten, von Grossmutterzeiten her geübten Gewohnheiten sehr erschwert. Sehr merkwürdig ist z. B. der Aberglaube in St. Märgen, dass die Wöchnerin sterben müsse, wenn die Hebamme eine weisse Schürze anzieht; sie muss deshalb immer eine schwarze tragen. Die pekuniäre Abhängigkeit der Hebamme — die Hoffnung auf eine die niedere Taxe überschreitende Bezahlung — ihre Stellung gegenüber der sozial höher stehenden Bäuerin verhindern sie häufig, ihre besseren Kenntnisse von Wochenbetthygiene, Kinderpflege und Kinderernährung anzuwenden und sich als Autorität gegen die Zähigkeit und den Starrsinn der Bäuerin und ihrer Mutter durchzusetzen. Die verbesserte Ausbildung der Hebammen wird durch diese Umstände paralysiert. Nur durch wiederholte Aufklärung und Unterrichtung der Bäuerin können diese Hemmnisse nach und nach beseitigt werden...

Die Bäuerin in Wolfenweiler und St. Märgen stillt ihre Kinder, wenn es physisch möglich ist. Die Stilldauer ist in Wolfenweiler mit im allgemeinen einem halben Jahr bedeutend länger als in St. Märgen, wo sie selten sechs bis acht Wochen übersteigt. Die Tätigkeit der Bäuerin ist, zeitlich wenigstens, kein Hindernis zu stillen. In St. Märgen bleibt die Bäuerin ständig im Hause; in Wolfenweiler ist sie selten länger als drei bis vier Stunden ausser dem Hause und oft nimmt sie die Kinder mit hinaus an die Arbeitsstätte. Das Stillen wird in Wolfenweiler im allgemeinen wegen Arbeit- und Zeitersparnis der künstlichen Ernährung vorgezogen. Der Grund für die geringe Stilldauer in St. Märgen ist wohl ausser in den allgemeinen Anschauungen und Gewohnheiten vor allem in der zu starken Ausnützung der Mutterkraft durch die vielen Geburten zu suchen. Eine Frau, die fast jedes Jahr ein Kind zur Welt bringt und dabei tüchtig arbeiten muss, hat nicht die Kraft, auch noch lange zu stillen. Nach dem Abstillen wird in beiden Gemeinden mit Wasser verdünnte Kuhmilch gegeben. In St. Märgen werden zum Ersatz der Muttermilch des öfteren Präparate, wie verschiedene Kindermehle, Milchzucker und ähnliches gekauft.

Wenn die Bäuerin aus dem Wochenbett aufgestanden ist und die Mutter oder sonstige Verwandte — die meistens Eile hat, wieder zum eigenen Betrieb zurückzukehren — nicht mehr zur Hilfe da ist, dann gilt es, die Sorge um das Neugeborene einzugliedern in die Reihe ihrer mannigfaltigen täglichen Arbeiten. Viel Zeit und Kräfte hat die Bäuerin für das Kind nicht übrig. Auch hier wieder hat die Bäuerin in Wolfenweiler bei der geringeren Kinderzahl und den grösseren Altersunterschieden mehr Möglichkeit, dem Säugling Pflege angedeihen zu lassen, als die Schwarzwälderin, die, bevor das letzte Kind laufen kann, schon wieder ein anderes zur Welt bringt. In Wolfenweiler kommt es doch vor, dass die sehr beschäftigte Mutter versucht, das Kind im ersten halben bis dreiviertel Jahr täglich, später einmal wöchentlich zu baden; dann allerdings, obgleich

es auch noch recht nötig wäre, wenn die Kinder anfangen herumzukriechen und alles in den Mund zu stecken, hört das Baden ganz auf. In St. Märgen sind die ersten Kinder besser daran als die späteren: die Nachgeborenen erhalten kaum Pflege durch die Mutter, sie sind „grösseren“ Geschwistern beinahe vollständig überlassen; deren Verständnis und physisches Können reicht natürlich nicht zu einer Besorgung aus. Das Herumschleppen der Kleineren durch die Grösseren in ganz unglücklichen Lagen ohne feste Unterlage, das Füttern, das diese besorgen, wobei von irgend einer Sorgfalt für Temperatur, Sauberkeit gar keine Rede ist, ist oft ein ganz grausamer Anblick.

Von diesen letzteren der sozialhygienischen Beeinflussung zugänglichen Erscheinungen abgesehen, zeigen diese Schilderungen, welche allerdings zunächst nur lokale Bedeutung haben, dass die durch die Volkswirtschaft zur Notwendigkeit gewordene Vereinigung von Berufsarbeit und Mutterschaft innerhalb der Landwirtschaft gegenüber der in der Industrie wesentliche Vorteile hat. So sind auch aus diesem Gesichtspunkt die innerkolonialisatorischen Bestrebungen zu begrüßen und zu fördern. Ob sie allerdings, nachdem die Technik der Geburtenprävention auch schon zur Kenntnis der Landbewohner gekommen ist und nach der Einbeziehung der ländlichen Arbeiter in die staatliche Versicherung noch weiter kommen wird, der Volkszahl einen wesentlichen Nutzen bringen werden, erscheint doch recht zweifelhaft.

Es sei daran erinnert, in welchem Masse der selbständige Bauer schon jetzt aus rationalistischen Gründen seine Nachkommenschaft beschränkt. Wie sehr er aus eben diesen Gründen erst in späten Jahren zur Eheschliessung kommt, dadurch, dass der „Anerbe meist mit dem Heiraten warten muss, bis der Vater ihm den Hof übergibt oder stirbt. Je schroffer diese Sitte eingehalten wird, um so höher muss das durchschnittliche Heiratsalter des Bauernstandes sein. Auch für den ländlichen Tagelöhner gilt dies, da er in das kleine Haus der Eltern keine Frau einführen kann, solange noch junge Geschwister in demselben wohnen. Die ländlichen Dienstboten können aber auch sehr häufig frühzeitig nicht heiraten, da der Bauer nur mit ledigen Dienstboten das Gut bewirtschaftet und Verheiratete nicht auf diesem zu behalten pflegt. Wir finden daher auch bei keinem Stande soviel Spätheiraten Lediger; diese (d. die Heiraten nach dem 40. Lebensjahr) betrugen in der Schweiz 1886–90 bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung 8,3% aller Erstheiraten, während sie bei der Summe aller anderen Berufe nur 3,7% ausmachten“ (Prinzing).

Diese vernunftgemässe Regelung der Fortpflanzung aber wird sich um so fester einnisten, als unter den auf das Land zurückverpflanzten Kolonisten sich notwendigerweise viele Städter befinden werden, die ihre Gewohnheiten im Tun und Denken mit sich nehmen werden. Sowenig also auch die Kolonisation unmittelbar der Volksvermehrung dienen wird, so sehr wird sie es mittelbar tun durch Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit, durch Kräftigung der Konstitution, Hebung der Gebärfähigkeit und durch die Vorteile, welche darin liegen, dass die berufstätige Bäuerin mit dem Hauswesen, der Familie verbunden bleibt.

In bezug auf die Säuglingssterblichkeit sind gerade die reinen Bauernländer am besten gestellt. Nach den Feststellungen des Kais. statistischen Amtes im Jahre 1909 betrug sie in

Hannover	121 ‰ der Lebendgeborenen,
Schleswig-Holstein	132 ‰,
Hessen-Nassau	103 ‰, dagegen z. B. in
Schlesien	216 ‰,
Westpreussen	204 ‰,
Sachsen	188 ‰,
Württemberg	172 ‰,
Berlin	156 ‰.

Und der Reichsdurchschnitt stellte sich auf 170 ‰.

Um aber den neuangesiedelten Bauernfamilien eine rechte Bodenständigkeit und vor allem Existenz- und Fortpflanzungsfähigkeit zu geben, müssen Bedingungen geschaffen werden, welche die heutigen Missstände vermeiden und der Landflucht entgegenwirken. Noch in der Gegenwart, wo das flache Land mehr und mehr der Entvölkerung entgegengeht, sind von den erwerbstätigen Frauen nahezu 50 ‰ und von den erwerbstätigen Ehefrauen der überwiegend grösste Teil in der Landwirtschaft tätig. In manchen Teilen Deutschlands überwiegt das weibliche Element. So waren nach der Zählung von 1907 in den landwirtschaftlichen Betrieben Bayerns 994641 Männer und 1107011 Frauen hauptberuflich beschäftigt. Das sind 52,7 ‰ Frauen auf 47,3 ‰ Männer.

Die Mitwirkung der Frau und der weiblichen Familienangehörigen im landwirtschaftlichen Betriebe des kleinen Bauern ist unentbehrlich. Mit dieser volkswirtschaftlichen Tatsache muss gerechnet werden. Neben der Haus- und Feldarbeit liegt ihr besonders die Milchwirtschaft, die Geflügel- und meist auch die Jungviehzucht ob. Solche Bauernwirtschaften sind in Bayern, Württemberg, Schleswig, Hannover, Hessen und anderen Teilen Deutschlands vorhanden.

Wenn nun auch die landwirtschaftliche Arbeit im allgemeinen keine ungesunde ist und für die weiblichen Arbeiterinnen keine spezifischen Schädlichkeiten birgt, so ist doch Dauer und Schwere der körperlichen Anstrengung im Verein mit den an die Fortpflanzung geknüpften Aufgaben eine Bürde, welche zum Nachteil für die lebende und kommende Generation ausschlägt, und deren Erkenntnis heute schon die bauerliche Ehe zur Einschränkung der Fortpflanzung veranlasst. Zur Durchführung sexualhygienischer Forderungen auf dem Lande muss die Beaufsichtigung der landwirtschaftlichen, insbesondere der kleinbäuerlichen Betriebe streng gehandhabt werden. Es muss auf Einführung fremder Arbeitskräfte in den Zeiträumen gedrungen werden, in welchen die Bäuerin durch Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett und Stillgeschäft der Schonung und Entlastung bedarf. Die Mittel zur Entlohnung dieser Gehilfen müssen durch obligatorische Mutterschaftsversicherung aufgebracht werden. Ein Bauernvolk, mit dessen konstitutiver Kraft Raubbau getrieben wird, gibt keine Gewähr für den Fortbestand des Volkes. Diesem in letzter Linie aber ist die innere Kolonisation zu dienen bestimmt.

Über die weiblichen Arbeitskräfte auf dem Lande hat Gertrud Dyhrenfurth eine sehr dankenswerte Untersuchung veranstaltet,

welche folgende Typen erfasst hat: 1. Die Magd, die Hofgängerin, Scharwerkerin; 2. die kontraktlich gebundene Arbeiterin; 3. die freie Tagelöhnerin; 4. die Kleinbäuerin und ihre Tochter; 5. die Wanderarbeiterin. Auf die Einzelheiten dieser Enquete wird noch an anderer Stelle eingegangen werden.

M. H.

Landflucht und Geburtenrückgang. Die Bedeutung der Landbevölkerung für Kraft und Zahl des Volkes ist durch die Untersuchungen des Geburtenrückganges ins rechte Licht gerückt worden. Man hat gefunden, dass der Rückgang der Geburtenzahl auf dem Lande später eingesetzt hat und in langsamerem Tempo fortgeschritten ist als in den Städten. So beträgt in Preussen die Fruchtbarkeitsziffer auf 1000 Frauen im gebärfähigen Alter (15—45 Jahre) berechnet

in den Jahren	insgesamt	in der Stadt	auf dem Lande	in Berlin
1876—1880	174,6	160,64	182,93	149,21
1881—1890	165,25	145,17	179,10	119,59
1891—1895	163,97	140,65	181,85	106,23
1896—1900	161,85	136,59	183,06	96,43
1901—1905	154,83	129,12	178,72	88,78

Diese Tatsache beleuchtet zugleich die Gefahr, welche aus einem weiteren Umsichgreifen der Landflucht für die Volksvermehrung erwächst. Die lebhaft einsetzenden Bestrebungen der inneren Kolonisation suchen ihr entgegenzuwirken.

In England ist das Übel noch weit grösser als in anderen Ländern. Während dort in den letzten beiden Generationen die Einwohnerzahl um das Doppelte gestiegen ist, hat sich die landwirtschaftliche Bevölkerung um 600 000 Menschen vermindert. Sie beträgt dort 1½ Millionen gegenüber 9 Millionen in Frankreich und 10 Millionen in Deutschland. Während aber dort eine grosszügige Landreform seitens der Regierung ins Werk gesetzt wird, steckt die Aktion bei uns noch in durchaus ungenügenden Anfängen. Auf diesem Wege ist aber im Kampfe gegen den Geburtenrückgang mehr zu erwarten als von polizeilichen und strafgesetzlichen Massnahmen.

M. H.

Über das Geburtenproblem in den Kolonien. In einer zweiten Eingabe der deutschen Gesellschaft für Eingeborenenschutz an den Reichstag und das Reichskolonialamt wird auf die ernste Gefahr hingewiesen, welche unserer kolonialen Eingeborenenbevölkerung durch die hohe Kindersterblichkeit und die geringe Geburtenzahl droht. So stellte sich bei einigen sorgfältig untersuchten Stämmen Kameruns für die ersten Lebensjahre eine Sterblichkeit von 47% heraus. In Südwestafrika kamen auf 26 000 Frauen 20 000 Kinder. Bei den Herero war das Verhältnis der Jugendlichen zu den Erwachsenen 1908 1:2, 1909 dagegen 1:3 und ist so geblieben. 1908 wurden bei

ihnen 5373, 1912 nur 4591 Kinder gezählt. Im Norden Deutsch-Ostafrikas haben Missionäre eine Kindersterblichkeit von 72—80% festgestellt. Wichtige Ergebnisse enthält auch die nachstehende Rundschauotiz über Monogamie, Polygamie, Kinderarmut.

Zur Abwehr dieser drohenden Volksschäden schlägt die Gesellschaft vor:

1. Beseitigung oder Einschränkung offener Unsitten, die eine normale Volksvermehrung beeinträchtigen, wie: Abtreibungen, Kinderheiraten, Kindesmord, Kindesaussetzung. Diese Gebräuche widersprechen so sehr allgemein menschlichem Empfinden, auch dem der meisten Naturvölker, dass ein gesetzgeberisches Einschreiten gegen sie möglich erscheint.

2. Ein Einwirken auf die Bevölkerung, unter Umständen auch mit gesetzlichen Mitteln, zur Beseitigung oder Herabminderung der Polygamie und zur Verhinderung einer unvernünftig hohen, die Heirat erschwerenden Morgengabe.

3. Den grössten Nachdruck aber legt die Gesellschaft auf die Schaffung einer ausreichenden Geburtshilfe und einer angemessenen Pflege von Mutter und Kind nach der Geburt. Hierfür können natürlich nur weibliche Kräfte in Betracht kommen; da es ausgeschlossen ist, dazu eine genügende Zahl europäischer Hilfskräfte zu gewinnen, so empfiehlt die Gesellschaft die Heranbildung und Anstellung eingeborener Geburtshelferinnen und Heilgehilfinnen. Auf der letztjährigen Londoner Tagung des Institut Colonial International wurde diese Frage in einem ausführlichen Vortrag von Herrn Dr. Jullien behandelt. Demnach bestehen in fremden Kolonien, wie in Cochinchina, Madagaskar und Nigieren derartige Einrichtungen bereits und haben zu ausgezeichneten Erfolgen geführt (s. Comptes Rendus 1913, S. 86 ff.). In Sumatra hat die Rheinische Mission durch einen Missionsarzt Batta-Mädchen zu Hebammen ausgebildet. Auch für die deutschen Schutzgebiete wird die Notwendigkeit solcher Bestrebungen von massgebenden Stellen anerkannt.

Eine amtliche „Denkschrift“ über die weitere Entwicklung des Gesundheitswesens in Kamerun sagt: „Vor allem ist aber auch danach zu streben, dass eingeborene Frauen als Heilgehilfinnen eingestellt werden. Das kann mit Hilfe der Schwestern geschehen, denen die Frauen Vertrauen entgegenbringen. Es ist notwendig, dass in denjenigen Gebieten, in denen es Sitte ist, dass Frauen sich nur den Frauen offenbaren, überall Heilgehilfinnen vorhanden sind. Allgemein beruht die Bekämpfung der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten bei den Frauen in hohem Masse auf der Mitarbeit der Schwestern und Heilgehilfinnen.“ Wie wir erfahren, hat ferner ein Bezirksamtman in Nordwestkamerun bei seiner vorgesetzten Behörde um die Bewilligung von Mitteln für die Ausbildung eingeborener Hebammen gebeten. Auch in Südwestafrika haben europäische Ärzte mit der Anstellung eingeborener weiblicher Pflegekräfte erfreuliche Erfahrungen gemacht.

Gewiss sind diese Vorschläge zu begrüßen. Aber sie werden nur dann ihren Zweck der Bevölkerungsvermehrung erreichen, wenn neben ihnen sozialpolitische gegen die Landflucht gerichtete Massnahmen in grosszügigem Massstabe durchgeführt werden. In den Kolonien, genau wie in der Heimat, findet eine ständige Abwanderung der Landbewohner in die grossen Küstenstädte statt, so dass ganze Strecken fruchtbaren Landes im Innern verödet sind. Dazu kommt, dass die Lebensweise in den Küstenstädten mit ihren Attributen in Form von Prostitution, Promiskuität des Geschlechtslebens, venerischen Krankheiten, Sterilität am Lebensmark des Volkes zehren. Also auch hier wird innere Kolonisation, Schaffung einer bodenständigen Bevölkerung die erste Bedingung für die erstrebte Umkehr sein.

M. H.

Monogamie, Polygamie, Kinderarmut. Eine höchst lehrreiche Zählung über den Familienstand der Eingeborenenbevölkerung in der Umgegend der Mission Friedberg (1 Stunde Rayon) in Deutsch-Ostafrika veröffentlicht der Missionar J. M. M. van der Burgt in der Kolonialen Rundschau (1. Heft 1914). Er fand:

Monogame			Polygame			Kinder		Familienzahl mit								Polygame					
Männer	Frauen	Kinder	Männer	Frauen	Kinder	Mädchen	Knaben	6 Kindern	5 Kindern	4 Kindern	3 Kindern	2 Kindern	1 Kind	0 Kindern	mit 2 Frauen	3 Frauen	4 Frauen	5 Frauen	6 Frauen		
473	473	406	169	375	296	341	462	3	12	21	50	118	224	414	135	25	7	1	1		
Im ganzen also 702 Kinder								840 verheiratete Frauen								169					
Dazu kommen 101 Waisen								und nur 702 Kinder.													
803																					

Besonders bemerkenswert ist hier die grosse Zahl der kinderlosen Familien und derer mit einem und zwei Kindern. Ferner die Tatsache, dass in den polygamen Ehen weniger Kinder gezählt werden, als in den monogamen. Und endlich der erhebliche Überschuss an Knaben.

M. H.

Geburtshilfe für die Eingeborenen. Auf der vorjährigen Londoner Sitzung des Institut Colonial International machte Dr. Julien zu diesem Gegenstande folgende Mitteilungen, welche wir der Kolonialen Rundschau (1914, Heft 3) entnehmen.

Die Beschaffung von Hebammen und Entbindungsanstalten in den Kolonien ist eine Frage von allerhöchster Wichtigkeit. Eines der grössten Übel jener Gebiete sind die Totgeburten und die Kindersterblichkeit, die tatsächlich eine erschreckende Höhe erreichen. Die Verheerungen, die Tetanus, Darmkrankheiten und der gänzliche Mangel an den elementarsten Begriffen der Hygiene anrichten, bilden eine stete Sorge der Kolonialregierungen und es muss eingestanden werden, die bisher erreichten Resultate sind in allen Kolonien wahrhaft entmutigend und das Ergebnis der staatlichen Statistiken tief betrübend. Mit welchen Mitteln soll man diese Geissel bekämpfen, die weniger Angriffspunkte bietet, als die furchtbaren endemischen Krankheiten und Epidemien, die wie ein zerstörender Zyklon über die Völker hinwegziehen? Es gibt kein anderes Mittel als überall Entbindungsanstalten zu begründen, wo abgesehen von der Pflege, die man den Wöchnerinnen und Neugeborenen zuteil werden lässt, Hebammen ausgebildet werden, die, sobald sie die nötigen Kenntnisse erworben haben, in die Bevölkerungszentren entsandt werden. Man darf natürlich nicht erwarten, dass diese Entbindungsanstalten anfangs viel Zuspruch finden werden; grosse Geduld und Ausdauer werden unerlässlich sein. Die ersten Aufnahmesuchenden werden sich aus den Kreisen der Soldatenfrauen, der Subalternbeamten, der kleinen Kaufleute rekrutieren, und erst sehr allmählich wird der Bauer, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Dorfbewohner sich daran gewöhnen, die Anstalt zu benutzen. Herrscht nicht ganz dieselbe Gesinnung auch bei unserer europäischen Bevölkerung? Die öffentlichen und ganz besonders die privaten Entbindungsanstalten sind des-

wegen nicht weniger berufen ausgezeichnete Dienste zu leisten. Herr Dr. Rangé, Inspektor des Sanitätsdienstes in Cochinchina, berichtet über die Verbreitung und Beliebtheit, deren sich die Entbindungsanstalten und Hebammen in Cochinchina bei der Bevölkerung erfreuen. Es kann heute (1910, festgestellt werden, sagt er, dass die öffentliche Meinung in den Provinzen diesem Personal und diesen Anstalten ausserordentlich günstig gesinnt ist. Die Zahl der in den Entbindungsanstalten in der Provinz Bentre eingetragenen Geburten ist im Laufe von vier Jahren von 21 auf 225 gestiegen.

Die eingeborene Hebamme findet Eingang in die Dörfer zweiten und dritten Ranges, sie bringt, in Ermangelung eines eingeborenen Arztes, die ersten Begriffe mit über die Behandlung der Kinder, die Pflege der Wöchnerinnen und der Neugeborenen; sie hat die Sterblichkeit an Tetanus derart verringert (über 50%), dass man sein baldiges Verschwinden voraussieht. Sie leistet also in Cochinchina Ausgezeichnetes. Einige Provinzen verfügen über 3, 5, 7, 8 und 9 Hebammen und im Innern sind mindestens 65 verteilt, abgesehen von den Krankenhäusern. Schliesslich verzeichnen die Entbindungsanstalten, deren Besuch nur zunehmen kann, 350 bzw. 460 und 557 Geburten im Jahre.

In Tonkin befand sich die Einrichtung von eingeborenen Hebammen noch in dem allerersten Stadium.

In Madagaskar hat diese Schöpfung alle Erwartungen übertroffen; einige Krankenhäuser, in welchen bis dahin noch keine Frau Aufnahme gesucht hatte, um entbunden zu werden, mussten sofort eine grössere Anzahl von Betten für diese Kategorie von Patienten zur Verfügung stellen. Am 1. Januar 1905 besass die Sanitätsverwaltung in den verschiedenen Provinzen von Madagaskar 40 Entbindungsanstalten oder Hebammenposten, die privaten Anstalten ungerechnet. Die Einwohnerinnen von Madagaskar legen grossen Wert auf die Mutterschaft und sie bedienen sich dieser Einrichtung in ausgedehntem Masse.

Gehalt der Hebammen 1. Klasse 600–800 Fr. mit Zulage bis zu 100 Fr.

" " " 2. Klasse 500 Fr.

" " " 3. Klasse 400 Fr.

Ich erwähnte bereits oben das Interesse, das die Regierung von Niederländisch-Indien der Ausbildung von eingeborenen Hebammen entgegenbringt, indem sie diesem Dienst bedeutende Summen zuwendet. Im Jahre 1911 gab es dort 82 Hebammen im Dienst der Regierung, 24 private und 18 Schülerinnen.

In den Philippinen befinden sich bei jedem Sanitätsposten der Regierung eine oder mehrere Hebammen zur Pflege der Armen. Die Medizinschule hat einen umfassenden geburtshilflichen Dienst eingerichtet und bildet eingeborene Krankenpflegerinnen aus, die hinausgesandt werden, um die Mütter in der Kinderpflege zu unterweisen.

In Britisch-Guinea ist eine Schule für Krankenpflegerinnen und Hebammen-tätigkeit, unter Leitung einer europäischen Krankenpflegerin: 30 diplomierte Hebammen sind im Lauf der letzten 4 Jahre daraus hervorgegangen.

Herr Dr. Coquard in Süd-Nigeria, der die Güte hatte, den an ihn gerichteten Fragebogen des Institut Colonial International sehr ausführlich zu beantworten, bittet um eingeborene Hebammen, „die bald geschätzt und beliebt sein würden und auch dazu beitragen würden, die Ärzte beliebt zu machen“. Das Bedürfnis nach ihnen ist so dringend, dass es sogar von den eingeborenen Ärzten anerkannt wird, es ist sogar recht bedauerlich, dass die Anregung von ihnen ausgegangen ist.

Kurz, auf allen Seiten macht sich eine ernsthafte Bewegung zugunsten einer Entwicklung der Geburtshilfe geltend und es ist zu hoffen, dass die kolonialen Regierungen die Wichtigkeit dieses Dienstes nicht aus den Augen verlieren und ihm die erforderlichen Mittel zuwenden werden. M. H.

Hebammenwesen und Frauenfrage. Der unermüdliche Vorkämpfer für eine Reform des Hebammenwesens, Geh. Sanitätsrat Dr. Brennecke, bezeichnet die Ausgestaltung der geburtshilflichen Ordnung als ein sozialpolitisches Problem von ungeheurer Tragweite und fasst seine Vorschläge in folgenden Leitsätzen zusammen:

1. Für die Zulassung zum Hebammendienst ist eine strenge Auswahl unter den Bewerberinnen zu fordern. Die Auswahl der Schülerinnen hat nicht sowohl nach bestimmten Bildungsnormen und Gesellschaftsklassen, als vielmehr nach individueller Befähigung zu erfolgen. Eine durch Prüfung zu erweisende gute Mittelschulbildung und häusliche saubere Erziehung fallen dabei besonders ins Gewicht. Bei Nachweis einer voll erreichten höheren Mädchenschulbildung kann von der Vorprüfung Abstand genommen werden.

2. Die Ausbildungszeit soll analog den Ansprüchen in der Krankenpflege mindestens 1 Jahr betragen. Bei der Ausbildung ist besonders auch auf eine gründliche Schulung in Säuglingspflege Bedacht zu nehmen. Zu dem Zwecke ist jeder Hebammenlehranstalt ein Säuglings- und Mütterheim und eine Säuglings- und Mutterberatungsstelle, auch eine geburtshilfliche Poliklinik mit Überwachung der poliklinischen Pfleglinge anzugliedern, um die Schüleinnen auch in der Beobachtung und Pflege älterer Säuglinge unterweisen zu können.

3. Die Kosten des Lehrkurses sind grundsätzlich von den Schülerinnen selbst zu tragen. Das bisher übliche Präsentationsrecht der Gemeinden und Gutsbezirke hört auf.

4. Die Freizügigkeit der Hebammen wird aufgehoben. Sie werden nach Bedarf in den einzelnen Bezirken angestellt unter Gehaltsbedingungen, die im allgemeinen denen der Volksschullehrerinnen entsprechen. Die Bevölkerung hat freie Hebammenwahl. Die Besoldung der Hebammen ist Sache des Staates. Zur Aufbringung der Mittel ist eine stufenweise nach der Einkommensteuer zu bestimmende Abgabe von 10 Mark an aufwärts bei jeder Eheschließung, bei jeder Geburt und Fehlgeburt vom Ehemann bzw. von der zur Alimentierung verpflichteten Person, — wenn diese aber unermöglicht sind oder fehlen, von der Gemeinde der Unterstützungswohnsitze zu erheben.

5. Auch von Junggesellen, kinderlosen Ehemännern, kinderlosen Witwen, kinderlosen geschiedenen Ehemännern, ehelosen weiblichen Personen über 30 Jahre ohne Kinder, kinderlosen geschiedenen Ehefrauen und Witwen, sowie kinderlosen Ehefrauen, sobald sie ein selbständiges Jahreseinkommen von 4000 Mark versteuern, erhebt der Staat eine Progressivsteuer bis zur Gesamthöhe von 15 Millionen Mark, welche zur Besoldung der Hebammen und zur Förderung der Geburts- und Wochenbetts- und Säuglings-Hygiene, insbesondere zum Bau von Wöchnerinnenasylen und Säuglings- und Mutterheimen nach Massgabe der Bedürftigkeit auf die Provinzen verteilt werden. — (Nach Springfield.)

6. Die Hebammen unterstehen als staatliche Beamte dem Pensionsgesetz für Staatsbeamte.

7. Bei jeder Geburt ist die Zuziehung einer Hebamme zu fordern, auch wenn ein Arzt die Geburt leitet.

8. Hebammen, die 3 Jahre hindurch mit Erfolg in armen und ungünstigen Gegenden gewirkt haben oder in grösseren Städten hervorragend tätig waren, sollen Prämien oder auch bevorzugte Stellungen erhalten.

9. Die Hebammen unterstehen der Kontrolle des Kreisarztes. Sie haben sich jeden Nebenerwerbs, besonders aber solcher Beschäftigungen zu enthalten, die auf die Reinheit des Körpers und in bezug auf Pflege der Hände nachteilig wirken. Die Pflichten, und insbesondere das Verhältnis der Hebammen zu allen auf Geburts- und Wochenbetts- und säuglings-hygienischem Gebiete ins

Leben zu rufenden Hilfsorganisationen und Instituten, sind durch besondere Dienstanweisung zu regeln.

10. Zur Hebung der sozialen Stellung ist es erwünscht, die Bezeichnung „Hebamme“ durch eine andere zu ersetzen, — etwa „Frauenschwester“.

11. Als notwendige Ergänzung eines so geordneten Hebammenwesens ist in jedem Kreise eine auf gesetzlicher Grundlage organisierte Frauenhilfe zu fordern, in dem Sinne, dass kraft eines den Frauen zu verleihenden Wahlrechts in jedem Kreise eine „Frauenkammer“ konstituiert wird, deren Aufgabe es ist, als ein berufenes und gesetzlich anerkanntes Organ der Frauen alle Fraueninteressen, insbesondere auf dem Gebiete des Familien-, Mutter- und Kinderschutzes, der Jugenderziehung und Jugendfürsorge zu vertreten und als die zentrale Fürsorgestelle des Kreises im Einvernehmen mit den staatlichen und kirchlichen Organen, mit den Ärzten und Hebammen tatkräftig zu fördern.“

M. H.

Über Wochenbettfieber nach Geburt und Abort findet sich in dem grossangelegten, kürzlich erschienenen Werke „Rigas natürliche Bevölkerungsbewegung in den Jahren 1881—1911“ von B. v. Schrenck (Riga 1913) eine Abhandlung von Dr. W. Ruth. In Anbetracht der überall beobachteten Unvollständigkeit der Puerperalfieberstatistik hat er für das Jahr 1910 über die Todesfälle der im Alter von 15—50 Jahren gestorbenen Frauen genaue Erkundigungen eingezogen, aus den Taufregistern (Standesämter gibt es nicht) und durch Nachfrage bei den Ärzten, Krankenhäusern und Hebammen. Bei einer Geburtenzahl von 9963 waren 1910 in Riga 106 Sterbefälle im Wochenbett amtlich verzeichnet, 74 durch Sepsis und 32 durch andere Ursachen. Durch seine Nachforschungen konnte Ruth diese Ziffer auf 134 erhöhen, davon starben 94 durch Sepsis und 40 aus anderen Ursachen, unter den 134 Sterbefällen erfolgten 56 nach Abortus (54 durch Sepsis) und 78 nach rechtzeitiger Schwangerschaft.

Prinzing, Ulm.

Über den Einfluss des Alters der Mutter auf die Häufigkeit der mehrfachen Schwangerschaft werden in Frankreich laufende Ermittlungen gemacht. Aus zahlreichen früheren Erhebungen, die sich teilweise in dem Handbuch der medizinischen Statistik von Prinzing (S. 66) zusammengestellt finden, ist bekannt, dass der Prozentsatz der Zwillingsgeburten mit dem Alter der Mutter zunimmt. Dem französischen statistischen Jahrbuch (Annuaire Statistique, letzter Jahrgang für 1911 erschienen) sind die folgenden Ziffern für 1907—1910 entnommen; in demselben sind nur die Zwillingsgeburten mitgeteilt, die Drillings- und Vierlingsgeburten nicht, es lassen sich also die Zahlen der Niederkünfte (durch Abzug der Zwillingsgeburten von den Geborenen überhaupt) nur annähernd berechnen, für die Ermittlung der Verhältniszahlen ist dies belanglos.

Alter der Mutter	Geborene überhaupt	Zwillingsgeburten	Darunter solche mit Pärchen
unter 15 Jahre	480	2	1
15—20 „	175 131	977	217
20—25 „	868 208	6 638	1 964
25—30 „	925 078	9 917	3 396
30—35 „	658 465	9 500	3 504
35—40 „	385 721	7 031	2 774
40—45 „	143 982	2 127	804
45—50 „	13 533	94	23
über 50 „	262	—	—
unbekannt	47 687	367	135
zusammen	3 218 547	36 653	12 818

Die Zahl der Fälle mit unbekanntem Alter ist so klein, dass sie nicht stören (bei den Geburten 1,5 ‰, bei den Zwillingsgeburten 1 ‰). Auf 1000 Niederkünfte kamen demnach 1907—1910 in Frankreich Zwillingsgeburten beim Alter der Mutter von

unter 15 Jahren	4,2 ‰	30—35 Jahren	14,3 ‰
15—20 „	5,6 „	35—40 „	18,2 „
20—25 „	7,6 „	40—45 „	14,8 „
25—30 „	10,7 „	über 45 „	6,8 „

Nach dem 40. Jahre wird der Prozentsatz wieder kleiner, eine Erscheinung, die man auch sonst findet, allerdings nicht regelmässig.

Der Prozentsatz der Pärchen wird mit zunehmendem Alter grösser; von 100 Zwillingsgeburten waren solche mit Pärchen beim Alter der Mutter von

15—20 Jahren	22,2	35—40 Jahren	39,4
20—25 „	29,6	40—45 „	37,8
25—30 „	34,2	45—50 „	24,5
30—35 „	36,9	überhaupt	35,0

Eine bessere Beurteilung dieser Erscheinung wäre dann möglich, wenn zugleich eine Kombination mit der Geburtenfolge vorliegen würde, da man aus diesen Zahlen nicht ersehen kann, was von der letzteren und was von dem Alter der Mutter bedingt ist.

Prinzing, Ulm.

Über Konfession und eheliche Fruchtbarkeit¹⁾ bringt die „Soziale Kultur“ einen längeren Aufsatz, dem wir folgendes ent-

¹⁾ Wir benutzen diese Gelegenheit, um einer Berichtigung Raum zu geben, um deren Abdruck uns Herr Geheimrat Prof. Dr. Julius Wolf unter Hinweis auf das „Konfession und eheliche Fruchtbarkeit“ behandelnde Kapitel der Wissenschaftlichen Rundschau unseres zweiten Heftes des ersten Bandes ersucht hat:

„Den Entstellungen gegenüber, deren Gegenstand die von mir in meinem Buche „Der Geburtenrückgang, die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit“ vorgetragene Auffassung, wonach der Geburtenrückgang in erster Linie auf

nehmen: Auf Grund spezialstatistischer Untersuchungen haben sich erhebliche Unterschiede der Geburtenzifferhöhe bei Protestanten, Katholiken und Juden ergeben, und diese Unterschiede bleiben auch bestehen, wenn man gleiche soziale Berufsschichten nebeneinanderstellt. In Preussen, ebenso wie in Bayern werden durchschnittlich in einer katholischen Ehe 5, in einer protestantischen 4 und in einer jüdischen 2 Kinder erzeugt. Ähnliche Verhältnisse werden auch für Baden nachgewiesen. Dabei ist zwar zu berücksichtigen, dass in diesem Staate die katholische Bevölkerung mehr agrarisch ist und weniger in die Geheimnisse gewisser Mittel eingeweiht ist, auch sind auf dem Lande mit seinem starken Arbeitermangel ein tüchtiger Nachwuchs wünschenswert, vielleicht auch der natürliche Sinn des Bauern weniger verdorben. Aber man kann es nicht allein dem agrarischen Charakter der Bevölkerung zuschreiben, wenn die vorwiegend katholischen Amtsbezirke eine viel höhere eheliche Fruchtbarkeitsziffer aufweisen als die protestantischen. Auch in den vorwiegend protestantischen Städten zeigt sich, wenn auch nicht in so ausgeprägtem Masse, der Geburtenrückgang stärker als in mehr katholischen, und hier dürfte sich überhaupt kein anderer Erklärungsgrund für die verschiedenen hohen Geburtenziffern finden als eben der Unterschied der Konfession. Augenscheinlich ist dies Verhalten zum grossen Teil dem Einfluss der katholischen Kirche zuzuschreiben.

Käthe Gaebel, Berlin.

Verdrehte Rassenhygiene (Twisted Eugenics) betitelt der ehemalige Präsident Roosevelt als Mitherausgeber der bekannten amerikanischen Wochenschrift „The Outlook“ seinen regelmässigen Leitartikel in einer der Januarnummern dieser Zeitschrift. Er tritt hier den Ansichten eines Artikels über „Rassenhygiene und Militarismus“ entgegen, den ein bekannter Professor an einer bekannten Universität geschrieben habe. Aus Gründen des Taktes verschweigt Roosevelt den Namen des Verfassers und des ihm zur Veröffentlichung dienenden Organs, so dass eine Nachprüfung der angegriffenen Arbeit nicht möglich ist. Dennoch erscheint es der Mühe wert, sich näher mit Roosevelts Ansichten zu befassen, weil sie nicht nur einem der bekanntesten pazifistischen Argumente entgegentreten, sondern weil Roosevelt in wenigen Seiten ein zum grossen Teil einwandfreies rassenhygienisches Glaubensbekenntnis ablegt. Roosevelt geht von

die Änderung der allgemeinen Denkweise in Hinsicht der Erspriesslichkeit einer grösseren Kinderzahl für die Eltern zurückzuführen sei, Entstellungen, denen, wenn auch sicher unabsichtlich, Nahrung zugeführt wird auch durch Ihre jüngste Notiz über Konfession und eheliche Fruchtbarkeit, habe ich, mit der Bitte um Abdruck, zu konstatieren, dass ich das Überhandnehmen der rationalistischen, d. h. rein verstandesmässigen Denkweise nicht zurückführe auf eine Abkehr von irgend welcher Religion, sondern diese Abkehr bereits als Folge des Überwiegens rein verstandesmässiger Argumente ansehe. Abkehr von der Religion und geringere Kinderzahl schöpfen also für mich aus der gleichen Quelle. Das ist etwas ganz anderes als die mir zugeschriebene Auffassung.“

Die Red.

dem Satz des Vaters der modernen Rassenhygiene, Francis Galton, aus: „Für die Rassenhygiene kommen die Faktoren in Betracht, die die Menschheit auf dem Wege sozialer Regelung in Anwendung bringen mag, um eine Besserung oder Abschwächung der Rasseigenschaften der zukünftigen Generationen zu erzielen“, und übersetzt diese wissenschaftliche Begriffsbestimmung in seine praktische Sprache mit „gute Züchtung von Männern und Frauen mit dem Ziel, in Zukunft bessere Männer und Frauen zu erzeugen“. Dann wendet sich Roosevelt gegen die oben erwähnte Arbeit und bezeichnet es als ein bedauerliches Kämpfen gegen Windmühlen, dass der Herr Professor sich folgendes, nicht ganz neue Argument zu eigen mache: „Der ökonomisch wichtigste und positivste Faktor zur Beförderung des menschlichen Fortschrittes ist gute Züchtung. Rassenverschlechterung kommt hauptsächlich von dem Gegenteil, der schlechten Züchtung.“ Hier fügt der Autor hinzu, dass der Militarismus die schlechte Züchtung begünstige, weil die besten Männer in den Krieg gehen und getötet werden, während die Schwachen und Furchtsamen zu Hause bleiben und Väter der nächsten Generation werden. Roosevelt gibt zu, dass in gewissen Fällen diese Auffassung zu Recht bestehe, z. B. für Frankreich unter Napoleon und dem republikanischen Rom in den letzten 2 Jahrhunderten vor dem Kaisertum. Nach dieser Einschränkung ereifert sich Roosevelt gegen die Gültigkeit des obigen Satzes und führt einen nicht immer einwandfreien Gegenbeweis. Zunächst verweist er auf England, dessen durchschnittliche Rassentüchtigkeit in den letzten 100 kriegsfreien Jahren sich wesentlich verschlechtert habe (wohl auf Grund der industriellen Entwicklung) im Vergleich zu der Bevölkerung der grössten Militärmacht, Deutschland, das viele Kriege zu bestehen hatte. Im Gegenteil habe Deutschland nach dem 30jährigen Krieg bewiesen, dass ein Volk sich nach den stärksten Verheerungen in wenigen Generationen wieder erhole und Deutschland stehe physisch trotz der Kriege des letzten Jahrhunderts weit über England, ferner sei es noch sehr eine Frage, ob die rassenhygienischen Schädigungen, die die Industrie bringe, sich so rasch wie die Schädigungen des Krieges wieder korrigieren. — So einfach ist das Problem denn doch nicht. Zum ersten muss bei einem Vergleich zwischen England und Deutschland von heute, wenn von einer wesentlichen rassenhygienischen Verschlechterung Englands im Lauf des letzten Jahrhunderts gesprochen wird, in Betracht gezogen werden, dass die Unterlagen zur Prüfung des Status vor 100 Jahren so gut wie völlig fehlen. Zum zweiten sei nicht vergessen, dass England wie Deutschland mächtige Industriestaaten sind, dass aber Deutschland eine weit bessere soziale Gesetzgebung hat als England, ferner dass die Bodenbesitzverhältnisse in Deutschland wenn auch alles eher als ideal, so doch in gewissem Sinn noch weit besser als in England sind und dass England deshalb und aus andern hier nicht zu erörternden Gründen noch heute einen Pauperismus zeigt wie kein zweites Land.

Und selbst zugegeben, dass die Industrie enormen Schaden nicht nur der Gegenwärtigen, sondern auch der zukünftigen Generation zufügt (vergleiche die glänzenden Untersuchungen von Rühle „Das

proletarische Kind“), so haben wir doch gelernt, national und international die krassesten Schäden gesetzlich zu beseitigen (z. B. Verbot der Phosphorstreichhölzer, des Bleiweisses etc.) und haben eben die Pflicht, die gesamte die Industrie berührende Gesetzgebung nach rassenhygienischen Prinzipien auszubauen. Vor allem aber ist es doch unlogisch, daraus, dass ein anderer sozialer Faktor, die Industrie, eben so grosse, ja noch grössere Verheerungen anrichtet als der Krieg, diesen das relativ kleinere Übel damit zu entschuldigen und gutzuheissen, weil es noch grössere Übel gibt. Unsere klare und unzweideutige Aufgabe vom rassenhygienischen Standpunkt ist, jedes Übel nach dessen Entstehungen und Zusammenhängen zu erforschen und auf Grund der so gewonnenen Einsicht radikal zu bekämpfen. Mir will auf Grund meiner Besuche in zahlreichen kleinen, grösseren und grössten industriellen Betrieben der Vereinigten Staaten scheinen, dass man sich dort in der Bekämpfung der durch die Industrie erzeugten rassenhygienischen Schädigungen noch in den ersten Anfängen befindet.

Zum dritten will ich einmal annehmen, es sei bewiesen, dass die militärische Erziehung eine gewisse rassenhygienische Bedeutung im guten Sinne habe, so macht Roosevelt den Fehler, die Erfolge der militärischen Erziehung auf das Konto des Krieges gutzuschreiben. Das ist durchaus unlogisch, der Krieg als solcher kann nur eine wesentliche Verschlechterung und Verminderung des rassenhygienischen Gesamtbesitzes bringen, und zwar für beide Nationen, den Sieger wie den Besiegten. Die Vorteile der militärischen Erziehung aber als solche, das muss Herr Roosevelt ohne weiteres zugeben, könnten doch in mindestens ebensoguter, wenn nicht viel besserer Weise und mit weit geringeren Mitteln erzielt werden, wenn man das gesamte Ziel direkt ins Auge fassen würde, statt es auf dem wahnsinnigen Umweg des heutigen Militarismus erreichen zu wollen. Dann aber sei noch betont, dass es kaum möglich sein dürfte, einwandfrei zu beurteilen, ob bei der Bilanz des Kontos dieser militärischen Erziehung ein rassenhygienisches Saldo übrig bleibt; vergessen wir doch nicht, wie durch die militärische Disziplin durchschnittlich die Individualität erdrückt und erstickt und ein rassenhygienisch verwerflicher Kadavergehorsam gezüchtet wird, und wie viele der als „stramme Kerls“ zurückkehrenden Bauernburschen Trunksucht, Roheit und venerische Krankheiten ins Dorf mitbringen, oder wie viele überhaupt nicht mehr aufs Land zurückkehren und so der Industrie in die Arme getrieben werden. Auch Schweden und Norwegen haben einen Menschenschlag, der dem deutschen ruhig die Wage hält, und beide Länder kennen einen Militarismus, wie ihn Roosevelt an Deutschland als eugenisch wertvoll empfiehlt, nicht.

Prüfen wir noch einige Argumente des Inhabers des Friedensnobelpreises: Roosevelt beginnt nun ironisch zu werden. Er spricht davon, dass der Krieg Helden und Heldenverehrung erzeugt und bringt uns als Beispiele — Scott, der auf den Eisfeldern der südlichen Arktis und Livingstone, der auf dem heissen Boden Afrikas den Heldentod starb. Was aber beweisen diese beiden heroischen

Opfer des menschlichen Forschungsgeistes für die Berechtigung des Militarismus? Roosevelt verschiebt das ganze Problem, ganz abgesehen davon, dass man das Auftreten solcher Heldennaturen biologisch als gesetzmässig und jedenfalls aus einer Reihe von Faktoren bedingt nachweisen kann, während Roosevelt den Heroismus wie eine absolute Grösse behandelt, die einmal durch eine Art Urzeugung auftritt und dann infolge der Heroenbewunderung neue Helden züchtet (etwa das Gegenteil einer rassenhygienisch schädlichen Infektion). Dann appelliert Roosevelt an die 300 Helden der Thermopylen, die das Vaterland gerettet haben, und endlich noch an den Bürger- oder Sklavenkrieg in den Vereinigten Staaten. Ich behaupte, dass Roosevelt selbst hier gegen Windmühlen ficht. Ich glaube nicht, dass ein ernsthafter, wissenschaftlicher Gegner des Militarismus es je geleugnet hat, dass es Kriege gab, die mit Recht von der einen Seite geführt wurden. Was aber früher gelegentlich seine Berechtigung gehabt haben mag, braucht nicht auch heute berechtigt zu sein. Für den Krieg ist eine solche Berechtigung sicherlich zu verneinen. Ich zweifle nicht, dass Roosevelt das Buch des sympathischen Norman Angell gelesen hat („Die falsche Rechnung“), worin dieser den Nachweis vom rein ökonomischen Standpunkt beibringt, dass ein Krieg heute, selbst wenn erfolgreich durchgeführt, einer Nation unter allen Umständen mehr Schaden als Nutzen bringt. Durch die heutige Verfilzung des gesamten internationalen Kulturlebens ist es schon soweit gekommen, dass die Freunde des Militarismus nur noch eine Minderheit von „patriotischen“ Profitjägern und Hetzern darstellen, die sich eine gewisse Gefolgschaft mehr oder weniger urteilsfähiger Menschen mit allen Mitteln der Massensuggestion heranziehen. Es wäre weit sympathischer, wenn Roosevelt seine unstreitbare Intelligenz dafür einsetzen würde, all die von Norman Angell und anderen zielbewussten Theoretikern des Pazifismus herausgearbeiteten Gedankengänge sachlich zu widerlegen, statt sich im Spott über die schwächlichen und furchtsamen Menschen zu gefallen, die zu Hause bleiben, wenn das Vaterland in Gefahr ist.

Roosevelt ironisiert dann weiter, dass man, wenn man den Krieg aus eugenischen Gründen abschaffen wolle, ebensogut alle Feuerwehren abschaffen müsse, da auch hier wertvolle Menschen ihr Leben riskieren. Es liegt doch auf der Hand, dass dieser Vergleich hinkt: beim Krieg gibt es Menschenleben und Güter zu vernichten, bei Feuersbrunst genau das Gegenteil, nämlich Menschenleben und Güter zu retten. Ja, gerade das ist ein bis heute noch nicht widerlegtes Argument der Pazifisten, dass wir des Krieges nicht mehr bedürfen, um Heroen und Heroenverehrung zu züchten, da das moderne Leben sich so gestaltet hat, dass jeder Tüchtige Gelegenheit findet, für die Gesamtheit zu arbeiten und gelegentlich sein Leben zu opfern. Hier sei auch daran erinnert, dass es viel leichter und ethisch weniger wertvoll sein kann, vor aller Augen den Märtyrertod zu sterben, als in jahrelangem Kampfe für das Wohl der Gesamtheit ohne Dank und Anerkennung sich aufzureiben. Für mich ist ein Regiment, das (NB. auf Befehl derer die nicht mitreiten und die nachher als die siegreichen Helden gefeiert werden) in einer

Schlacht aufgerieben wird, weniger verehrungswürdig als die Opfer der heutigen Industrie, die jahraus jahrein regimentenweise nicht nur dem Tod ins Auge sehen, sondern ihn auch erleiden. Mit genau denselben Argumenten hat man einst versucht, die Angriffe auf die Fabrikation von Phosphorzündhölzern abzuschlagen. Dabei gingen die Arbeiter einem so sicheren Tod entgegen, dass z. B. in der Abteilung des Verpackens der Streichhölzer ein durch Todesfall leergewordener Platz immer durchs Los ausgefüllt werden musste, da der Kandidat genau wusste, dass er nur noch ganz wenige Jahre zu leben hatte. Derartige Arbeiten fürs „Gemeinwohl“ nennt der Franzose treffend „Die trockene Guillotine“.

Heute ist die Fabrikation dieser Streichhölzer in den meisten Staaten verboten, und wir wissen denen Dank, die trotz Hohn und Spott ihre Forderungen unentwegt erhoben und zur Anerkennung gebracht haben. So wird es auch den Theoretikern des Pazifismus ergehen und schon durch die heutigen positiven Fortschritte und Erfolge ihrer Ideen lassen sie sich leicht trösten über den beissenden Spott des Herrn Obersten der Rough Riders.

Roosevelt hat unbedingt Recht, wenn er sagt, dass der Militarismus in Amerika keine solche Rolle spiele wie in Europa; ob er, wie der Chemiker sagt, nur in „Spuren“ nachweisbar ist, mag mit Recht bezweifelt werden. Die Japaner und Mexikaner¹⁾ und eine Reihe der mittel- und südamerikanischen Staaten werden mit mir ein Fragezeichen machen, ja ich hörte aus dem Munde von ganz einflussreichen Menschen, dass ein Krieg der Vereinigten Staaten in absehbarer Zeit kein Ding der Unmöglichkeit sei. Wenn der Militarismus in der Union nur „in Spuren“ vorhanden wäre, so würden die neuerlichen eifrigen Bemühungen der aufrichtigen Friedensfreunde Wilson und Bryan auch nur schwer zu verstehen sein.

Mit dem zweiten Teil von Roosevelts Aufsatz kann ich mich fast durchwegs solidarisch erklären. Er bekennt sich als ein Anhänger der radikalen Forderungen der modernen Rassenhygiene und vertritt diese Forderungen mit Temperament und aner kennenswerter Geschicklichkeit. Er berührt das Problem des Geburtenrückganges und prägt den kühnen, aber sehr anfechtbaren Satz, dass die Rasse, deren Familien durchschnittlich weniger als 4 Kinder haben, im Rückgang begriffen sei, die mit 3 Kindern sei auf dem toten Punkt angelangt und die Familien mit nur 2 Kindern seien ein sterbendes Element in der Rasse. In plausibler Weise werden Ausführungen und Einschränkungen zu diesen Thesen gegeben. Des ferneren soll der rassenhygienisch Minderwertige ganz an der Fortpflanzung verhindert werden, besonders aber Verbrecher und Schwachsinnige. Bekanntlich stehen ja schon in verschiedenen Staaten der Union entsprechende Gesetze in Kraft.

Dann spricht Roosevelt von unserer Pflicht, die Jugend so heranzubilden, dass sie fähig sei, eine kommende, gesunde Generation zu erzeugen und selbst wieder zu erziehen. Er fordert rückhaltlos Befreiung der Frau und deren Gleichberechtigung mit dem Mann, aber beider Rechte müssen so beschaffen sein, dass sie sie nicht an

¹⁾ Der Aufsatz wurde einige Wochen vor dem mexikanischen Abenteuer geschrieben.

der Durchführung ihres höchsten Berufes hindern, nämlich an der Erzeugung und Erziehung der kommenden Generation. Er ist der Ansicht, dass die Frau neben Mutter- und Gattenberuf sehr wohl auch einen Beruf ausüben kann als Arzt, Rechtsanwalt oder dergl. und beruft sich als Stütze für diese Forderung auf seine Erfahrung und speziell auf eine Frau, die ihren 7 Kindern eine gute Mutter war und dabei einen öffentlichen Beruf mit Erfolg versah.

Zum Schluss erwähne ich noch den Satz Roosevelts, dass es weder für die Frau noch für den Mann eine Laufbahn gebe, die etwas anderes sei als ein armseliges Surrogat im Vergleich zu der Laufbahn eines liebenden Ehepaars, das eine Kinderschar zur Welt bringe und aufziehe, genügend gross, um das Anwachsen der Rasse zu garantieren und deren Rückgang zu verhindern.

Alfred Knapp, Zürich.

Das Zeugungsrecht und das Recht auf Abtreibung. Es handelt sich darum, so schreibt Dr. E. Toulouse in seinem Buche „La vie nouvelle“, die Freiheit eines jeden zu umgrenzen. Sehr viele glauben, diese Frage gelöst zu haben wenn sie sagen, dass jeder frei ist zu tun was anderen nicht schadet. Zweifellos; aber was schadet dem anderen nicht?

Betrachten wir beispielsweise ein tägliches Vorkommnis:

In Frankreich besteht die Gewohnheit, rechts zu fahren. Sie erscheint manchen mangelhaft, obgleich auch sie gehindert werden zu tun, was sie für sicherer halten. *Soll man ihnen nun erlauben, links zu fahren? Aber die Erfahrung hat gelehrt, dass es gefährlich für alle sein würde, wenn nicht alle Kutscher auf derselben Strassen-seite fahren. Da die Gewohnheit, die Gesetzkraft besitzt, im Rechts-fahren besteht, wird sie auch für die Andersdenkenden obligatorisch, sonst wären diese ein Hindernis für die regelmässige Tätigkeit der Mehrheit. Dieses Beispiel aber ist kaum diskutierbar, denn alle Welt begreift, dass man für gemeinsame Handlungen praktische Verständigungen schaffen muss; jene Handlungen, für die man heute eine grössere Freiheit verlangt, sind anderer Art.

In Wahrheit aber erscheinen uns die anderen Akte nur deshalb persönlich, weil wir sie mit einem ungenügenden Verständnis beurteilen. Im grossen Jahrhundert des Sonnenkönigs genierte man sich nicht, die menschlichen Exkreta durch die Fenster zu werfen — sogar im Louvre-Palast. Und der Höfling, der sich in einem Gange des Versailler Schlosses erleichterte, glaubte wie kaum einer, einen persönlichen Akt zu begehen. Ihm waren eben die Mikrobentheorien unbekannt, die in dieser Geste im Krankheitsfalle eine Ansteckungs-gefahr für alle entdeckt haben und ihr folglich einen kollektiven Wert verleihen. Und nach und nach sind die intimsten Akte, infolge ihrer besser verstandenen Solidarität, von allgemeinem Interesse geworden: Urinieren, auf den Abort gehen, spucken, seine Wäsche, Teppiche etc. durchs Fenster ausschütteln usw.

Der Begriff der Solidarität aller Handlungen erweitert sich ohne Unterlass. Die Impfung ist für die ersten Lebensjahre obligatorisch geworden, weil eine für die Blattern empfängliche Person die anderen bedroht; die ansteckenden Krankheiten müssen heute bei der Behörde gemeldet werden; für die Tuberkulose verlangt man die gleiche Massnahme; demnächst wird man wahrscheinlich auch die Träger von Typhuskeimen einer medizinischen Überwachung unterstellen. Andere Schutzmassregeln werden ergriffen werden, z. B. das Verbot für mit ansteckenden Krankheiten Behaftete sich zu Hause verpflegen zu lassen usw. Alles dies sind Beschränkungen der individuellen Freiheit, deren Durchführung eine rationeller denkende Gesamtheit unbedingt fordern wird.

Bis in die Akte des physiologischen Lebens der Individuen hinein ist die Gesellschaft interessiert, sonderlich, wenn diese Akte einen eminent sozialen Charakter tragen und die Form von Liebesbeziehungen annehmen. Die Zeugung von Kindern ist ein solcher Akt. Wenn Kinder unter Bedingungen gezeugt werden, die die wesentlichen Regeln dieser physiologischen Funktion vergewaltigen, dann laufen sie Gefahr, schlecht gestaltet, krank an Körper oder Gehirn zur Welt zu kommen und, wenn sie leben bleiben, schwächlich, taubstumm, schwachsinnig, epileptisch zu werden. Unfähig zu einer produktiven und normalen Lebensführung fallen sie alsdann den anderen gesund Geborenen zur Last, die dergestalt gezwungen werden, nicht nur für ihre eigenen Bedürfnisse aufzukommen, sondern auch noch für die dieser Unglücklichen. Und wenn der gesunde Arbeiter sein Tagewerk vollbracht hat, dann hat er das Bewusstsein — wofür er über dieses Problem nachdenkt — dass er eine Mehrarbeit hat leisten müssen, um die Nahrung, die moralische Orthopädie oder die zwangsweise Überwachung dieser armen Missgestalteten zu sichern.

Und deswegen muss betont werden, dass die Unvorsichtigen, die Unwissenden oder die Zyniker, die fortfahren zu ihrem Vergnügen Kinder zu zeugen, indem sie glauben es sei ihr Recht und ihre unantastbarste Freiheit, sich täuschen. Die Freiheit, sich zu lieben? Nein, nicht einmal das; denn dazu bedarf es eines Liebesgenossen und das Recht dieses letzteren gesund zu bleiben, steht höher als das Recht des ersteren, seine Sinne zu befriedigen. — Freiheit zu zeugen? Nein, sicherlich in keiner Weise; denn das Recht des Kindes, nicht ein Opfer grausamer Übel zu sein, steht noch höher als das Recht auf die Vaterschaft.

Beging jener Säufer, der seiner unglücklichen, dummen und resignierten Frau ein halbes Dutzend schwächliche und krampfkranken Sprösslinge zeugte, nicht einen Missbrauch seines natürlichen Zeugungsrechts? Verdiente er nicht, vor den Richter gestellt, mit einem Verweis bestraft und im Notfalle isoliert zu werden, um ihn ausser Stand zu setzen, Schaden zu stiften? Die Amerikaner, die doch die individuelle Freiheit — vorausgesetzt sie wird zu keiner Gefahr für andere — besonders lebhaft betonen, gehen bedeutend weiter, indem sie für gewisse Verbrecherklassen eine radikale Operation fordern, die jenen für immer das Mittel raubt, dieses natürliche Recht auszuüben.

Oh, ich weiss wohl: Man klagt den Arzt an, manchmal ein wenig weit zu gehen und Dinge reglementieren zu wollen, über die er keine genügende Aufklärung besitzt. Aber ist dies der Fall? Er besitzt glücklicherweise genügend weitgehende Kenntnisse um sein Einschreiten in dieser Frage zu rechtfertigen. Man weiss — und alle sollten es wissen — dass die unverbesserlichen Alkoholiker viele Aussichten haben, Missgestalten zu zeugen: paralysierte Kranke, Schwachköpfe oder Epileptiker; dass die Syphilitiker in der akuten Zeit ihres Übels viele Aussichten haben, neben den Totgeborenen, die einen direkten Verlust an Pflege und Ausgabe darstellen, auch Kinder zu zeugen, die von diesem Übel angefressen sind oder die später schwächlich, kindisch, stumm und an Hornhautentzündung blind werden; dass die Tuberkulösen leicht skrofulose, schlappe Kinder mit ungenügenden Organen und schlechter Herzbildung zeugen können, die ganz besonders für Ansteckungen empfindlich sind und dergestalt in den von dem Bazillus heimgesuchten Familien eine ununterbrochene Kette von Schwindsüchtigen bilden; dass die Mehrzahl der Schwerkranken aller Art und der Konvaleszenten alle möglichen Aussichten haben, arme Wesen in die Welt zu setzen die für ein normales Leben unfähig sind.

Es besteht also hier eine genaue und strenge Pflicht, die Freiheit der Individuen zu beschränken. Und ich habe Gewicht darauf gelegt, diese Notwendigkeit an einem typischen Beispiel zu illustrieren und dann auch, weil dieses Problem noch der Aufklärung bedarf.

Das Recht auf Abtreibung ist mit dem Recht auf Zeugung symmetrisch. Nur wird diese Frage durch die stärksten Vorurteile verdunkelt und ist in der Tat vielseitiger.

Eine Frau hat sich gehen lassen und inmitten der Schwangerschaft will sie die Frucht nicht mehr austragen. Der Eingriff der sie davon befreit, vernichtet eine menschliche Frucht. Prüfen wir diesen Akt um ihn charakterisieren und entscheiden zu können, warum und bis zu welcher Grenze auch in dieser Beziehung die Freiheit des Individuums zu beschränken wäre. Man hat sattsam über das Problem diskutiert, ob der Embryo im Mutterleibe eine Person ist und in welchem Augenblick er eine individuelle Existenz beginnt. Die Theologen haben sich in die Diskussion mit der Frage gemischt, wann sich die Seele dem Körper hinzufüge. Vom praktischen Standpunkt aus sind alle diese Fragen unlösbar, denn das Leben ist vorhanden, sobald sich der Keim zu bilden beginnt; es vervollkommt und kompliziert sich nur in der Masse, als das neue Wesen wächst und sich differenziert, ohne dass man eine genaue und objektive Grenze zwischen der einen und der anderen Periode feststellen könnte. Eine Tatsache nur bezeichnet die Vollendung des neuen Wesens: Die Geburt. Vorher lebt es nicht ein persönliches Leben, sondern führt ein Parasitenleben im mütterlichen Organismus.

Nun will sich aber die Frau, aus Mangel an physischem oder moralischem Mut vor den neuen Lasten, die ihr aus Überraschung oder Unvorsichtigkeit auferlegt worden sind, ihrer Frucht vor der Reife entledigen.

Indem sie zur Abtreibung schreitet begeht sie also durchaus kein Verbrechen gegen das keimende Wesen, denn sonst müsste man — da es wie gesagt unmöglich ist, eine rationelle Grenze zu ziehen — gradweise bis auf den lebensschaffenden Akt selbst zurückgehen und alle „Betrügereien“ die der moderne Mensch sich hier zu Schulden kommen lässt, in gleicher Weise als Verbrechen bestrafen.

Wenn im Gegenteil die Abtreibung unabhängig vom Willen der Mutter erfolgte, etwa infolge eines Gewaltaktes oder durch einen ungeschickten medizinischen Eingriff, dann wäre diese berechtigt, Schadenersatz zu verlangen. Dies ebenfalls wieder auf Grund des Prinzips, dass die Leibesfrucht infolge der biologischen Umstände die Sache der Frau ist, worüber nur sie selbst verfügen kann; und da diese Frucht einen zukünftigen Wert darstellt, so kann man sie dessen nicht berauben, ohne Ersatzpflichten gegen sie einzugehen,

Eine andere Person besäße ebenfalls Rechte auf das zur Welt kommende Kind: Der Vater. Er könnte im Falle von Abtreibungsversuchen durch das Gericht den Schaden feststellen lassen, der ihm aus der Vernichtung eines Wesens entsteht, das für ihn eine kommende Hilfe und demnächstige Freude bedeutet hat. Dieses Recht ist wahrscheinlich niemals festgestellt worden. Aber es ist gewiss, dass mit der wirtschaftlichen Gleichheit der Geschlechter, der wir zusteuern, und infolge der Feststellung der Vaterschaft bei ausserehelichen Verbindungen, späterhin auch hier Interessen entstehen werden, die diese Rechte festlegen. Und auch in diesem Falle würde das juristische Problem durch Schadenersatz gelöst werden müssen.

Die Frage wäre somit erledigt und die Frau würde hier ihre unbeschränkte Freiheit besitzen, wenn nicht der Abtreibungsakt auch ein allgemeines Interesse berührte.

Genau genommen: Wir haben Ursache, die Verbrechen gegen den Staat sorgfältig zu untersuchen. Denn oft hat man das Interesse der Allgemeinheit mit dem Interesse des Souveräns, der Regierenden und der Stärkeren verwechselt. In diesem Falle ist die Ausdeutung der Abtreibung als Verbrechen missbräuchlich und vergewaltigt die Freiheit des Individuums.

Auf der anderen Seite aber ist eine Tendenz vorhanden, die gewisse persönliche und der Gesamtheit notorisch schädliche Handlungen mehr und mehr als strafbar charakterisiert wissen will: z. B. antihygienische Handlungen, die die Verbreitung epidemischer Krankheiten begünstigen oder gewisse ansteckende Formen von Unsittlichkeit.

Von diesem Standpunkt aus gesehen erscheint das Individuum nicht mehr als ganz und gar frei; und die moderne Ideenentwicklung steht nicht, wie manche Feministen voraussetzen könnten, zu dieser Beschränkung im Gegensatz, sondern erfolgt durchaus in demselben beschränkenden Sinne. Es gibt positive Verpflichtungen, deren Übertretung ein mit herben Strafen belegtes Verbrechen ist. Darunter befindet sich namentlich eine, dem der taugliche und erwachsene Mann untersteht und die der Verteidigung des Landes gilt: Der Militärdienst.

Dieser Militärdienst des Mannes ist symmetrisch mit der Zeugungspflicht der Frau. Sie tragen beide einen Gelegenheitscharakter. Es ist augenscheinlich, dass die Übervölkerung oder ein sozialer Zustand, in dem die Mutterschaftsleistung spezialisiert wäre, zur Abschaffung der Strafbarkeit der Abtreibung führen würde, denn das verbrecherische Element wäre dann nicht mehr auffindbar; und deswegen ist es notwendig, die Begründung dieses Verbrechens zu analysieren. Beide Pflichten, der Militärdienst und die Mutterschaft, sind zwar gewissen Individuen jeder Gruppe vorgeschrieben, d. h. nur den als tauglich erklärten Rekruten und den Frauen im Zustand der Schwangerschaft; aber während die Männer durch eine natürliche Auswahl dazu bestimmt werden, vollzieht sich für die Frauen diese legale Pflichtleistung durch Zufall, Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit.

Aus dieser allgemeinen Nützlichkeitsverpflichtung lässt sich also die Notwendigkeit erkennen, die Lasten der Mutterschaft nur noch denjenigen schwangeren Frauen aufzuerlegen, die von den Ärzten als tauglich dazu erklärt werden. Denn wenn das kollektive Interesse fordert, nur diejenigen Männer zum Militärdienst einzuziehen, die für die militärische Verteidigung fähig sind, so kann dasselbe Interesse einer tuberkulösen oder alkoholischen schwanger gewordenen Frau nicht — aus Prinzip — befehlen, ihre offenbar schädliche oder unglückliche Schwangerschaft zu Ende zu führen.

So wird also auch hier die Freiheit der Abtreibung durch das allgemeine Interesse und ausserhalb aller moralischen Vorurteile beschränkt. Um aber mit dem allgemeinen Interesse im Einklang zu bleiben, darf diese Beschränkung nur dort ausgeübt werden, wo ein Vorteil für die Gesamtheit vorliegt; und dies erfordert eine Kontrolle.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass dies eine Frage der jeweiligen Umstände ist, in der allein der Arzt eine entscheidende Meinung abgeben darf. Er besitzt gegenwärtig die Fähigkeit — und gebraucht sie mit Vorsicht — eine Frau vorzeitig von ihrer unerwünschten Schwangerschaft zu befreien, wenn ihr Leben dadurch in Gefahr gesetzt wird. Und er sollte die Ermächtigung haben — deren Ausübung zu reglementieren und mit ernstlichen Garantien zu umgeben wäre — zu entscheiden, ob eine Frau mit Rücksicht auf das Allgemeininteresse frei ist oder nicht, eine Schwangerschaft zu Ende zu führen, die man als gefährlich für das öffentliche Interesse erkannt hat.

(Mit Genehmigung des Autors übersetzt von Herm. Fernau, Paris.)

Arbeiterinnen-Schutzgesetze. Wohl kaum ein Gegenstand der zum Schutze der Gesundheit unserer Frauen dient, muss das Interesse für sich in Anspruch nehmen, das der Arbeiterinnen-Schutzgesetzgebung gebührt.

Dr. Judith Grünfeld-Coralik hat die dankenswerte Aufgabe in Heft I des 2. Bandes des Archives für Frauenarbeit vom 1. März 1914 übernommen, uns die internationalen Arbeiterinnen-

Schutzbestimmungen nach Ländern und Zeit ihres Erlasses geordnet, vorzuführen.

Der Aufsatz will zusammenstellen, was praktisch erreicht wurde zum Schutze der Frau als Arbeiterin im Interesse der Volksgesundheit und der Familie. Die Geschichte der Gesetzgebung wird dabei für England, Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien, Spanien, Portugal, Belgien, Holland, Schweiz, für die skandinavischen Länder, Schweden und Norwegen, für Dänemark, Russland, Griechenland, Rumänien und Serbien, für die vereinigten Staaten, Kanada, Argentinien, Australien, Neu-Seeland, Südastralien, Indien, Südafrika und Japan genau behandelt. Das Interessanteste aus den Gesetzgebungen soll hier berichtet werden.

Der erste Schritt zum Schutz der Arbeiterinnen ist von England im Jahre 1842 ausgegangen als Folge einer Enquête von 1840 über die Lage der Frauen und Kinder in den Kohlenbergwerken. Die dabei entdeckten Zustände hatten das Verbot der Beschäftigung von Frauen „unter Tag“ zufolge. So entwickelte sich die Schutzgesetzgebung in England weiter bis zum Fabrikgesetz von 1901. Vermisst wird hier nur die Erweiterung des Wöchnerinnengesetzes.

Deutschland hatte mangels einer grossen Industrie noch nicht so früh das Bedürfnis nach Schutzgesetzen. Aber auch nach dem Aufkommen grösserer Unternehmungen, Mitte des 19. Jahrhunderts fehlte hier der notwendige Schutz durch den Widerstand der Arbeitgeber, die schwer mit Grossbritanniens Konkurrenz zu kämpfen hatten. Erst 1878 setzten Zentrum und Sozialdemokratie in der neuen Ära der Sozialpolitik den dreiwöchentlichen Wöchnerinnenschutz durch als den Grundstock der Arbeiterinnen-Schutzgesetzgebung, die sich bis 1907 weiter ausbaute. Deutschland hat eine zweiwöchentliche Schutzfrist vor und eine achtwöchentliche nach der Entbindung. —

Dr. Judith Grünfeld beschränkt sich hier lediglich auf die Aufführung der Paragraphen der Gewerbeordnung, die sich auf die Frauenarbeit beziehen ohne hierbei zu kritisieren, etwaige Lücken aufzuweisen und Wünsche zur Verbesserung geltend zu machen.

In Österreich ist der Schutz der Arbeiterinnen noch sehr dürftig. Auch Ungarn bietet geringe Sicherheit. Frankreich gewährt seinen Lehrerinnen und den weiblichen Angestellten des Post-, Telegraphen- und Telefondienstes einen zweimonatlichen Urlaub mit vollständigem Gehaltsbezug. Dr. Grünfeld weist mit Recht auf diese Tatsache mit besonderem Nachdruck hin, da viele europäische Staaten doch von ihren Lehrerinnen das Zölibat als *conditio sine qua non* verlangen.

Italiens, Spaniens und Portugals Gesetzgebung zum Arbeiterinnenschutz zeichnen sich durch die ausgezeichnete Bestimmung aus, dass in der Nähe jeder Fabrik von über 50 Arbeiterinnen ein besonderer Raum sein müsse, in dem Säuglinge gestillt werden können.

Belgien und die Niederlande sind, was die Regelung der Nacharbeit der Frauen betrifft, mustergiltig geworden; gehen sie doch beide über die Bestimmungen des internationalen Berner Übereinkommens weit hinaus.

Ein Recht auf Ferien erkennt allein die Schweiz durch Gesetz ihren Arbeiterinnen zu.

Wie in allem und jedem, so zeichnet sich auch hier Russland durch möglichste Rückständigkeit aus. Hier ist noch der 13stündige Arbeitstag, hier fehlt jeglicher Wöchnerinnenschutz, keine Bestimmung ausser dem Verbot für Frauen in Bergwerken zu arbeiten, schützt hier die Arbeiterinnen.

Argentinien gewährt allen stillenden Frauen gesetzlich 15 Minuten Pause für die Säuglinge, diese Zeit darf nicht in die für die Ruhe bestimmte Zeit eingerechnet werden.

Der Mangel des Wöchnerinnenschutzes ist entschieden ein Zurückbleiben in Südastralien. Es ist jedoch seit dem 24. November 1904 im Besitz eines Gesetzes zum Schutze der Heimarbeiterinnen in der Konfektion, das u. a. die Festsetzung von Minimallöhnen vorsieht.

Nach Dr. Grünfelds Untersuchungen kann sich Europa an Nordamerika und Australien ein Muster für seine Schutzgesetzgebungen nehmen, nicht nur wegen der einzelnen Anordnungen, sondern vor allem wegen des Geltungsbereiches auch ausserhalb der Fabrik.

Ist auch in Europa seit einem halben Jahrhundert der Fortschritt ein grosser, so dürfen wir nicht stehen bleiben, sondern wir müssen den Schutz unserer Arbeiterinnen weiter ausbauen.

Ernst Goldschmidt, München.

Zur vergleichenden Kriminalität der Geschlechter. Unter den 552560 Personen, welche im Jahre 1911¹⁾ von den deutschen Gerichten wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze abgeurteilt wurden, befanden sich 463368 (= 83,9 %) männlichen und 89192 (= 16 %) weiblichen Geschlechts; auf 100 verurteilte männliche Erwachsene (über 18 Jahre alte) kamen 19,2 weibliche. Während das weibliche Geschlecht bei einzelnen Straftaten gar nicht beteiligt war, z. B. bei widernatürlicher Unzucht (§ 175 Str.-G.-B.), Tötung auf Verlangen (§ 216 Str.-G.-B.) u. a. finden wir es bei gewissen Delikten unverhältnismässig stark vertreten, insbesondere beim Meineid (§ 156 Str.-G.-B.), der Beleidigung (§§ 185—200 Str.-G.-B.) und Kuppelei (§§ 180, 181 Str.-G.-B.).

I. Meineid. Wegen dieses Verbrechens wurden im Jahre 1911: 549 Personen verurteilt, darunter befanden sich 510 Erwachsene und 39 Jugendliche im Sinne des Strafgesetzbuches. Innerhalb dieser Jugendlichen überwiegt das weibliche Element nicht nur relativ sondern auch absolut, insofern von den 39 Jugendlichen 20 weiblichen Geschlechts waren; es kommen sonach auf 100 jugendliche männliche Verurteilte 105,3 jugendliche weibliche. Unter den 510 Erwachsenen befanden sich 157 = 44,5 % weibliche. Von sämtlichen 549 Verurteilten waren 241 = 44 % vorbestraft. Unterscheidet man bezüglich der Vorbestrafungen zwischen Männern und Frauen, so ergibt sich ein für die letzteren günstigeres Ergebnis, denn von den 177 weiblichen Verurteilten waren nur 51 = 29 % vorbestraft, während unter den 372 männlichen sich 190 = 51 % Vorbestrafte befanden. Trennt man die Verurteilten nach Altersklassen, so findet man, dass

¹⁾ Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 257. Kriminalstatistik für das Jahr 1911. Berlin 1913. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht.

innerhalb der einzelnen Altersklassen die Verurteilungsziffern sehr verschieden sind; so waren neben 47 männlichen Verurteilten im Alter von 21—25 Jahren 38 weibliche, während neben 62 männlichen Verurteilten im Alter von 25 bis 30 Jahren sich nur 22 weibliche befanden. Am stärksten ist bei den Frauen bezüglich der Meineidskriminalität die Altersklasse 21—25 Jahre vertreten, worauf diejenige von 30—40 Jahren mit 36 Verurteilten folgt. 40—50 Jahre alt waren 24 verurteilte Frauen, 50—60 Jahre alt nur 8, über 60 Jahre alt nur 1. Es ist wohl anzunehmen, dass es sich bei den Verurteilten der Jahresklassen 15—18 Jahre (20 Verurteilte), 18—21 Jahre (28 Verurteilte) und 21—25 Jahre (38 Verurteilte) in der Mehrzahl um Meineide, die bei Alimentenprozessen geleistet wurden, handelt.

Was den Familienstand der weiblichen Verurteilten anlangt, so waren 60 verheiratet, 17 verwitwet oder geschieden, während der Rest von 100 unverheiratet war; der Prozentsatz der verheirateten (einschliesslich der verwitweten oder geschiedenen) Verurteilten beträgt sonach 43 %. Bringt man die Zahl der Verheirateten mit der Zahl der Vorbestraften in Beziehung, so findet man, dass unter den 51 Vorbestraften sich 19 ledige und 32 nichtledige befanden.

II. Beleidigung. Wegen dieses Delikts wurden 61899 Personen verurteilt, und zwar 44461 Männer und 17438 Frauen = 39,3 % der Verurteilten. Der Natur dieser strafbaren Handlung entsprechend war die Beteiligung der Jugendlichen wesentlich stärker als beim Meineid, 918 männliche und weibliche, es kommen somit auf 100 jugendliche männliche 35,6 jugendliche weibliche Verurteilte. Obwohl die einzelnen unter dem Begriff „Beleidigung“ zusammengefassten Delikte (Beleidigung, § 185 Str.-G.-B.) üble Nachrede (§ 186 Str.-G.-B.) und Verleumdung (§ 187 Str.-G.-B.) ihrem Charakter nach sehr verschieden sind, so lässt doch die amtliche Statistik nicht erkennen, in welchem Masse beide Geschlechter an den einzelnen Straftaten beteiligt sind, was insbesondere bezüglich der Verleumdung nicht ohne Interesse wäre. Wie bei jeder strafbaren Handlung so ist auch hier die Kriminalität bei den einzelnen Altersklassen höchst verschieden.

Am stärksten beteiligt ist, sowohl bei den Männern als bei den Frauen, das Alter zwischen 30 und 40 Jahren. Wir finden hier 14121 männliche und 5872 weibliche Verurteilte; es beträgt sonach innerhalb dieser Altersklasse die Beteiligung der Frauen 40 %; ziemlich stark, mit 4281 verurteilten Frauen ist auch die Altersklasse 40—50 Jahre beteiligt, 50—60 Jahre alt waren 2016 Frauen, 60—70 Jahre alt 764, über 70 Jahre alt immerhin noch 70 Frauen; von den jüngeren Verurteilten gehörten 3541 der Altersklasse 21—30 Jahre an. Innerhalb der einzelnen Altersklassen war die Beteiligung der Frauen prozentual am stärksten bei den Ältesten (über 70 Jahre) mit 48,7 %.

Wesentlich günstiger als bei den männlichen Verurteilten ist die Ziffer der vorbestraften Frauen; von den 17648 Frauen waren nur 2021 = 11,5 % vorbestraft, während von den 44461 Männern schon 17647 = 38 % mit den Strafgesetzen in Konflikt geraten waren. Der weitaus überwiegende Teil war verheiratet, 13302 = 76 %, verwitwet oder geschieden waren 1617 = 9,2 %. Bei den Verheirateten beträgt der Prozentsatz der Vorbestraften 11, bei den Verwitweten und Geschiedenen annähernd 16, bei den Ledigen stimmt er mit dem der Verheirateten überein.

III. Kuppelei. Unter diesen Begriff fallen im Sinne der amtlichen Statistik die einfache Kuppelei (§ 180 Str.-G.-B.) und die schwere Kuppelei (§ 181 Str.-G.-B.), welche letztere wiederum in die Kuppelei unter Anwendung hinterlistiger Kunstgriffe und in die Verkuppelung von Kindern durch die Eltern bzw. von Pflegebefohlenen durch ihre Erzieher zerfällt. Da wir es hier lediglich mit der weiblichen Kriminalität zu tun haben, so kann der Fall der ehemännlichen Kuppelei, d. h. die Verkuppelung der Ehefrau durch ihren Ehemann nicht in Betracht kommen, da Täter dieses Delikts nur ein Mann sein kann. Obwohl die Statistik Kuppelei und Zuhälterei gemeinsam behandelt, lassen sich die

Zahlen über die weibliche Kuppeleikriminalität ohne weiteres feststellen, da Täter des Vergehens der Zuhälterei (§ 181 a Str.-G.-B.) nur eine männliche Person sein kann, alle Angaben über „Kuppelei und Zuhälterei“, soweit sie sich auf Frauen beziehen, demnach nur das Delikt der Kuppelei zum Gegenstand haben können.

Es wurden im Jahr 1911 wegen Kuppelei und Zuhälterei 4324 Personen verurteilt, darunter 2351 Frauen. Der Rest von 1973 Männern verteilt sich auf 1249 Zuhälter und auf 724 wegen eigentlicher Kuppelei Verurteilte. Es kommen demnach auf 100 wegen Kuppelei verurteilte Personen 76,4 weibliche, daher ist der Schluss, dass die Kuppelei ein spezifisch weibliches Delikt ist, wohl gerechtfertigt. Berücksichtigt man jedoch, dass unter den 1249 Zuhältern sich eine grosse Anzahl von solchen befindet, deren Tätigkeit mit derjenigen der Kupplerinnen, abgesehen davon, dass es sich bei den Zuhältern immer nur um ein Vorschubleisten der gewerbsmässigen Unzucht handelt, eine gewisse innere Verwandtschaft besitzt, so wird das Ergebnis für die weibliche Kriminalität etwas günstiger, aber selbst wenn man sämtliche Zuhälter den Kupplern gleichrechnet, bleibt immer noch für die Frauenkriminalität ein Prozentsatz von über 54 bestehen. Es muss jedoch ausdrücklich festgestellt werden, dass im allgemeinen Kuppelei und Zuhälterei gänzlich verschiedene Delikte sind, und dass die oben erwähnte Zusammenstellung nur vergleichsweise geschah. Unter den weiblichen Verurteilten befanden sich nur 3 Jugendliche. Gross ist wiederum der Prozentsatz der Vorbestraften, von den 2351 Frauen waren 1509 = 64% vorbestraft. Wie viele von diesen schon wegen Gewerbsunzucht Strafe erlitten haben, lässt sich nicht feststellen, da die Reichsstatistik nur Vorstrafen wegen Verbrechen und Vergehen berücksichtigt, die Gewerbsunzucht aber nach geltendem Recht (§ 361 Ziff. 6 Str.-G.-B.) unter die Übertretungen fällt. Noch ungünstiger gestaltet sich allerdings der Prozentsatz der vorbestraften Kuppler, von den 724 waren nämlich 517 = 71,4% vorbestraft. (Von den Zuhältern sogar 77,6%.)

Bei den verurteilten Frauen handelte es sich in der grossen Mehrzahl der Fälle um Ehefrauen, 1436 = 64% der Kupplerinnen waren verheiratet, 21% verwitwet oder geschieden und nur 15% ledig. Auch bei der Kuppelei schwanken, wie bei den beiden anderen oben besprochenen Delikten die Verurteilungsziffern bei den einzelnen Altersklassen. Am stärksten beteiligt, nämlich mit 836 Verurteilten, ist die Altersklasse 30–40 Jahre; die nächst starke Beteiligung, 382 Verurteilte, weist die Altersklasse 20–30 Jahre auf, worauf mit annähernd derselben Beteiligung (317 Verurteilte) die Klasse der 50–60 Jahre alten Frauen folgt. Über 60 Jahre alt waren immerhin noch 99, über 70 Jahre alt noch 6 verurteilte Frauen.

Robert Bloch, Stuttgart.

Zur Geschichte der Frauenbewegung. Schon im achtzehnten Jahrhundert war die Frauenfrage, besonders durch die französische Revolution ins Leben gerufen worden. Selbst die Romantiker förderten diese Idee. Die durch ihre Geistesschärfe und ihren Witz in der damaligen Zeit in Berlin bekannte Rahel Varnhagen geb. Levin, in deren Salon Geistes- und Adelsgrößen verkehrten, war schon eine Vertreterin der Frauenfrage. Die Anregung hierzu gaben ihr Schleiermacher und später N. Simon. Die ihr eigene Art, alles gründlich und selbständig zu verarbeiten, brach auch bei diesem Problem durch und ihre Aussprache hierüber war so klar, dass sie auf ihre Umgebung überzeugend wirkte, hauptsächlich auf die jüngere Generation des jungen Deutschland. Von Jugend auf war ihr Streben, ihre Kräfte frei und naturgemäss auszubilden, ungehinderte Selbst-

bestimmung. Sie bemühte sich, ihren Mitschwestern dieses Ziel vor Augen zu halten, sie vor Nachahmen zu warnen und zum Selbstdenken und Selbstprüfen anzuapornen. Rahel empfahl ihrem Geschlechte, ehrlich und aufrichtig gegen sich selbst zu sein, gesellschaftliche Vorurteile abzustreifen und eine einfache Lebensweise zu führen. Sie selbst handelte nach diesen Prinzipien, lebte ganz einfach, um Bedürftigen beistehen zu können. Für Rahel stand es fest, dass der Grund der Oberflächlichkeit, der Eitelkeit und Frivolität im Leben vieler Frauen in dem Mangel eines ernsten Berufes, einer alle Kräfte in Anspruch nehmenden Beschäftigung zu suchen ist. Sie äussert sich: „Es ist Menschenunkunde, wenn sich die Leute einbilden, unser Geist sei anders und zu anderen Bedürfnissen konstituiert und wir könnten ganz von des Mannes oder Sohnes Existenz mitzehren. Diese Forderung entsteht nur aus der Voraussetzung, dass ein Weib in ihrer ganzen Seele nichts Höheres kenne, als gerade die Forderungen und Ansprüche ihres Mannes in der Welt oder die Gaben und Wünsche ihrer Kinder; dann wäre jede Ehe schon bloss als solche der höchste menschliche Zustand. So aber ist es nicht; man liebt, hegt, pflegt wohl die Wünsche der Seinigen, fügt sich ihnen, macht sie sich zur höchsten Sorge und dringendsten Beschäftigung; aber erfüllen können sie uns nicht oder auf unser ganzes Leben hinaus stärken und kräftigen.“ Diese Ausführungen geben uns Aufschluss, wie Rahel über die Ehe dachte. Ihre Ansichten über die Ehe stimmen in manchem mit denen von Ellen Key in ihrem Buche „Das Jahrhundert des Kindes“ geäusserten, überein. Die konventionelle Ehe anerkannte Rahel nicht als heilige Einrichtung, sie sah in ihr: „Eine grosse, alte, schadhafte Mauer des verjährten Vorurteils.“ Sie stellte die Frage auf: „Ist intimes Zusammenleben ohne Zauber und Entzücken nicht unanständiger, als Ekstase irgend einer Art? Ist Aufrichtigkeit möglich, wo Unnatürliches gewaltsam gefordert werden kann? — Ist ein Zustand, wo die Wahrheit, die Grazie, die Unschuld nicht möglich sind, nicht dadurch allein verwerflich? Weg mit der Mauer! Weg mit ihrem Schutt!“ Eine wahre Ehe ist nach Rahels Auffassung nur denkbar, wenn eine edle tiefe Herzensneigung das Fundament derselben ist. Die Liebe soll dem Weibe die Kraft geben, freie „Einwilligung durch Einsicht und Herzensübung in das Gegebene, Vorgefundene“ an den Tag zu legen, statt sich unbedingt dem Willen des Mannes zu fügen. Nur dann könne das Weib eine gleichberechtigte Gefährtin des Mannes sein, sowohl im äusseren Leben, als auch im Denken und Fühlen nicht eingeschränkt, sondern sich frei entfaltend. Wenn auch diese Bedingungen erfüllt würden, fordert sie noch mehr Freiheit und bemerkt einmal, dass ein Kind von ihr nie die Einwilligung zum Heiraten bekäme. Ein Ausspruch von ihr lautet: „Kinder sollen nur Mütter haben und deren Namen tragen, und die Mutter das Vermögen und die Macht der Familien; so bestellt es die Natur. Allen Kindern sollte ein ideeller Vater konstituiert werden. „Gleichheit aller Menschen vor Gott“ war Rahels Grundsatz und das Motiv ihrer Handlungen. Sie war sich bewusst, dass ihre gesellschaftliche Stellung ihr Pflichten gegen die bedürftige Menschheit auferlege, und

erfüllte dieselben in weitgehendstem Masse. Ihr Wohltätigkeitssinn war bekannt, sie war in ihrem sozialen Wirken ihrem Geschlechte ein leuchtendes Vorbild. Rahel ermutigt die Frau, die einen Beruf ergreift, der sonst in den Händen eines Mannes liegt, für sich und ihre Leistungen keck einzutreten und die gleiche Beurteilung zu verlangen, wie die Arbeit des Mannes. Rahels rastloses Streben war darauf gerichtet, den Frauen den Weg zur „sozialen Selbständigkeit“ und zur Arbeit zu zeigen. Sie verstand es, ihre Mitschwester zur Hilfe für Bedürftige zu begeistern, und lehrte sie, sich in den Dienst der Volkspflege zu stellen. Was heute von der Frauenbewegung angestrebt wird, „Förderung des Volkswohls“, das hat schon im achtzehnten Jahrhundert Rahel Varnhagen ausgeübt.

Johanna Bach, Mühringen.

Zur Studienberechtigung der Oberlyzeistinnen. Auf der am 22. Februar d. J. abgehaltenen Versammlung des preussischen Zentralverbandes für die Interessen der höheren Mädchenbildung wurde, nachdem die diesbezüglichen Debatten zu keiner Verständigung geführt hatten, eine sehr gemässigte Resolution gegen den bekannten Erlass angenommen, die sich nur mit der durch den Erlass heraufbeschworbenen Gefahr für die Studienanstalten beschäftigt, ohne prinzipiell zu der Frage Stellung zu nehmen, ob die Oberlyzeen an sich ein gangbarer Weg zum Studium zu werden versprechen.

Die von 323 Universitätsprofessoren unterzeichnete, gegen den Erlass gerichtete Erklärung des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium hat eine ganze Reihe von Gegenerklärungen zugunsten des Oberlyzeums gezeitigt, unter denen die des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation ein gewisses psychologisches Interesse besitzt. Sie zeigt, wie Paula Schlodtmann („Die Frauenfrage“, 1914, No. 24) ausführt, dass es dem Bunde nicht so sehr darauf ankommt, das Frauenstudium an sich zu bekämpfen, als vielmehr darauf, es durch besondere (minderwertige!) Vorbereitung und womöglich durch besondere Examina in seinem Werte herabzusetzen. Aus den gleichen Erwägungen heraus müssen aber die Freunde der Frauenbewegung jeden Sonderweg für Frauen, sei er an sich gut oder schlecht, ablehnen. Auch die Universitätsprofessoren müssen Gegner des „vierten Weges“ sein, da die Möglichkeit, junge Menschen zum wissenschaftlichen Arbeiten anzuleiten, sich verringert, je verschiedenartiger die Vorbildung der Studierenden ist.

Martha Ulrich, Berlin.

Das Lyzeum. Die Frage, ob unsere Lyzeen überlastet sind, bejaht Lohmann (Frauenbildung, 1914, Heft 3) und begründet dies durch Einzelbetrachtung der Fächer Religion, Deutsch, Mathematik

und will höchstens 30 Stunden wöchentlich gestatten. Ausserdem schlägt er Wahl zwischen fremdsprachiger Gruppe und naturwissenschaftlich-mathematischer vor. Sechs Kursstunden für die Mädchen der Mittel- und Oberstufe seien in einem Zuge zu viel.

Eine scharfe Kritik an dem Lyzeum übt Traugott (Frauenbildung, 1914, Heft 4). Das Lyzeum sei keine moderne deutsche Schule für die weibliche Jugend. Das Lyzeum, die einzige und alleinige Bildungsstätte für die überwiegende Mehrzahl der Töchter aus gebildeten Ständen, erscheine in der Neuordnung des höheren Schulwesens für die weibliche Jugend nur als Torso, dem erst das Oberlyzeum bzw. die Studienanstalt den Wert der Vollständigkeit verleihe.

K. Bruchmann, Berlin.

Der Monismus und die Frauen. In seinen monistischen Sonntagspredigten (Das monistische Jahrhundert, Jahrgang 3, Heft 11 vom 13. Juni 1914) behandelt Wilhelm Ostwald in einem Anfangsartikel, dem spätere folgen sollen, das Verhältnis der Frauen zum Monismus. Er betont, dass es sich nur um vorläufige und versuchsmässige Betrachtungen handle, die nur als Beiträge zur künftigen Lösung der Aufgabe angesehen werden sollen. Er geht von der biologischen Tatsache aus, dass die Teilung in Geschlechter nicht eine allgemeine Erscheinung bei den Lebewesen ist, sondern erst bei höher entwickelten Formen eintrete. Bei den Tieren trete im Gegensatz zu den Pflanzen die getrennte Zweigeschlechtlichkeit schon sehr frühzeitig auf und es dürfe vermutet werden, dass durch die geschlechtliche Fortpflanzung eine erheblich viel grössere Variationsbreite der Nachkommenschaft erreicht werde, als durch die ungeschlechtliche. So werde die Geschlechtertrennung ein Mittel zum allmählichen Anstieg der Menschheit. Ostwald meint, dass Männer und Frauen im allgemeinen und die im Monistenbunde im besonderen sich gegenseitig mit dem erhebenden Bewusstsein anschauen dürften, dass die Tatsache ihrer Verschiedenheit die Grundlage für den Aufstieg des Menschengeschlechts bedeute. Durch die bahnbrechenden Forschungen von Jacques Loeb sei es gelungen, unbefruchtete weibliche Eier von Seeigeln durch chemische Mittel zur Entwicklung zu bringen und es hätten begeisterte Vertreter des Feminismus schon an die Möglichkeit gedacht, dass in künftigen Entwicklungsstadien des Menschengeschlechts die Männer als überflüssig für die Erhaltung der Gattung ausgeschaltet werden könnten und es von den Frauen ausschliesslich abhängen werde, ob und wieviel Kinder sie auf chemischem Weg zur Welt bringen wollten. Selbst wenn man einen solchen Prozess als möglich ansehe, werde doch durch diesen Umstand alsbald die Variationsbreite des Menschengeschlechts eine sehr starke Verminderung erfahren und der Gewinn der Frauen durch einen sehr grossen Verlust bezahlt werden. Eine weitere Mannigfaltigkeit, die sich beim Überblicken grosser Reihen von Lebewesen erkennen lasse, liege in der ungemein grossen Verschiedenheit des biologischen Verhältnisses zwischen Mutter und Kind. Je höher die Entwicklungshöhe sei, um so länger sei auch die Dauer, während welcher das junge Lebe-

wesen der Mutter körperlich angehöre und um so höher sei der Entwicklungsgrad, mit welchem es diesen Körper verlasse. Daraus ergebe sich, dass die allernotwendigste Funktion für den Fortbestand des Menschengeschlechts an die eine Hälfte desselben, die weibliche, sehr weitgehende Ansprüche stelle und den ganzen Organismus während der Dauer mindestens eines halben Jahres für jeden Nachkommen so gut wie vollständig in Anspruch nehmen, während das, was der Mann biologisch für den gleichen Zweck zu leisten habe, verschwindend wenig sei. So habe sich auf rein physiologischer Grundlage der naturgeschichtliche Umstand ergeben, dass bei den Menschen die Männer in erster Linie solche Eigenschaften entwickelten, welche der Kampf ums Dasein erfordere, und dass sie in diesem Sinne einen Überschuss dafür zu leisten hätten, dass die Frau durch das Kind vor und nach der Geburt vollständig in Anspruch genommen sei. Ostwald erörtert im Zusammenhang damit die Frage des Geburtenrückgangs in Deutschland und ist der Meinung, dass je höher die Kultur steige, um so mehr die Geburtenzahl zurückgehe. Dass Deutschland trotz seiner Kultur noch einen erheblichen Geburtenüberschuss in jedem Jahre habe, rühre daher, dass die Kindersterblichkeit gegen früher sehr bedeutend eingeschränkt worden sei. In Summa bedeute die gleichzeitige Verminderung der Geburten- und der Sterbezahl durchaus einen Aufstieg zu höherer Kultur, da die Mütter hierdurch einen kleineren Teil ihrer Gesamtenergie für die Erhaltung und Vermehrung des Volkes aufzuwenden hätten, während ein entsprechend grösserer Anteil der weiblichen Energie für die allgemeinen kulturellen Aufgaben übrig bleibe. Da in primitiven Zeiten die Funktionsteilung dem Manne den Kampf um die Erlangung der Beute, um die Abwehr der Feinde zuweise und Muskelkraft und Geschwindigkeit nicht bloss seine, sondern auch die Existenz der Frau zu sichern bestimmt gewesen seien, so bestehe als atavistischer Überrest die instinktive Neigung der Frauen zu solchen Männern, welche das muskulöse und kampfbereite Ideal jener primitiven Zeiten darstelle. Durch die zunehmende Verringerung der Kriege erlangten die geistigen Eigenschaften des Mannes eine zunehmend höhere Bedeutung für die Sicherung der individuellen Existenz in der Familie und man könne einen allmählichen Anpassungsvorgang des weiblichen Anteils der Menschheit an diese Zustände darin beobachten, dass die kulturell hoch entwickelten Frauen ein zunehmend gesteigertes Interesse an Männern nehmen, bei denen jene geistigen Eigenschaften hoch entwickelt seien.

Das Thema „Der Monismus und die Frauen“ soll, wie bereits erwähnt, auf der in vorstehenden Darlegungen festgelegten Grundlage in einer Reihe weiterer Artikel behandelt werden.

Horch-Mainz.

Pubertät und Schule. Das Sexualleben des Weibes läuft in drei grossen Phasen ab: Der Reifung (Menarche), dem Zeitabschnitt der geschlechtlichen Reife und generativen Leistungen (Menakme) und dem Aufhören dieser (Menopause, Klimakterium). Ärzten und Laien ist

bekannt, welche tiefe Wirkung der Übergang dieser Phasen ineinander, sowie die physiologischen Vorgänge von Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett auf Körper, Geist und Gemüt der Frau ausüben, Wirkungen, welche sich oftmals zu krankhaften Äusserungen steigern. Während aber der Menakme und besonders der Menopause bisher die grösste Aufmerksamkeit zugewendet gewesen ist, hat die Menarche, die geschlechtliche Reifung des Mädchens, welche bereits lange vor der ersten Menstruation zu beginnen pflegt, eine bedauernswerte Vernachlässigung erfahren. Es mehren sich die Stimmen der Psychiker, welche eine Vermehrung der nervösen und psychopathischen Frauen behaupten. Und dem Geburtshelfer dürfte es nicht zweifelhaft sein, dass die Frau der Gegenwartsgeneration auf die traumatischen Insulte der generativen Funktionen, insbesondere auf den Geburtsschmerz mit weit mehr und grösseren Klagen reagiert, als von denen früherer Zeiten berichtet wird. Ein Vergleich mit dem Geburtenablauf bei den Völkern der Vergangenheit und den primitiven Völkern führt zu dem Ergebnis, dass mit zunehmender Kultur der Ablauf der Geburt sich immer mehr vom normalen Typus entfernt, und dass die Frau der kultivierten Völker der Gegenwart unter den schmerzhaften Geburtswehen weit längere und grössere Qualen leidet als die einer primitiven Vergangenheit¹⁾. Dem Fortschreiten dieses Prozesses Einhalt zu gebieten, ist Aufgabe der sozialen Hygiene. Ihr bietet sich in der mehr als bisher geübten sorgfältigen Beobachtung und Sanierung der weiblichen Pubertät, jenes ersten gewaltigen Einschnittes im Sexualleben der Frau, eine dankbare Aufgabe. In diesem Zeitabschnitt wird der Grund gelegt für die das ganze spätere Leben bestimmende Nerven- und Gemütsverfassung. In einer sehr bedeutungsvollen Abhandlung in der Zeitschrift für Kinderforschung (XVIII. Jahrgang, Heft 8 bis 9) bespricht Tschudi die Veränderungen, welche er an Volksschülerinnen, die er vom 5.—8. Schuljahr verfolgen konnte, im 7. Schuljahr beobachtet hat.

Zunächst verzeichnet er ein stärkeres Längenwachstum, indem er eine durchschnittliche Jahreszunahme von 7—8 cm, im Vergleich zu 4—5 cm im vorhergehenden und 2—3 cm im folgenden Jahre feststellt.

Ähnlich verhält es sich mit der Gewichtszunahme.

Bei den wenigsten geht es ohne Störungen ab. Fast alle klagen in dieser Zeit über Müdigkeit, Kopfweh, Schwindel, Leibschmerzen, unruhigen, traumreichen Schlaf.

Weit eingreifender aber sind die Veränderungen geistiger und seelischer Art, welche sich in Störungen des Gefühls und Charakters, des Gedächtnisses und der Intelligenz äussern.

Mit Hilfe einer offenbar überaus feinsinnigen und rücksichtsvollen Beobachtung und unter vorsichtiger Zuhilfenahme der eigenen Schilderungen der Schülerinnen ist Tschudi dazu gekommen, unter Ausschluss der moralisch Defekten, 4 Typen zu erkennen.

¹⁾ Max Hirsch, Die schmerzlose Geburt, Kapitel X in Fruchtabtreibung, Präventivverkehr und Geburtenrückgang.

1. den apathischen,
2. den ängstlichen,
3. den träumerischen,
4. den gereizten, zornigen.

Die Analyse dieser Typen zeigt, wie nahe und unvermittelt der Übergang vom physiologischen zum pathologischen, ein wie feines Instrument das weibliche Gemüt in diesem Lebensalter ist, und wie leicht und für immer es von einem unkundigen Spieler verdorben werden kann.

Diese Lebensperiode ist meist richtunggebend für die geistige und gemüthliche Verfassung des ganzen Lebens. Vorübergehende Störungen, missverstanden und falsch behandelt, können leicht bleibende werden. In dieser Zeit das rechte Mass zu finden, den Mittelweg zwischen Misshandlung und Verweichlichung, ist eine schwierige, aber zum Zwecke der Ertüchtigung der Frauen ungemein bedeutungsvolle Aufgabe.

Max Hirsch.

Über den Kulturwert der wissenschaftlichen Frauenarbeit.

Die Frage nach dem Wesen und den Tendenzen der wissenschaftlichen Frauenarbeit und nach dem Werte ihrer Leistungen für Kultur und Fortschritt führt zurück auf die Frage nach dem Wesensunterschied zwischen Mann und Weib, welche in der Physiologie und Psychologie der Geschlechter noch immer die Frage aller Fragen ist. Die alte Methode, männliche und weibliche Fähigkeiten aneinander zu messen und ihre Rangstufe zu bestimmen, ist glücklicherweise der Erkenntnis gewichen, dass Mann und Weib besondere Wesensarten sind, bestimmt und beherrscht von der spezifischen Sexualität. Die biologische Forschung hat dieser Erkenntnis die naturwissenschaftliche Grundlage gegeben. Unter diesem Gesichtswinkel wird auch in Zukunft der Wert der wissenschaftlichen Frauenarbeit betrachtet werden müssen. Diese Behauptungsweise nennt auch Dr. Gertrud Bäumer in ihrem Buche „Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1914) einen deutlichen Fortschritt gegenüber der primitiveren, die einfach weibliche und männliche Geistigkeit als substantiell gleiche Grössen miteinander misst und — in Disputen die sich durch Jahrhunderte hinziehen — immer wieder fragt: Ist die Frau ebenso klug oder dümmer als der Mann? Ist sie dem Mann an geistiger Kraft ebenbürtig oder unterlegen?

Und doch liegen auch am Ausgangspunkt der auf das „spezifisch Weibliche“ orientierten Betrachtung wieder bestimmte Gefahren. Die eine, dass man etwa das „spezifisch Weibliche“ im stofflich einschränkenden Sinne auffasst und einer weiblichen Wissenschaft schematisch das Frauenleben in seiner anthropologischen, wirtschaftlichen, sozialen, geistigen Beschaffenheit als einzig angemessenes Feld ihrer Betätigung zuweist. Eine zweite Gefahr aber ist vielleicht noch grösser; dass die Massstäbe eines strengen Vergleichens der weiblichen Leistungen mit den männlichen nach ihrer Höhe darüber verloren gehen und die Frauen sich, statt nach absoluten wissenschaftlichen Werten zu trachten, dabei beruhigen, dass ihre Arbeit durch Stoff und „weibliche“ Be-

handlungsweise eigenartig und deshalb unentbehrlich sind. Und schliesslich: die zarte und geheimnisvolle Tatsache, dass überhaupt das Spezifische der Geschlechter nur eine Tönung der gemeinsamen Menschlichkeit ist, die wie die ewige Substanz hinter dem Akzidens steht — sie wird natürlich leicht erschüttert, aus dem Bewusstsein geschoben, in der tatsächlichen Weise und Grösse ihrer Bedeutung begrenzt durch irgend ein Zuviel der Einstellung auf das Spezifische. So beirrbar und verletzlich wie der Instinkt, der im Ansturm der äusseren Einflüsse das zarte, nur erfühlbare Gebilde der Persönlichkeit schützt, so labil ist das Gefühl für das, was dem Geschlecht gemäss ist — der entstellenden Übertreibung zu dem hin, was Friedrich Schlegel „überladene Weiblichkeit“ nannte, gerade so fähig wie einer verhängnisvollen Selbstverleugnung. Es ist die schwierigste und zarteste Taktfrage aller Kultur, aller geistigen Vervollkommnung und Ausbreitung, dass das Stück lebendige Natur, das Stück Element, das wir sind, immer richtig ins Bewusste transponiert wird, ohne Verschiebungen und Lücken. Und das ist auch die entscheidende Frage der wissenschaftlichen Frauenarbeit, wenn sie nicht nach ihrer Nützlichkeit — etwa der wirtschaftlichen oder als Mitarbeit an bestimmten in äusserem Sinne praktisch notwendigen Aufgaben —, sondern nach ihrem Kulturwert angesehen wird.

Zunächst sind wichtige Scheidungen unter den in Betracht kommenden Fächern zu machen. Die in Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften ist auch zur Beurteilung dieser Frage wichtig. Die exakten Wissenschaften stehen in einem ganz anderen Verhältnis zur Persönlichkeit wie die Kulturwissenschaften. Sie beruhen auf zwei Interessen: dem ganz reinen Amor intellectualis; dem Forschergeist an sich — und dem praktischen Interesse an der Bewältigung bestimmter technischer Aufgaben mit dem Ziel wirtschaftlicher Erfolge. Es dürfte schwer zu sagen sein, welche der beiden Mächte heute die exakten Wissenschaften entscheidender bestimmt; man ist geneigt, der letzten die grössere bewegende Kraft zuzutrauen. Auf alle Fälle verhalten sich die Wissenschaften neutral gegen die Persönlichkeit des Forschers. Das spezifisch Weibliche im eigentlichen innerlicheren Sinn kann in ihnen nicht zur Geltung kommen. Die Leistungen von Madame Curie sind weder männlich noch weiblich — sie sind ganz geschlechtslos. Höchstens äussert sich der Geschlechtscharakter der forschenden Intelligenz in gradmässigen Verschiedenheiten: hier vielleicht ein Plus an Kombinationskraft und selbständiger Erfindung. Aber von der einzelnen Arbeit wird man nur sagen können: sie zeigt so und so viel Grade Beobachtungsgabe, Gewandtheit, Kombination. Eine weibliche oder männliche Nuance wird man ihr darum nicht anfühlen — und erst auf dem Umweg über exakte psychologische Feststellungen kann man sagen: durchschnittlich entspricht diese Mischung der durch die Forschung beanspruchten seelischen Faktoren dem weiblichen, diese dem männlichen Typus — ohne dass damit gesagt wäre, dass der Urheber der Arbeit notwendig diesen Durchschnitt repräsentieren muss.

Andererseits lässt sich vielleicht sagen, dass im ganzen den Frauen Kulturwissenschaften näher liegen als exakte. Allerdings muss man mit solchen Behauptungen vorsichtig sein. Die Statistik des Frauenstudiums in Preussen zeigt deutlich, dass in den ersten Jahren allerhand rein zufällig äussere Hemmungen, besonders, wie gezeigt wurde, die Schwierigkeit geeigneter Vorbereitung, die Frauen vom Studium der exakten Wissenschaften zurückgehalten haben müssen. Die Zahlen verschieben sich in den letzten Semestern zugunsten besonders der Mathematik. Sie stand vor vier Jahren unter den Studienfächern an fünfter — sie steht heute an dritter Stelle, d. h. innerhalb der philosophischen Fakultät nur von der neueren Philologie überholt. Aber auch heute noch bleibt ein relativ stärkerer Zuzug der Frauen zu den Geisteswissenschaften. Ihn bestätigen auch Länder mit lang eingebürgertem Frauenstudium. In den

Vereinigten Staaten z. B. beträgt die Zahl der Studentinnen in der Abteilung „Classics“ (Geisteswissenschaften) vier Siebentel von der der Studenten, in der Abteilung „Science“ (Naturwissenschaften) etwas mehr als ein Fünftel. Und dieser Unterschied scheint sich zu verschärfen. Denn noch zwei Jahre früher waren die entsprechenden Zahlen zwei Fünftel im ersten und ein Viertel im zweiten Fall.

Und daraus wird man ja den Schluss ziehen müssen, dass den Frauen dauernd die Geisteswissenschaften mehr zusagen. Anders ausgedrückt, dass es unter den Frauen eine kleinere Zahl Intelligenzen von diesem mehr unpersönlichen Charakter gibt, den die Forschung in ihrer objektivsten Gestalt oder die Bewältigung technisch-wissenschaftlicher Aufgaben lockt. Man dürfte aber diesen Satz nicht etwa so wenden, dass auf diesem Gebiet Begabungen von einer bestimmten Höhe bei den Frauen nicht vorkommen. Auf diese oft gemachte Verwechslung zwischen Durchschnittshäufigkeit und Durchschnittshöhe weist auch Heymanns in seiner wertvollen Studie „Die Psychologie der Frauen“ hin. Gerade in Naturwissenschaften und Mathematik haben die wenigen Frauen die um so grösseren Erfolge gehabt.

In den Kulturwissenschaften steht als tragende seelische Kraft neben dem reinen Forschungstrieb etwas anderes als die Beziehung zu praktischen Zwecken: die Erhebung des Miterlebens von grossem Leben, die elementare, nicht weiter definierbare Freude an der verstehenden Berührung mit dem Menschlichen im weitesten Sinne. Zur Erkenntnis einer Persönlichkeit oder überhaupt der Bewegung und Wirkung persönlichen Lebens drängen noch andere menschliche Bedürfnisse als das intellektuelle im engeren Sinn. Menschliches zu begreifen ist eine Tat der ganzen Seele, und ihr Ziel ist eine in alle Tiefen unseres heimlichen Verbundenseins mit anderem Leben hinabreichende Beseligung und Erhöhung. Dieser Impuls ist es wohl, der die Frauen stärker zu den Geisteswissenschaften hinzieht. Wenigstens sollte man meinen, dass sie hier, in der Lust und Kraft der Einfühlung — die gewissermassen eine seelenhaftere, wärmere Art der Erkenntnis ist — das ihnen als Frauen besonders gemässe Element finden. Man soll das nicht missverstehen in dem Sinne, als müsse die Frau in der Wissenschaft sentimentale Genüsse suchen und sich etwa an in dieser Hinsicht ergiebige Stoffe halten. Im Gegenteil, die Genußnutzung des Nachbauens ist vielleicht um so höher, je stärker die Sprödigkeit eines monumentalen Stoffs die schöpferische Kraft spannt. . . .

In den Dienst äusserer Probleme des Frauenlebens tritt die weibliche Wissenschaft in der Nationalökonomie. Hier ist der Substanzwert ihrer Leistungen am greifbarsten. Denn nicht nur, dass hierdurch eine nun schon recht ansehnliche Zahl von Schriften Probleme der Frauenarbeit behandelt und geklärt sind, für die sich der männliche Forscher nicht in gleichem Masse interessiert, die Frauen verfügen hier auch tatsächlich durchschnittlich über mehr Möglichkeiten, sich das Material zugänglich zu machen. Enqueten bei Arbeiterinnen, die etwa das Hauswesen miterfassen sollen, alle Arbeiten, die in die Psychologie der Arbeiterin eindringen, werden von weiblichen Forschern durchschnittlich leichter bewältigt. Und gerade weil die moderne Nationalökonomie mehr und mehr die wirtschaftlichen Dinge von soziologischen Gesichtspunkten betrachtet und sich dadurch mit der Sozialpsychologie verschwistert, werden die Vorteile der weiblichen Forschung für bestimmte Fragen wichtiger, als sie es für rein wirtschaftliche Untersuchungen sein würden. Eine gewisse Blüte der weiblichen Wissenschaft auf diesem Gebiet erklärt sich aus diesem tatsächlichen Bedürfnis. Daneben natürlich auch aus dem sozialen Interesse der Frauen, das sie sich solchen Fragen mit besonderer Energie und Befriedigung zuwenden lässt.

In ihrem Verhältnis zur wissenschaftlichen Arbeit ist die heutige Frau, wie Marianne Weber (s. Bd. I, Heft 1, Seite 71 d. Archivs)

sagt, einem zweifachen Dualismus unterworfen, dem Trieb zur persönlichen Vollendung, dem überpersönlichen Gestaltungstrieb und der Erfüllung der gattungsdienstlichen Aufgaben.

Will man dem Kulturwert der wissenschaftlichen Frauenarbeit vollkommen gerecht werden, so darf nicht nur die Wirkung am Objekt betrachtet, dürfen nicht nur die wissenschaftlichen Leistungen gemessen, sondern es muss auch die Rückwirkung der Beschäftigung mit den Wissenschaften auf die Frau, auf ihre persönliche Kultur betrachtet werden. Und da entsteht die grosse Frage, ob die wissenschaftliche Arbeit für die Frau einen Fortschritt auf dem Wege zur persönlichen Vollendung bedeutet. Eine Frage, zu deren Beantwortung unseres Erachtens die Zeit noch nicht reif ist, weil ihr die objektiven Unterlagen fehlen. Wird sie in positivem Sinne beantwortet, so bedeutet das einen kulturellen Gewinn nicht nur für die Frau selbst, sondern auch für das Gesamtleben und eine Wesensbereicherung für die Wissenschaft. Diese Gewinne aber wären ganz anders zu bewerten als die Einzelleistungen auf wissenschaftlichen Sondergebieten.

Max Hirsch.

Frauenarbeit und Frauengesundheit. Eine umfassende und vorbildliche Untersuchung ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika über die Frauen und Kinderarbeit veranstaltet worden. Dabei haben Fragebogen für die Einzelperson eine Rolle gespielt, in welcher Frage der Gesundheitszustand vor Beginn und während der Erwerbsarbeit, ferner ob die Beschäftigung die körperliche Entwicklung beeinflusst, ob und welche körperliche Leiden sich während der Fabrikarbeit herausgebildet haben usw. gestellt waren. Die Ausdehnung dieser Fragen auch auf die generativen Leistungen der Frau ist leider unterblieben. Es kann kein Zweifel sein, dass das Ergebnis solcher Rundfragen, welche von Laien und noch dazu von persönlich und parteilich an diesen Dingen interessierten Urteile über ursächliche Zusammenhänge verlangen, mit allergrösster Reserve aufgenommen werden müssen. Zuverlässiges Material über die Einwirkung der weiblichen Erwerbsarbeit auf die Gesundheit, Fortpflanzungskraft und Gebärfähigkeit kann nur durch ärztliche Beobachtung mit gewerbedienstlicher Unterstützung beigebracht werden. Die grossen geburtshilflichen und gynäkologischen Arbeitsstätten bieten reiche Gelegenheit, das grosse Material nach diesen Gesichtspunkten zu verarbeiten. Die in Amerika gebrauchten Fragebogen können ihnen als Muster dienen und werden, für die jeweiligen Verhältnisse umgestaltet, um so zuverlässigere Ergebnisse liefern, je sorgfältiger die Nachprüfung der einlaufenden oder im Bereich der Klinik gegebenen Antworten durch ärztliche Untersuchung vorgenommen wird. Die Fortpflanzungsleistungen müssen gebührend berücksichtigt werden.

Ein Mangel der amerikanischen Erhebung scheint ferner zu sein, dass bei Betrachtung der sozialen Umwelt der erwerbstätigen Frauen nur die auf sich selbst angewiesenen Personen berücksichtigt worden sind, also Frauen, die einen eigenen Haushalt führen, in Familien, in Pensionen, in Wohlfahrtsanstalten wohnen.

Immerhin ist eine Riesenarbeit von den amtlichen Erhebungsstellen geleistet, welche einen Eindruck des harten Kampfes ums Brot gibt, den die amerikanischen Frauen zu leisten haben.

Max Hirsch.

Alkohol und Volkswirtschaft. Die Bedeutung des Alkohols in der Volkswirtschaft behandelt Dr. Karl Ergang in einigen Aufsätzen im Königsberger Gemeindeblatt Nr. 50, 51 und 52, 1914.

Nicht gegen den Alkohol an sich wendet sich der Verf., sondern nur gegen seinen Missbrauch und vor allem gegen seinen Missbrauch dort, wo er hygienisch, moralisch und ökonomisch am gefährlichsten wirkt, in den untersten Klassen.

Der Verfasser hat versucht an Hand der gar nicht allzu reichlich fließenden statistischen Quellen möglichst die volkswirtschaftliche Bedeutung der Alkohol erzeugenden Industrien gerecht zu werden, er versuchte, soweit das von seinem Standpunkt aus zulässig ist, ihre positiven Leistungen für unsere Volkswirtschaft anzuerkennen. Es berührt äusserst sympathisch, dass gerade von diesem Platz aus einmal zugegeben wird, dass diese positiven Leistungen durch den Über-eifer der Vorkämpfer mancher Mässigkeitsbewegungen keine richtige Würdigung erfahren. Das Alkoholkapital sei nicht immer bloss das böse Fatum; sondern es hat auch seine positiven, ökonomischen Leistungen.

Ebenso erfreulich ist es, was Dr. Ergang zu Beginn seines Referates über die Statistik als Wissenschaft sagt. Er verwahrt sich gegen den Spott, der sie als Dirne bezeichnet, die sich jedem preisgibt. Um sich am Scherzwort zu halten, wenn sie schon Dirne sein müsse, so sei sie eine recht diffizile Dame, mit der es nicht leicht zu verkehren sei.

Der Vortrag behandelt die Grundbegriffe der Nationalökonomie und bringt eine ausserordentlich lesenswerte, hochinteressante kurzgefasste Geschichte der Entstehung der alkoholischen Getränke.

Schon auf der untersten Wirtschaftsstufe, der Sammelwirtschaft, gehörte es zu dem Beruf der Frau, die für die vegetabilische Nahrung sorgen musste, während der Mann durch Jagd und Fischfang das animalische beschaffte, das Sammeln gewisser Wildgrassamen, die geröstet, gemahlen, und zu einem süssen Brei verkocht wurde, der dann nach einigen Stunden in Gärung geriet und als Nahrungs- bzw. Berausungsmittel genossen wurde. Es scheint also, und das ist frauenkundlich von grossem Interesse, dass die Frauen es zuerst verstanden, durch bestimmte Methoden aus Pflanzen Alkohol zu bereiten.

Es folgt eine Untersuchung über die Bedeutung des Branntweins für unsere deutsche Volkswirtschaft. Gleicherweise gibt der Verfasser hier zu, dass die Zahlen, die er bringt, durch ein ganz rohes Verfahren der Statistik gewonnen sind und dass diese Zahlen sich nur der Schätzung nähern, dass sie keinen Anspruch darauf machen genau zu sein. Ich erachte es für ausserordentlich gefährlich — es ist dieses sicher der wundeste Punkt dieser sonst ausserordentlich geschickten Arbeit —, dass der Verfasser, trotzdem er sich der Unzu-

länglichkeit seiner Zahlen vollauf bewusst war, seitenlang die vagsten statistischen Berechnungen bringt, die die Schädlichkeit des Alkohols verkörpern sollen, Zahlen die ebensogut zu hoch als zu tief gegriffen sein könnten. Ich glaube aber, dass die erstere Möglichkeit ganz sicher hier zutreffend ist. Die sonst so interessanten Untersuchungen leiden darunter und der Wert der Arbeit wird dadurch wesentlich beeinträchtigt. Man könnte also hier den Vorwurf erheben, dass der Verfasser den Umgang mit der vorerwähnten „diffizilen Dame“ nicht versteht, sonst könnte solche Verwertung der Statistik nicht unterlaufen. Auf jeden Fall ist es erfreulich, dass der Verfasser sich dieser Lücke bewusst war, und sie betonte. Wenn wir uns den einzelnen Ausführungen des Referates zuwenden, so wollen wir uns nur das herausnehmen, was allgemeines Interesse in Anspruch nehmen kann.

Für den eugenischen Standpunkt ist es interessant zu erfahren, dass 1907 in 8640 gewerblichen Branntweinbrennereien- und Presshefefabriken 36617 Personen beschäftigt waren, darunter 2705 weibliche.

Drei blühende Gewerbe, die Brauerei, der Weinbau und die Branntweinbrennerei liefern jährlich grosse Werte auf die Aktivseite unserer gesamten Produktion. Sie beschäftigen selbst, durch die von ihnen abhängigen Industrien und das von ihnen versorgte Gastwirtschaftsgewerbe, eine Unmenge von Angestellten; so führt der Alkoholkonsum dem Handel grosse Einkünfte zu und bringt dem Staat und der Kommune reichliche Steuern.

Die Schlussfeststellung Ergangs über die Ziffern des Alkoholkonsums in Deutschland sind: Das deutsche Volk verzehrt jährlich 699 Mill. hl Bier, dazu nach Schätzung (?) 378 Mill. Liter Wein, 193 Mill. Liter Branntwein. Die vor 10 Jahren vom kaiserlichen statistischen Amt eingesetzten Zahlen bei der Berechnung der Kosten des Alkoholverbrauchs passen für die heutigen Verhältnisse nicht mehr und ist das Bier durchschnittlich — nach Ergang — mit 40 Pfg., der Wein mit 1 Mk. und der Branntwein mit 2 Mk. für 1 Liter zu bewerten; mit dieser Berechnungsweise kann ich mich in keiner Weise einverstanden erklären. Das Bier mit 40 Pfg. für den Liter anzusetzen ist entschieden zu hoch gegriffen. Ich will ja nicht behaupten, dass wir in München besonders hohe Bierpreise hätten, aber wenn wir 30 Pfg. als Durchschnittspreis annehmen, so scheint mir viel eher der Normalsatz gefunden zu sein. Leider baut nun der Verfasser auf diesen Zahlen ein ganzes Gebäude von Berechnungen auf. So errechnet er für alkoholische Getränke überhaupt die stattliche Summe von 3,565 Milliarden Mk. Verbrauch pro anno, was auf den Kopf der Bevölkerung rund 54 Mk. ausmacht. Da hier alle Altersklassen einbegriffen seien, so sei es nicht zu hoch errechnet, wenn der Alkoholverbrauch eines erwachsenen Mannes auf 175 Mk. im Jahre eingeschätzt wird. Da nach der exakten Berechnung des kaiserlichen statistischen Amtes die arbeitenden Klassen $\frac{3}{5}$ des Volks ausmacht, so entfallen auf den deutschen Arbeiter 2,14 Milliarden Mk. als jährliche Alkoholausgabe. Es scheint mir kein Zweifel darüber, dass die Zahlen zu hoch sind; so kommt es, dass die errechnete Zahl mehr als 3 mal soviel beträgt als die Summe, mit der uns der Militarismus belastet. „Oder, da Deutschland 1911 49 Mill. Mk. Schulden hatte, so konnte mit dem Geld das Deutschland in etwa 17 Monaten für geistige Getränke ausgeben, die gesamte Reichsschuld gedeckt werden, oder die deutsche Sozialversicherung kostet das deutsche Volk nur 28% der Summe, die es dem Alkohol opfert. Auch für die Bildung unserer Jugend hätten wir noch nicht $\frac{1}{4}$ des in Alkohol angelegten Geldes zur Verfügung.“ Es ist schade, dass die hier

zitierten Zahlen alle bei weitem aus den oben angeführten Gründen zu hoch gegriffen sind, denn der Herr Verfasser versteht es, seine Materie besonders anschaulich zu machen; es wäre von grossem Interesse für den wahren Alkoholverbrauch einmal wirklich klare Vergleichsbilder vorgeführt zu bekommen. Mit dem Fallen dieser Zahl fällt leider auch ein gutes Stück der sonst ausgezeichneten Rede.

Wenden wir uns jetzt der Betrachtung der Wirkung des Alkoholgenusses zu, die aus besseren statistischen Quellen ausgearbeitet ist. Bedauerlich ist vor allem der Anteil der Frauen an den Fällen von Alkoholismus und Säuferwahnsinn. In den Jahren 1905—1907 waren von 31809 in den Krankenhäusern in Deutschland eingelieferten Fällen 2048 Frauen, in den Anstalten für Geisteskranke, Epilepsie usw. befanden sich zur selben Zeit 19086 gleich krankhafte Fälle, darunter 1518 Frauen.

Noch grösser ist die Zahl derer, die an Folgeerscheinungen des Alkoholverbrauchs erkrankten, und auch hier war bei dem Krankenzugang der genannten drei Jahre bei 38244 Personen 4 vom Hundert gerade bei den Frauen der Alkoholmissbrauch nachweisbar. Das sind Zahlen, die immerhin etwas bedeuten.

Den weiteren Massstab für die gesundheitlichen Schäden des Alkohols gibt die Selbstmordstatistik, die auch den Beweggründen nachzuforschen bemüht ist. In Preussen waren im Jahre 1910 1,8 aller Selbstmorde bei den Frauen auf Trunksucht zurückzuführen, in Württemberg ist der Prozentsatz noch höher anzusetzen.

Auch die Ehescheidungsstatistik ist von der Trunksucht beeinflusst. Nach der sächsischen Statistik waren im Jahre 1905 auf 06 4,84% aller Ehescheidungen auf Trunksucht eines Gatten zurückzuführen. Das bei vielen Scheidungen, die aus anderen Gründen, z. B. wegen Ehebruch, ausgesprochen werden, der Alkoholismus Mitschuldiger ist, das scheint sicher und hat nicht nur sittlichen sondern auch erheblichen, allerdings zahlenmässig nicht erfassbaren Schaden im wirtschaftlichen Gefolge. Über die Höhe der wirtschaftlichen Verluste, die der Alkoholismus in den Gemeinden und im Staate verursacht durch Erhöhung der Armenlasten, durch stärkere Bevölkerung der Krankenhäuser und Irrenanstalten, durch höhere Ausgaben für Hilfsschulen und Fürsorgeerziehung, durch vermehrte Polizeilasten, darüber Ausführungen zu machen konnte sich der Herr Verfasser nicht einlassen und das scheint uns sehr bedauerlich; denn hier hätten ihm bessere Statistiken zur Verfügung gestanden, als wie die oben erwähnten Schätzungen.

Es hätte auch sehr interessiert einmal über ein Gebiet etwas zu hören, über das man bis jetzt leider noch sehr wenig weiss: die Wirkung des Alkohols auf die Kindererzeugung, d. h. wieviel Prozent der Krüppel es dem Umstande zu verdanken hat, Krüppel zu sein, weil die Eltern oder ein Teil der Eltern in dem Augenblick der Erzeugung sich im Rausch befand. Selbst wenn sich das zahlenmässig nicht nachweisen liesse, so wäre es interessant gewesen, darüber einmal ausführlich zu hören, denn das daher rührende Unglück scheint mir grösser, als bisher allgemein angenommen wurde.

Dass durch Schaffung angemessener Behausung, durch sozialpolitische Massnahmen alles geschehen muss, um den Arbeiter der Kneipe fern zu halten, sowie die Angehörigen aller Berufsstände, vor allem überflüssigen Alkoholgenuss zu bewahren, das muss die Aufgabe eines jeden gebildeten Menschen sein und darin stimmen wir mit dem Herrn Verfasser überein, dass das eine Kulturaufgabe von höchster Bedeutung ist.

Ernst Goldschmidt.

Über die Verbreitung des Alkoholismus bei Frauen scheinen im allgemeinen noch ziemlich unklare Vermutungen zu bestehen. In den der Propagierung der Enthaltensamkeitsidee gewidmeten Schriften findet man vielfach die Angabe, dass von den 400000 als Trinker bezeichneten Personen in Deutschland jede zehnte eine Frau sei. Bei dieser Ziffer ist zu bemerken, dass es sich nur um eine annähernde Berechnung handelt, die durch amtliche Statistiken bisher nicht gestützt wurde. Vereinzelt hat es auch nicht an Hinweisen gefehlt, dass der Alkoholgenuss unter den Frauen eine bedenkliche Zunahme erfahre.

Über „Alkoholismus bei Frauen“ hat vor kurzem Röper in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift (1914, 18) Untersuchungen aus der Psychiatrischen Universitätsklinik in Jena veröffentlicht: es wurden hier in den Jahren 1877 bis 1912 nur 38 Frauen wegen Trunksucht oder auf chronischen Alkoholmissbrauch zurückzuführender Geisteskrankheit eingeliefert gegen 729 Männer. Das entspricht etwa einem Verhältnis von 1:19. Auf die Gesamtzahl der Aufnahmen berechnet entfallen auf die Männer 7%, auf die Frauen nur 0,58% Trunksüchtige. Nach Röper waren unter den Aufnahmen der Psychiatrischen Klinik in München 30,3% Männer und 5,6% Frauen mit rein alkoholischer Geistesstörung, in der Wiener Klinik 30% Männer und 4,4% Frauen.

Von Wichtigkeit sind hier auch die Zahlen, die Johann Kossinsky über „Chronische Vergiftungen in Bayern“ in der Internationalen Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus (XXIV, 6; Juni 1914) zusammengestellt hat. Er entnimmt seine Daten den „General-Berichten über die Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern“ für die Jahre 1879—1910. In diesen 32 Jahren suchten das Krankenhaus auf:

	überhaupt	darunter mit chronischer Alkohol- vergiftung und Säuferwahnsinn
Männer	2 611 197	11 192 = 0,43 %
Frauen	1 671 136	938 = 0,06 %

„Wegen chronischer Alkoholvergiftung müssen die Männer sowohl absolut wie relativ stärker als die Frauen die Krankenhäuser aufsuchen“ (Kossinsky).

Die Zahl der Todesfälle in den 32 Jahren betrug:

	überhaupt	infolge von chron. Alkohol- vergiftung u. Säuferwahnsinn
Männer	91 993	688 = 0,75 %
Frauen	71 458	57 = 0,08 %

Es zeigt sich hier also ein auffallend grosser Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern.

Betrachtet man Krankheitsfälle und Todesfälle infolge von chronischer Alkoholvergiftung und Säuferwahnsinn gesondert, so ergeben sich folgende Zahlen:

	Krankheitsfälle	Todesfälle
Männer	11 192	688 = 6,15 %
Frauen	938	57 = 6,06 %

Wenn man ausser den Alkoholvergiftungen die anderen chronischen Vergiftungen berücksichtigt und damit in Beziehung bringt, so ergibt sich hinsichtlich der Krankheitsfälle eine Beteiligung der Männer von $6575 = 0,25\%$ und der Frauen von $1331 = 0,08\%$ infolge derartiger anderer Vergiftungen an den Gesamtkrankheitsfällen. „Andere chronische Vergiftungen wirken also auf die Frauen verhängnisvoller als der chronische Alkoholismus. Dabei erkrankten die Frauen an anderen chronischen Vergiftungen seltener als die Männer.“ Die Sterblichkeit infolge anderer chronischer Vergiftungen ist bei den Männern kleiner, bei den Frauen grösser als die der Alkoholvergifteten ($3,19\%$ bei den Männern, $9,77\%$ bei den Frauen). Und während weiter der Anteil der Alkohol-Todesfälle an den Todesfällen überhaupt sich bei den Männern auf $0,75\%$, bei den Frauen auf $0,08\%$ belief, belief sich der der Todesfälle infolge von anderen chronischen Vergiftungen auf $0,23\%$ bei den Männern und $0,18\%$ bei den Frauen, ist also kleiner für die Männer und grösser für die Frauen.

Aus diesen Zahlen, die natürlich nur über einen Anteil der Alkoholvergiftung Rechenschaft ablegen (da alle leichteren Fälle ja kaum für diese Statistik in Betracht kommen), ergibt sich, „dass chronische Alkoholvergiftung in den männlichen Reihen grössere Verheerungen anrichtet als die anderen chronischen Vergiftungen, die oft sehr schwer oder unmöglich zu vermeiden sind. Die Frauen weisen mehr Opfer auf, die die anderen chronischen Vergiftungen nach sich ziehen, als bei der chronischen Alkoholvergiftung zu konstatieren ist.“ (Kossinsky).

Über eine etwaige Zunahme des Alkoholismus unter den Frauen ist aus diesen Zahlen natürlich nichts zu ersehen. Immerhin lässt sich aber eine solche Zunahme gerade für Bayern doch wohl vermuten, namentlich, wenn man an die Untersuchungsergebnisse Josef Schweighofers über „Alkohol und Nachkommenschaft“ (Das österreichische Sanitätswesen, 1912, 25—27) denkt, der z. B. darauf hinweist, dass es in rassenbiologischer Hinsicht zu den betrübendsten Erscheinungen gehört, dass in Salzburg der Anteil der Frauen an der Paralyse in den letzten zwanzig Jahren ganz rapide zugenommen hat: während vor 20 Jahren derartige Fälle noch zu den Seltenheiten gehörten, betragen sie jetzt 25% des Gesamtstandes, im Schankgewerbe sogar schon 50% . Gerade an der progressiven Paralyse lassen sich die engen Wechselbeziehungen zwischen Alkoholismus und Syphilis recht deutlich nachweisen. Schweighofer zeigt in seiner Arbeit, dass die dem Alkohol mehr ausgesetzten Berufe eine höhere Erkrankungsziffer aufweisen als die übrigen, und dass die Disposition zur Erkrankung wieder an den Alkohol gebunden ist (die Paralytiker wurden fast ausnahmslos in besonders alkoholdurchseuchten Gegenden geboren).

Als Gründe für eine stärkere Beteiligung der Frauen am Alkoholgenuss als früher kommt zunächst wohl die Zunahme des Alkoholverbrauchs überhaupt in Betracht. Namentlich durch den Flaschenbierhandel ist es gelungen, dem Bier in den Haushalt Eingang zu verschaffen. Der Verbrauch von Flaschenbier ist ja in den letzten Jahren unheimlich gestiegen. Es brachte für die Frau manche

scheinbare Vorteile, sich desselben im Haushalt zu bedienen, z. B. Gewinn an Zeit bei der Zubereitung der Abendmahlzeiten (das Flaschenbier ist gebrauchsfertig zur Hand, während andere Getränke oft erst zubereitet werden müssen), Bequemlichkeit und Sauberkeit in der Aufbewahrung, in der Lieferung usw. Auch änderten sich die Anschauungen über die alkoholischen Getränke überhaupt, oder vielleicht richtiger: es wurden von den interessierten Kreisen falsche Anschauungen aufgebracht und begünstigt, vor allem die von der Nährkraft, von den blutbildenden Eigenschaften gewisser Biere. Diese Anschauungen blieben nicht ohne Einfluss auf die Erziehung namentlich der Mädchen. Man glaubte in den einfachen Volkskreisen, im Bier (und mehr oder weniger dann auch in anderen alkoholhaltigen Getränken) das beste Mittel gegen Blutarmut, Bleichsucht usw. gefunden zu haben.

Das kommt z. B. klar zum Ausdruck in den Untersuchungen Wilkers über die „Bedeutung und Stellung der Alkoholfrage in der Erziehungsschule“ (München, Ernst Reinhardt, 1909), in denen darauf hingewiesen wurde, dass z. B. in der Thüringischen Industriestadt Zella St. Blasii (im Jahre 1908) die Zahl der täglich alkoholtrinkenden Schulumädchen die der Knaben um 2,64% übertrifft, in Gotha gar um 4,04%. (Sie betrug in Zella 6,99%, in Gotha 12,97%.) Ähnliche Differenzen in der Beteiligung der Jugend beiderlei Geschlechts ergaben sich nachträglich auch aus verschiedenen Statistiken anderer Autoren. Leider ist aber vielfach (wie in so manchen anderen Beziehungen) auch hier auf jede Trennung nach den Geschlechtern gar kein Wert weiter gelegt worden. Die Anregungen Wilkers (z. B. in der Internationalen Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, 1909, 7; in der Umschau, XIII, 47, 20. November 1909) sind in dieser Beziehung bisher unbefolgt geblieben. Und doch muss heute noch immer eine solche Untersuchung an möglichst vielen Kindern möglichst vieler Orte, und da wieder nach sozialen Schichten gesondert, befürwortet werden.

Gewiss hat in den letzten Jahren der Enthaltensamkeitsgedanke immer mehr an Boden gewonnen. In den verschiedenen Enthaltensamkeitsvereinen beteiligen sich die Frauen recht rege. (In der umfassendsten derartigen Organisation, Deutschlands Grossloge II des Internationalen Guttempler-Ordens, sind sie, wie in Parenthese bemerkt sei, hinsichtlich ihrer ganzen Betätigungsmöglichkeiten, Erlangung von Ämtern usw., den Männern vollkommen gleichgestellt). Dadurch ist weiterhin auch in weite Kreise die Lehre von der Schädlichkeit alkoholischer Getränke namentlich für die Jugend gedrungen — eine Lehre, die durch Aufklärungsbemühungen von ärztlicher und pädagogischer Seite, durch Kongresse und Versammlungen, unbestreitbar in immer weitere Volksschichten dringt. Und doch bietet sich dann und wann dem aufmerksamen Beobachter Gelegenheit, Einblicke ins reale Leben zu tun, die erkennen lassen, dass weiteren Kreisen diese Forderungen trotz alledem noch durchaus fremd sind. So konnte der Verfasser vor kurzem in einem Briefwechsel junger Mädchen lesen, dass an einer höheren Mädchenschule den Trinksitten von Schülerinnen und Lehrer theoretisch und praktisch noch recht viel

„Verständnis“ entgegengebracht wurde. Eine abstinente Schülerin empfand man offensichtlich als störenden Fremdkörper. Und wo der gut gemeinte Rat nichts mehr half, da griffen die „lieben Mitschülerinnen“ (im Alter von etwa 16 Jahren) schliesslich zum Spott:

„Und näh'mst Du einen Abstinenten Dir zum Mann,
Wär'st Du nicht ein, sondern der grösste Tor“.

Und das pflegt ja manchmal zu helfen!

Im allgemeinen ist man wohl noch immer der Ansicht, dass die Alkoholfrage eine vorwiegend das männliche Geschlecht angehende Frage sei. Aufgabe der Zukunft wird es sein, unter Heranziehung möglichst vieler Hilfskräfte aller in Betracht kommenden Berufe mehr Klarheit in diese Frage zu bringen.

Karl Wilker, Jena.

Die gebrechlichen Personen in Preussen. Unter dem Namen der Gebrechlichen fasst die preussische Statistik die Blinden, Taubstummen, Geisteskranken und Geistesschwachen zusammen. In der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 wurden eingehende Erhebungen über die Gebrechlichen veranstaltet, welche jetzt in Heft 234 II der preussischen Statistik veröffentlicht werden. Danach wurden gezählt insgesamt 213222 Gebrechliche, darunter 112223 männliche und 100999 weibliche.

Davon waren:

blind	taubstumm	geisteskrank	geistesschwach
20953	34592	78915	78762

Auf 10000 Einwohner kamen:

	Blinde	Taubstumme	Geisteskranke	Geistesschwache
1905	5,6	8,9	18,3	18,3
1910	5,2	8,6	19,6	19,6

Auf die Geschlechter verteilt:

	Blinde		Taubstumme		Geisteskranke		Geistesschwache	
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.
1905	6,0	5,3	9,7	8,1	19,2	17,4	19,9	16,8
1910	5,5	4,9	9,3	7,9	20,5	18,8	21,2	18,1

Mit mehrfachen Gebrechen behaftet waren 2465 Personen:

blind und taubstumm	141
blind und geisteskrank	163
blind und geistesschwach	375
blind, taubstumm und geistes- krank bzw. geistesschwach	71
taubstumm und geisteskrank	505
taubstumm und geistesschwach	1210

Max Hirsch.

Ius Primae Noctis. Unsere Zeit der Reformen hat vor der Ehe nicht Halt gemacht. Von Goethe an, und besonders wieder in

unseren Tagen, ist man dem Unfug der Hochzeitsreisen zu Leibe gegangen — theoretisch. In der Praxis gibt es wohl nur selten Angehörige des Mittelstandes und der oberen Schichten, die diese Mode nicht mitzumachen wagen. Nur wenige bleiben im neuen Heim oder verleben ein paar Wochen — der Deutsche hat noch immer dafür das beschämende Wort „Flitterwochen“ — still an einem vom grossen Verkehr abgelegenen Ort. Keiner hat sich, soweit ich als Laie sehe, erkühnt, der *Prima nox* das *Ius* abzusprechen. Weithin erschallten und erschallen die Rufe der Ärzte und Nationalökonomien, die davor warnen, nach einem Festmahl, bei dem der Alkohol seine Triumphe feiert, nach all den Aufregungen der Vorbereitung zur Hochzeit, im Trubel des Reisens und Geniessens, den Grund zu legen zu einem neuen Leben. Und die Statistik, die nachweist, dass das Erstgeborene unter den Kindern eines Ehepaares am ehesten zu einer Degeneration neigt, gibt dem nur Recht. Wohl kaum werden sich nur diese Wünsche auch für eine grössere Allgemeinheit realisieren lassen; aber wir sind berechtigt, für die noch Wenigen, die sich dem individuellen und sozialen Sein aufs tiefste verpflichtet fühlen, noch mehr zu verlangen.

Die Sitte der heutigen Zeit bringt bei dem jungen Geschlecht ein Sichkennenlernen im Ballsal, im Bad oder auf dem Sportplatz mit sich, die Mode der heutigen Zeit gebietet eine kurze Verlobung, in der die beiden, eingeeengt von Konvention, kaum überhaupt die Möglichkeit haben, sich so kennen zu lernen, dass sie voll Vertrauen die Ehe eingehen könnten. Ebenso interessant wie unmöglich wäre eine Statistik darüber, wie viele Brautpaare vor den Altar treten, die sich gegenseitig über ihre sexuellen Aufgaben ausgesprochen und feste Richtlinien sich erarbeitet haben. Dass es ein falsches Ideal für das deutsche Mädchen ist, „keusch“, d. h. in ihrem Sinn: ohne Wissen von den Aufgaben der Frau und Mutter, in die Ehe zu gehen, das wünschten wir uns als Erkenntnis jeder Frau; dann blieben uns viele Brautnachttragödien und Ehekonflikte erspart. Die Verlobungszeit soll auch eine Vorbereitung auf diese Seite der Ehe sein, die gerade den jungen Menschen beiderlei Geschlechts so viele Probleme aufgibt, Probleme, deren Lösungsversuch vielleicht wie nichts sonst zwei Naturen noch enger aneinander zu ketten vermag, zwei andere für immer voneinander trennt und damit eine Ehetragödie verhindert. Erst diese beiden, die mit Wissen und dem Bewusstsein ihrer hehren Aufgabe sich einander zu eigen geben, erst diese beiden haben sich ein inneres Recht zur Brautnacht erworben. Der Idealist möchte aber noch weiter gehen: Bei dieser tiefen Erfassung der Aufgabe, bei der der Mann naturgemäss die Führung haben wird, können sich leicht bei dem feiner organisierten Weib Gewissenskonflikte einstellen, wie ein junges Mädchen (bei J. Bloch?) berichtet: wir wünschen uns das Kind, aber wenn es möglich wäre, ohne den Umweg über den Mann. Dieser mit Widerwillen gepaarten Scheu vor dem Unbekannten (zu der noch Gründe mannigfacher Art treten können), trägt in manchen Ehen der Mann Rechnung durch Verzicht auf sein Brautnachtrecht. Diese, wie Ärzte sagten, hyperidealistische und unnatürliche Rücksichtnahme auf eine zarte Frauennatur hat doch auch

ihre Begründung: Die Sexualwissenschaft hat erwiesen, dass das gesunde Weib dem sexuellen Verkehr zunächst ablehnend oder spröde gegenübersteht, und erst nach mehrmaligem Genuss der Macht der Libido verfällt, spontan dem Mann sich hingibt, das Sexuelle sich assimilierend. Nun ist freilich auf der andern Seite ebenso erwiesen, dass die psychische Bewegung ohne Einfluss auf den physischen Vorgang, also kein eugenischer Faktor ist. Das schiene unsere idealistische These zu erschüttern. Aber doch kann ein solcher Verzicht bzw. ein ihn zunächst ablösender Präventivverkehr nicht nur individuell sondern auch sozial gutgeheissen werden. Denn ganz abgesehen von der individuell-egoistischen Tatsache, dass das Weib höchstes Vertrauen zu dem Gatten gewinnt, begegnet man damit einmal der oben bezeichneten Gefahr unserer Hochzeitsfeiern. Der andere und vielleicht noch wichtigere Gesichtspunkt ist der: Wenige Frauen haben eine freudige Erinnerung an ihre Brautnacht bzw. ihr erstes Erfahren von Mannesliebe überhaupt. In diesen Gedanken, die durch nachfolgende freudige Erinnerung nicht ganz aufgehoben werden können, wird das Kind erwartet; und hier fehlt dann das Wesentliche dessen, was man „vorgeburtliche Erziehung“ genannt hat, die Freude. Endlich wird der Frau dadurch mehr Zeit gegeben, sich in ihre neue Lebensordnung zu finden und aus voller bewusster Liebe heraus „das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die, die es schufen“ (vgl. Hermine Hanels eigenartiges, feines Buch „Junge Ehe“). Doch darf man sich auch die Gefahren dieses Standpunkts nicht verhehlen. Er könnte niemals Allgemeingut werden, da er zuviel an zarter Rücksicht und Energie voraussetzt. Und er könnte — das wäre eine soziale Gefahr — ausmünden in unser neuestes System: das Keinkindersystem, das in Künstlerkreisen schon lange herrscht. Sehen wir ab von diesen unechten Trägern des neuen Gedankens, so kann nicht bestritten werden, dass in seiner reinen Ausprägung nicht nur eine Quelle subjektiven Glücks reinsten Art liegt, sondern auch in sozialer Hinsicht ein Versuch zur Mitarbeit an der Höherentwicklung unseres Volkes. Oscar Metzger-Hoesch, Hildburghausen.

Zur Pathologie der Erstgeborenen. Die Erscheinung, dass Erstgeborene eine besondere Disposition zu späterer Erkrankung an Tuberkulose zeigen, war schon 1885 aus den Veröffentlichungen Brehmers ersichtlich geworden, fand jedoch erst 1906 wissenschaftliche Begründung durch nur ad hoc angestellte statistische Untersuchungen des Riversschen Krankenmaterials aus dem Grossley-Sanatorium für Lungenkranke in England durch Professor Pearson, 30% der Fälle betrafen Erstgeborene. Für andere Krankheiten und Anomalien ist diese interessante Erscheinung in ähnlichem Sinne ebenfalls festgestellt worden z. B. für Idiotie durch Mitchell, für Kriminalität und Wahnsinn durch Heron und Lucien March, für hochgradige Myopie durch Czellitzer. Havelock Ellis behauptet das gleiche Überwiegen der Erstgeborenen bei Geistesgrössen, den Männern des Genies. Die neueste, aus grossem Materiale eines Kopenhagener Krankenhauses angestellte Berechnung scheint nun

wieder für die Tuberkulose die Richtigkeit obiger Theorie zu bestätigen.

Interessant ist die rechnerische Ermittlungsweise des Prozentsatzes, welche Pearson-Rivers angewandt haben.

1. (Material von Pearson-Rivers) 381 Tuberkulöse stammen aus 381 Familien mit 2164 Mitgliedern, also unter 2164 Personen sind 381 Erstgeborene. Bei 17,6 % unter 381 Tuberkulösen wären 113 Erstgeborene d. i. 29,6 %.

Sören Hansen für Tuberkulose.

Gesamtzahl der Erstgeborenen 17 %, der Tuberkulösen 28 %.

Brehmer für Tuberkulose nach Rivers 14,8 % und 18,2 %.

Heron für Wahnsinn 16,5 % und 23 %.

Mitchell für Idiotie 22,8 % und 33 %.

Czellitzer für Myopie 18,9 % und 28,6 %.

Riffel, Schwindsucht und Krebs 16,3 % und 20 %.

Es konnte nicht ausbleiben, dass dieser immerhin etwas willkürlichen Berechnung Gegner erwachsen. Macanlay nennt sie ein statistisches Kunstprodukt, da bei untersuchten Familien die Erstgeborenen naturgemäss häufiger in dem Alter sich befänden, wo für gewöhnlich die Tuberkulose aufträte. Van der Velden führt die Erscheinung auf Grund von genauen Untersuchungen an dem Riffelschen Materiale auf verminderte infantile Mortalität der Erstgeborenen zurück. Eine andere Erklärung aus den ungünstigeren pränatalen Bedingungen nennt Cobb einen direkten Vorstoss gegen das eugenische Grundgesetz des Überwiegens der natürlichen Anlage über die Einflüsse der Umgebung. Er wendet sich aus mathematischen Gründen scharf gegen die Berechnungsweise und verlangt zum Beweis vollständige Familiengeschichten. Dieselbe Forderung stellt schliesslich Rivers, der Verfasser der kritischen Zusammenstellung über diese Frage, selbst. Er ist nach Kontrollversuchen, die er in ähnlicher Weise bei einer grösseren Zahl von Gesunden anstellte, an der absoluten Richtigkeit seiner Berechnungen und deren Schlussfolgerungen etwas irre geworden. (Eugenics Review Januar und April 1914). Laubenburg-Remscheid.

Die eugenischen Bestrebungen in Amerika zeichnen sich nach europäischen Begriffen durch grosse Kühnheit aus, wenn man ihnen auch eine gewisse energische Konsequenz, die das Übel bei der Wurzel fassen will, nicht absprechen kann. Als Experiment welches wir hier in Europa bei dem ruhigeren Verlauf unserer Lebensbahnen zunächst nicht machen können, sind sie allerdings von Bedeutung. Über diesbezügliche gesetzgeberische Massnahmen in dem hochzivilisierten, stark von deutschen Elementen durchsetzten Staate Wisconsin berichtet Leon Coll in der Aprilnummer der Eugenics Review 1914. Die Akte sind seit dem Januar d. J. in Kraft.

I. Das Sterilisationsgesetz. Zur Verhütung von Kriminalität, Wahnsinn, Schwachsinnigkeit und Epilepsie hat das staatliche Über-

wachungsamt, (State Board of Control) eine ständige Kommission, bestehend aus einem Chirurgen, einem Psychiater und dem jeweiligen Direktor einer staatlichen Fürsorge- oder Gefangenenanstalt ernannt. Erscheint es angezeigt, dass einem in obigen Sinne behafteten Insassen einer solchen Anstalt, die Möglichkeit der Fortpflanzung genommen wird, so entscheidet die staatliche Instanz darüber nach Anhörung der Kommission. Die Eltern, Ehegatten, Vormünder, oder wenn unbekannt, die Person, in deren Hause, der betreffende Mann zuletzt gewohnt hat, werden von dem Beschluss in Kenntnis gesetzt. Das Untersuchungshonorar der Kommission soll 10 Dollar pro Tag und Ersatz der Auslagen nicht übersteigen. Die Operation selbst soll auf dem sichersten und wirksamsten Wege (Vasektomie) vorgenommen werden und halbjährliche Berichte über Verlauf und Nachfolgen der Operationen erstattet werden.

II. Die Verhütung der Syphilis. Vielleicht von grösserer eugenischer Richtigkeit ist das folgende Gesetz, welches allen mit venerischen Krankheiten behafteten Personen das Eingehen der Ehe verbietet. Jeder männliche Einwohner des Staates Wisconsin hat sich innerhalb 14 Tagen vor der standesamtlichen Anmeldung einer genauen Untersuchung durch einen staatlich approbierten Arzt zu unterwerfen und darüber ein Attest in vorgeschriebener Form beizubringen:

Ich, Dr. X., staatlich approbierter Arzt, bescheinige hierdurch, dass ich heute den X. X. sorgfältig und genau untersucht, und auf Grund der vorgenommenen, wissenschaftlich erprobten, klinischen und Laboratoriumsuntersuchungen von jeder venerischen Erkrankung, soweit solches festzustellen möglich ist, frei gefunden habe.

Zu widerhandlungen und Umgehungen des Gesetzes werden strenge bestraft, besonders der pflichtvergessene Arzt, der ein wissentlich falsches Attest wie ein Meineidiger mit langer Gefängnisstrafe und Entziehung der Approbation sühnen muss.

Laubenburg-Remscheid.

Bösliche Verlassung. Das Reichsgericht hat in einem Urteil vom 7. Juni 1913 (veröffentlicht in dem neuesten Bande der Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen Bd. 83, Seite 62) die Frage entschieden, ob die im § 1567 Absatz 2 Nr. 1 des B.G.B. verlangte Frist eines Jahres bei böslicher Verlassung eines Ehegatten durch den anderen schon abgelaufen sein muss, ehe die Scheidungsklage angestrengt werden kann, oder ob es genügt, dass diese Jahresfrist während des Prozesses abläuft. Denn in dem § 1567 ist gesagt, dass eine bösliche Verlassung erst dann zur Scheidung berechtigt, wenn sie ein Jahr lang gedauert hat.

Das Reichsgericht hat sich nun auf den richtigen, der engen Formal-Interpretation entgegenstehenden Standpunkt gestellt, dass es genügt, wenn diese Frist während des Scheidungsprozesses abläuft. Es ist dies besonders bemerkenswert, weil das Reichsgericht früher sich auf einen anderen Standpunkt gestellt hatte und nun ganz offen erklärt, dass jener Standpunkt bei nochmaliger Prüfung nicht festgehalten werden könne. Gewiss ist es richtig, dass der klagende Ehegatte mit Erhebung der Scheidungsklage den Willen kund-

gibt, die eheliche und häusliche Gemeinschaft für immer aufzugeben, und dass sich deshalb das einjährige Fernbleiben „gegen den Willen“ des Ehegatten nunmehr von der Klageerhebung ab überhaupt nicht mehr verwirklichen oder vervollständigen lässt. Aber trotzdem erscheint dem Reichsgericht die Furcht vor dem Missbrauch dieses Paragraphen nicht begründet, da doch der Ehegatte, der die Klage aus § 1567 Abs. 2 Nr. 1 verfrüht erhebt, Gefahr läuft, ohne weiteres mit seiner Klage kostenpflichtig abgewiesen zu werden, wenn das Jahr, welches in diesem Paragraphen als Frist verlangt wird, zur Zeit der ersten mündlichen Verhandlung noch nicht abgelaufen sein sollte.

Nach alledem ist also dieses Urteil ein weiterer Schritt auf dem Wege von formaler zu realer Gesetzesanwendung.

Trunksucht ist kein Scheidungsgrund, wenn sie auf erblicher Belastung beruht, zumal wenn dem anderen Teil grobe Verletzungen der Ehepflicht zur Last fallen. Reichsgerichtsentscheidung vom 9. März 1914 (Jurist. Wochenschrift 1914, Seite 592).

Die Datierung von eigenhändigen Testamenten ist (vgl. diese Zeitschrift Seite 198) schon lange ein Spielball der verschiedenen Theorien juristischer Auslegung. Konnten wir an der genannten Stelle von einem Reichsgerichtsurteil berichten, welches hinsichtlich der Datierung eines Testamentes sich einer liberalen Auffassung eröffnet hatte, so ist jetzt von einem neuen Urteil zu melden, das entgegen der Entscheidung des Oberlandesgerichts Jena zur Ungültig-erklärung eines unrichtig datierten Testamentes gelangt (Urteil vom 7. März 1914, Jurist. Wochenschrift 1914, Seite 592).

Es handelte sich um eine falsche Ortsangabe, insofern der Erblasser „Eisenach, den 24. September 1910“ geschrieben hatte, aber nachweislich an diesem Tage nicht mehr in Eisenach war. Er hatte die gesetzlichen Erben übergangen und diese klagten nun. Entgegen der vom Oberlandesgericht Jena kundgegebenen Überzeugung, dass die Echtheit des Testamentes und eine dem wirklichen Willen des Erblassers entsprechende Testierung vorlag, hat sich das Reichsgericht auf den formalen Standpunkt gestellt und den Willen des Erblassers umgestossen. Vor allen Dingen, wie man aus der Veröffentlichung ersieht, um deswillen, weil der betreffende Senat früher sich auf diesen Standpunkt gestellt hatte und keine zwingenden Gründe, von diesem Standpunkte abzugehen, hier als vorliegend erachtet hat.

Fortdauer ehelicher Beziehungen trotz Scheidungsprozesses. Einem Urteil des Reichsgerichts vom 4. Mai 1914 (Warneyers Jahrb. d. Entsch. Ergbd. 7, Jg. 1914, Seite 976) lag der Sachverhalt zugrunde, dass ein Ehemann den Scheidungsprozess gegen seine Frau angestrengt hatte, obwohl sie nach wie vor gelegentlich zusammenlebten und auch geschlechtlich verkehrten.

Verfehlungen ehewidriger Art waren auf beiden Seiten vorgekommen. Es war kein Zweifel gelassen, dass der Ehemann von den Fesseln der Ehe freierwerden wollte, ohne den intimen Verkehr mit seiner Frau aufgeben zu wollen. Die Ehegattin war aber geneigt, in dieser Fortsetzung des Verhältnisses auch nach Anhängigwerden des Prozesses ein Mittel zu haben, den Mann zur Aufhebung des Prozesses zu veranlassen, und die eheliche Beiwohnung als Verzeihung für ihre Verfehlungen anzusprechen, so dass der Mann diese Verfehlungen nicht mehr als Scheidungsgründe benutzen könne. Der Mann hat ihr jedoch, um dies zu verhindern, das Versprechen abgenommen, dass sie

diesen Einwand, nämlich die Verzeihung durch Beiwohnung, nicht geltend machen solle.

Das Reichsgericht konnte dem Scheidungsbegehren des Ehemannes mangels ausreichender Gründe nicht stattgeben.

Von einer so tiefen Zerrüttung der Ehe, dass deren Fortsetzung den Parteien nicht zugemutet werden könne, kann, wie die Dinge liegen, keine Rede sein; denn diese ethisch-psychischen Verhältnisse müssen subjektiv aus den Eigenheiten der betreffenden Parteien hergenommen werden, und diese haben es ja mit geschlechtlicher Treue nicht allzu genau genommen, und beiderseits war noch erhebliche Neigung der Ehegatten zueinander vorhanden. Der Bruch des Versprechens, den Verzeihungseinwand zu machen, kann, wie das Reichsgericht ausführt, der Ehefrau auch nicht als grobe Pflichtverletzung angerechnet werden. Der vom Manne wiederholt geäußerte Vorbehalt, dass er sich durch die Beiwohnung seines Scheidungsrechtes nicht begeben wolle, wird vom Reichsgericht als ganz unbeachtlich, weil bedeutungslos und dem tatsächlichen Verhalten widersprechend bezeichnet.

Alexander Elster.

Die Psyche der weiblichen Grossstadtjugend. Die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge hatte für ihre XII. regelmässige Jugendfürsorge-Konferenz, die am 25. April im Reichstagsgebäude stattgefunden hat, das Thema „Die Psyche der weiblichen Grossstadtjugend“ gewählt.

Frau Federer-Köster, die über das Gebiet der Psyche der unbemittelten Jugend reden sollte, hatte leider absagen müssen. Es referierte daher nur Schulrat Wychgram, welcher im Vorwort ausführte, dass er sich nur darauf beschränken könne, aus seiner beruflichen Erfahrung zu sprechen.

Aus den so verschiedenen Lebensbedingungen, welche durch die Unterschiede der Klein- und Grossstadt hervorgerufen sind, ergeben sich auch die seelischen Unterschiede zwischen der weiblichen Jugend der Klein- und Grossstadt.

In der Kleinstadt hat das junge Mädchen die Möglichkeit, sich auf sich selbst zu besinnen; durch das fast stete Zusammensein der Familie entsteht ein starkes inneres Band der Zusammengehörigkeit.

Wenn auch dem Grossstadtmädchen durch das enge Zusammenwohnen in der Etage, durch das Fehlen jeglichen Natureinflusses, der Unruhe des Verkehrs auf den Strassen und durch den Einfluss vieler nicht für das jugendliche Gemüt bestimmter Ereignisse sowie auch durch das Fehlen des väterlichen Einflusses manche Werte verloren gehen, so stehen doch diesen Nachteilen manche Vorteile gegenüber.

Der starke Gegensatz des Glanzes und des Elends, des Reichtums und der Armut hat gerade in dem Berliner Mädchen ein starkes soziales Empfinden hervorgerufen.

Eine merkwürdige und oft wiederkehrende Beobachtung ist ein oft sehr tiefgreifender Konflikt zwischen Mutter und Tochter, ein Zustand des gegenseitigen Nicht-Verstehens mit den sich ergebenden Folgen. Aus dem grossstädtischen Leben ist dieser Konflikt entstanden; die schnelle Wandlung der Ansichten während eines Menschenalters hat dies herbeigeführt, zum Teil ist es die Furcht der Mutter, dass mit einer tieferen wissenschaftlichen Ausbildung der Tochter ein Verzicht auf die Glücksmöglichkeit eintritt, die die Mutter noch als einzige gekannt hat. Dann aber treten wesentliche Interessenverschiedenheiten hervor. Der Gesichtskreis der Tochter wird weiter und grösser, ein gewisses Über-den-Kopf-Wachsen der Tochter ist leicht zu befürchten und die Furcht vor Vereinsamung lässt die Mutter leicht die Tochter von einer weiteren Bildung zurückhalten. Anders verhalten sich die Väter zu dieser Be-

wegung des weiblichen Bildungsideals; sie zeigen sich meist toleranter, obgleich auch hier Fälle starken Widerstandes vorkommen.

Zum Schluss ging der Redner noch kurz auf das Frauenstudium ein, dessen neueste Entwicklung er sehr bedauert; während durch wenig zahlreiche, aber gute Ausbildungsmöglichkeiten eine Auslese getroffen werde, ist jetzt durch die Zulassung der Absolventinnen von Oberlyceen der Andrang zum Studium ungeheuerlich vermehrt.

Auch das Leben der Studentin in der grossen Stadt bedarf noch der Organisation, um sie vor Vereinsamung zu bewahren und um ihr alle die Werte zuzuführen, die denen entsprechen, die der Mann seit Menschengedenken aus dem akademischen Leben schöpfen kann. Hierbei empfahl Prof. Wychgram die Grundsätze, auf denen in Nordamerika und in England das sog. College-System für Frauen beruht.

In der sich anschliessenden regen Diskussion betonte Frau Dr. med. Stelzner, dass sie in ihrer Eigenschaft als ärztliche Sachverständige beim Jugendgericht die Erfahrung gemacht habe, dass ein ganz auffallend hoher Prozentsatz der jugendlichen Kriminellen Warenhausdiebstähle begangen habe. Die „beabsichtigte Verführung zum Kauf“, dieses Geschäftsprinzip der Warenhäuser, lässt in dem nicht kaufkräftigen Publikum das Begehren nach Besitz aufkommen, wodurch die jungen, noch nicht gefestigten Gemüter der jungen Mädchen nur zu leicht den Verführungen unterliegen.

Nach den Ausführungen von Frl. Klockow versagen die Mütter, die Seele des Hauses, die berufensten Erzieherinnen ihrer Töchter, oft vollständig; sie schloss mit einem starken Appell an die Mütter, sich auf ihre Aufgaben als Frau und Mutter zu besinnen, der Seelenlosigkeit der Familie entgegenzuarbeiten, denn in ihrer Erhaltung liege die Wurzel der Volksstärke und Volkskraft.

Hierauf entstand in Dr. Alice Salomon der weiblichen Grossstadtjugend ein Anwalt; die persönliche Berührung mit der Berliner weiblichen Jugend der verschiedenen Stände hat ihr den Glauben an deren Streben und Ideale gegeben; ihre Kenntnis der Psyche der weiblichen Grossstadtjugend hat sie mit Optimismus für sie erfüllt. Sie glaubt an die Zukunft, die heute in unserer Grossstadtjugend heranwächst. Fallen wohl viele der Grossstadt zum Opfer, so gibt es auf der anderen Seite einen grossen Prozentsatz, der stark genug ist, aus der Fülle von Belehrungen, Anregungen und edlen Freuden, die die Grossstadt bietet, sich das Wertvolle zu eigen zu machen, der in ernster Arbeit nach hohen Idealen strebt. Sie sieht das Hauptmoment der Spannung zwischen Mutter und Tochter in der naturgemässen Befangenheit der Tochter. Dies ist für die Mutter sehr schwer und es ist leicht verständlich, dass sie es als eine Verletzung ansieht, wenn die Tochter irgend einem anderen Menschen näher steht. Die Mädchen aus dem Volke, die oft unter mühseligen Verhältnissen ihr Leben verbringen und dabei ehrlich und anständig bleiben, nötigen uns Achtung ab. Den gebildeten höheren Kreisen liegt es ob, durch gutes Vorbild zu wirken, gesunde und starke Menschen zu erziehen; werden wir versuchen, vorwärts zu führen, so werden sie uns auch auf dem Wege nachfolgen.

Trotz der Verschiedenartigkeit der Lebensstellung, so führte Frl. Oberlehrerin Hentschke aus, ist der weiblichen Jugend das grosse Streben zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit, das Streben zur Kritik und das Nachahmungsbedürfnis gemeinsam, — Neigungen, die sich in den arbeitenden Kreisen noch mehr verstärken und manche Missstände hervorrufen.

Herr Bürgermeister Müller (Darmstadt) wies auf ein Gebiet hin, welches besonders in den Grossstädten Süd-, Mittel- und Westdeutschlands am deutlichsten in Erscheinung tritt, nämlich den Karneval. In wenigen Tagen geht das, was in stiller rastloser Jahresarbeit gepflanzt wurde, wieder zugrunde.

Der Vorsitzende schloss die Konferenz mit den Worten: dass aus dem Gesagten klar zutage getreten sei, dass das beste Band, welches unsere Jugend verbinden sollte, das Band zwischen Kindern und Eltern sei und dass das

Elternhaus die Stätte bleiben möge, wo die deutsche Jugend ihre beste Lebensvorbereitung finden muss.

Es ist natürlich, dass eine Konferenz über die Psyche der weiblichen Grossstadtjugend nicht die unmittelbare Grundlage zu praktischen Massnahmen abgeben konnte. Wurde doch auch keine positive Anregung zu einer Milderung der sozialen Nöte, die manche Missstände in dem Leben der Grossstadtjugend hervorrufen, gegeben. Manch dankenswerter Einblick in die Psyche von einigen Kategorien der weiblichen Grossstadtjugend verschaffte uns diese Konferenz, doch blieb leider die Kategorie der unbemittelten arbeitenden Grossstadtmädchen unberücksichtigt, was zum Teil durch das Fehlen des ersten Referates bedingt war.

Dr. Kaete Winkelmann.

Referate.

a) Sozialhygiene, Eugenik, Medizinalstatistik.

107. **Julius Tandler, Wien, Konstitution und Rassenhygiene.** (Vortrag, gehalten am 7. März in der Deutsch. Gesellsch. f. Rassenhygiene.) *Zeitschr. f. angew. Anat. u. Konstitutionslehre*, 1913, Bd. I, H. 1.

Die im Momente der Befruchtung bestimmten individuellen Eigenschaften des Somas repräsentieren die Konstitution des Individuums. Unter Konstitution sind demnach die individuell varianten, nach Abzug der Art- und Rassenqualitäten übrigbleibenden, morphologischen und funktionellen Eigenschaften des Individuums zu verstehen. Die Konstitution ist deshalb eine am Individuum selbst unabänderliche und direkten Reizen nicht mehr zugänglich. Was an einem Individuum durch Milieueinflüsse geändert werden kann, ist niemals seine Konstitution, sondern seine Kondition. Alle veränderbaren Eigenschaften, die auf Reize mit Veränderung reagieren, sind die Kondition des Individuums. Die Art der Reaktionsfähigkeit auf eine bestimmte Beanspruchung, begründet in der Konstitution, ist Disposition, gleichgültig, wie immer diese Beanspruchung beschaffen sein mag.

Jede konstitutionelle Eigenschaft eines Individuums tritt nicht sofort in Erscheinung; hat vielmehr ihre Manifestationszeit. Diesbezüglich verhalten sich Konstitutions-, Geschlechts- und Rassenmerkmale ähnlich.

Individuen sind als art- (= spezie) gleich in biologischem Sinne vor allem dadurch gekennzeichnet, dass die Angehörigen der beiden Geschlechter untereinander kreuzbar sind und dass die aus der Kreuzung hervorgegangenen Produkte wieder fruchtbar sind.

Eine Gruppe artgleicher Individuen, ausgezeichnet durch eine Reihe von Merkmalen, die bei der Kreuzung der betreffenden Individuen immer wieder in der für die Eltern charakteristischen Art und Weise zum Vorschein kommen, bildet eine Rasse oder Varietät.

Erst eine genaue Analyse der einzelnen Merkmale auf morphologischem und experimentellem Wege wird imstande sein eine Abgrenzung zwischen Spezies-, Rassen-, Geschlechts- und Konstitutionsmerkmalen herbeizuführen.

Die Verallgemeinerung eines konstitutionellen Merkmales auf eine Gruppe von Individuen, schliesslich auch eine ganze Rasse, kann ein Konstitutionsmerkmal zu einem Rassenmerkmal machen.

Es ist anzunehmen, dass die erworbenen, also die Konditionseigenschaften, durch die Vermittelung des innersekretorischen Keimdrüsenanteiles in vererbare, also konstitutionelle, überführt werden. Auf dem Wege der Kondition erworben, durch Konstitution fortgeerbt und verallgemeinert, würden demnach Eigenschaften funktioneller und morphologischer Art zu Rasseneigenschaften werden.

Somit würde die Konditionshygiene des Individuums zur Konstitutionshygiene seiner Kinder und im weiteren Verlaufe auch zur Rassenhygiene selbst.

Bucura, Wien.

108. **Cand. med. Sigismund Peller, Die soziale Bedeutung der Gonorrhoe.** (Aus dem Seminar f. soziale Medizin unter Leitung des Doz. Dr. Ludwig Teleky.) *Wiener Arbeiten aus dem Gebiete der sozialen Medizin, H. 5, 1913. Beih. der Wochenschr. „Das österr. Sanitätswesen“, 1913, Nr. 38.*

10 bis 12% der 20 bis 30 Jahre alten Männer sollen jährlich gonorrhöisch erkranken; ungefähr die Hälfte der erwachsenen Männer soll die Gonorrhöe ein oder mehrmals durchgemacht haben; die Gonorrhöerkrankungen machen die Hälfte bis drei Viertel aller venerischen Erkrankungsfälle aus.

Nach den einen dürften 4 bis 13, nach den anderen 24 bis 58% der Frauen ehemals gonorrhöisch gewesener Ehemänner von diesen gonorrhöisch infiziert werden. Nach Berechnung des Verf. aus der Zahl der mit Conjunctivitis blennorrhöica behafteten Neugeborenen würde dieser Prozentsatz rund 30 bis 40 ausmachen.

Die Gonorrhöe spielt als Erblindungsursache eine bedeutende Rolle, denn jeder fünfte bis dritte Insasse der Blindenanstalten, im allgemeinen in den verschiedenen Ländern jeder sechzehnte bis sechste Blinde, soll sein Sehvermögen durch die Gonorrhöe eingebüsst haben.

Wo die Sterilität des Mannes Ursache der Ehesterilität ist (d. i. ein Viertel bis ein Drittel aller sterilen Ehen), ist die Gonorrhöe mit rund 70 bis 90% vertreten; rund 40 bis 90% der Fälle, wo es zur Epididymitis gonorrhöica duplex gekommen ist, werden dauernd sterilisiert. Etwa ein Siebentel bis fünf Sechstel aller sterilen Ehen sind nach den Resultaten verschiedener angeführter Autoren auf die Gonorrhöe zurückzuführen. Trotz dieser schwankenden Angaben glaubt Verf. dem grossen zusammengetragenen Material entnehmen zu können, dass auf dem Tripper immerhin ohne Zweifel mehr als zwei Sechstel der sterilen Ehen entfallen.

Der Tripper führt auch in Form der Ein-Kind-Ehe (Übergreifen des gonorrhöischen Prozesses während des Puerperiums auf die oberen Geschlechtswege) zur weiteren Beschränkung der Fortpflanzung.

Wieviel Frauen unter der Gonorrhöe schwer zu leiden haben, lässt sich ziffernmässig gar nicht mutmassen.

Nach all dem ist die Gonorrhöe für die Gesellschaft ein ernstes soziales Unheil, das tiefer sozialer und gesetzgeberischer Reformen und Eingriffe bedarf.

Bucura, Wien.

109. **H. Bayer, Lässt sich der künstliche Abortus aus rassenhygienischen Gründen motivieren?** *Beitr. z. Geburtsh. u. Gynäk.*, 1913, Bd. XVIII, S. 163.

Die natürliche Auslese ist beim Menschen durch die Gebote der Humanität eingeschränkt. Durch Rassenhygiene sucht man diesen Zwiespalt mit planmässiger Unterstützung der Auslese bei der Fortpflanzung zu überbrücken. In erster Linie kommt Paarungshygiene in Betracht, für die in manchen Staaten schon Vorschriften bestehen. Sie sind noch unvollkommen, weil nicht nur der momentane Gesundheitszustand, sondern auch die genealogische Vorgeschichte beachtet werden musste. Ferner Konzeptionsverhütung überall, wo das Zeugungsprodukt voraussichtlich untauglich wird. Die Konzeptionsverhütung ist zur Rassenhygiene nicht nur erlaubt, sondern notwendig. Auch die Sterilisierung durch Vasektomie. Eventuell sogar der künstliche Abortus. Heute wissen wir freilich von den Lebensaussichten des Kindes im Einzelfalle noch nichts Bestimmtes, und deshalb ist der k. A. aus rassehygienischer Indikation vorerst noch entschieden zu verwerfen. Es ist jedoch denkbar, dass wir in Zukunft in dieser Frage klarer sehen, dass uns die Vererbungsgesetze eine sichere Prognose stellen lassen; nicht die falsche Erblichkeit, die durch das Milieu zustande kommt und deren Bedeutung gar nicht abzuschätzen ist, sondern die durch die Beschaffenheit des Keimplasma gegebene echte Vererbung. Da wir es nicht in der Hand haben, sie zu beeinflussen, könnte gegen etwaige Schädlinge nur Keimauslese helfen. Wären wir imstande, solche Keime zur richtigen Zeit zu erkennen, so liesse sich daraus eventuell eine Berechtigung zum Abortus ableiten.

Das Keimplasma ist stabil, von erworbenen (hämotypischen) Eigenschaften nicht berührt; erworbene Eigenschaften werden nicht vererbt, mag auch die Übertragung einer gewissen Disposition möglich sein. Unter gewissen Umständen, vielleicht in bestimmten sensiblen Perioden der Keimzellen, können wohl auch durch Krankheiten Änderungen des Keimplasmas erworben werden, die dann im Sinne einer Mutation (de Vries) rein weiter gezüchtet werden. Bayer will eine solche Vererbung als heterolog der wahren, homologen Vererbung gegenüberstellen.

Über Vererbung beim Menschen wissen wir noch sehr wenig. Vereinigung von Homozygoten im Sinne Mendels wird beim Menschen nur höchst selten vorkommen. Bei Heterozygoten lässt sich über das Produkt nichts aussagen. Noch weniger wissen wir über die Einwirkung von Krankheiten, Giften auf das Keimplasma. Wenn wirklich solche Einwirkung nur in sensiblen Perioden möglich ist, so kann ein Ei, ein Samenerguss degeneriert, der nächste schon wieder normal sein. Ebenso unsicher ist unser Urteil da, wo nur eines von den Eltern krank oder belastet ist. Nur bei Inzucht können wir aus der Ahnentafel eventuell etwas entnehmen.

Ist eine pathologische Eigenschaft als dominantes Merkmal erkannt und durch mehrere Generationen verfolgt, so kann man mit einiger Sicherheit auf konstante Vererbung schliessen. Ist das nicht der Fall, so sind wir nicht in der Lage, zu sagen, ob es sich um einen Defekt handelt, der im Sinne der Mutation vererbt wird, oder um eine erworbene Eigenschaft, die nicht vererbt wird. Erst die Weiterzüchtung könnte uns darüber belehren. Bei heterozygoten Eltern muss übrigens auf jeden

Fall ein Teil der Kinder normal sein. Von einem künstlichen Abortus ist also keine Rede. Nur wenn es sich um ein rezessives (latentes) Merkmal handelt, das bei beiden Eltern vorhanden ist und sicher vererbt wird, dürfte man an den Abortus denken. Bisher ist jedoch von wirklich rassenschädlichen Eigenschaften keine als rezessiv bekannt. Planmässige Familienforschung, speziell mit Berücksichtigung der Inzucht, müsste uns erst darüber aufklären. Solange wir darüber und über etwaige sensible Perioden des Keimplasmas nicht genau orientiert sind, muss vor einer rassenhygienischen Indikation zum Abortus entschieden gewarnt werden.

F. Kermanner, Wien.

110. v. Pirquet, Frühzeitige Erkennung der Tuberkulose und Säuglingsschutz. *Zeitschr. f. Säuglingsschutz, VI. Jahrg., H. 1, S. 10, 1914.*

Der Säugling, für den die Erwerbung einer Tuberkulose, wenigstens im ersten Halbjahr seines Lebens, das Todesurteil bedeutet, erwirbt diese im allgemeinen von einem an offener Tuberkulose Leidenden seiner Umgebung. Wenn die Mutter selber die Infizierende ist, dann soll man eine weitere Konzeption verhüten, bis ihre Tuberkulose sich geschlossen hat; sollte das misslingen, so muss sie den nächsten Säugling ausser Haus geben bzw. eine Amme halten. Ist ein anderes Familienmitglied oder ein Hausgenosse der Bazillenstreuer, so muss er von den Kindern ferngehalten werden, resp. aus dem Haushalte entfernt werden.

„Mit der Zunahme der Erkenntnis der Art und Weise der tuberkulösen Infektion, mit der wachsenden Möglichkeit, Phthisiker aus der Familie in Heilstätten abzugeben, wird die Säuglingstuberkulose rapid abnehmen und damit die Gefährlichkeit der Tuberkulose des Kindesalters ganz wesentlich gemildert werden.“

J. Bauer, Düsseldorf.

111. Langstein, Geburtenrückgang und Säuglingsschutz. *Zeitschrift f. Säuglingsschutz, Jan. 1914, VI. Jahrg., H. 1, S. 14.*

Es ist erwiesen worden, dass die tieferen Ursachen des Geburtenrückgangs wirtschaftlicher Natur sind. Gewollte Beschränkung der Kinderzahl bedingt die Verminderung der Geburtenzahl. Diese kann also im besten Falle auch nur durch wirtschaftliche Massnahmen gesteigert werden.

Eine Verminderung des Bevölkerungszuwachses kann aber durch zielbewusste Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit hintangehalten werden.

Die Annahme, dass die hohe Kinderzahl einer Familie eine grosse Mortalität zur Folge haben müsse, ist falsch. Marie Baum hat erwiesen, dass die letzten Kinder kinderreicher Familien nur dann gefährdet sind, wenn die Kinder nicht gestillt wurden und dementsprechend auch sonst die Pflege mangelhaft war. In Familien, in denen alle Kinder mindestens 39 Wochen gestillt wurden, zeigt sich in bezug auf Mortalität kein Unterschied zwischen Familien mit kleinerer oder grösserer Kinderzahl. Es ist also die Beschränkung der Kinderzahl kein Mittel zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit.

Zu demselben Resultate kam Putzig, ein Schüler Langsteins, bei Erhebungen über die ernährungsgestörten Säuglinge des Kaiserin Auguste Viktoria-Hauses, die innerhalb 24 Stunden nach der Aufnahme

in das Krankenhaus, trotz bester Pflege und Darreichung von Muttermilch, starben. Es zeigte sich auch hier, dass der Einfluss der Stillung bei weitem den der Kinderzahl überwog. Eine Gefährdung durch die Kinderziffer kam erst bei dem mehr als 10. Kinde in Betracht.

Es ist also in erster Linie die Aufgabe der Säuglingsfürsorge, die Bruststillung den Müttern zu ermöglichen, nicht etwa Kinderbeschränkung anzuraten. Im Gegenteil. Das Zweikindersystem ist scharf zu bekämpfen. Nicht nur Aussterben der Bevölkerung, auch Verschlechterung der Rasse ist die Folge dieses Systems, denn nach zahlreichen Angaben ist das erstgeborene Kind schlechter als die folgenden. Die Gefahren des einzigen Kindes sind allzu bekannt.

Nach Grotjan kommt der eugenische Gesichtspunkt auch genügend zum Ausdruck, wenn man fordert, dass Ehepaare, gegen deren Qualität Bedenken vorliegen, sich auf die, für andere als Mindestzahl angeführte, Zahl von 3 Kindern beschränken sollen. Verf. weist, dies unterstreichend, darauf hin, dass wir, Dank dem Fortschritt der Kinderheilkunde, einer schlechten Konstitution heute keineswegs mehr so machtlos gegenüberstehen wie vor Jahren.

Auch hier ist die Säuglingsfürsorge auf dem rechten Weg, die Gefahr der Verminderung des Bevölkerungszuwachses durch den Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit aufzuheben. Das nächste Ziel auf diesem Wege ist das, eine Mutterschaftsversicherung auch in Deutschland durchzusetzen, um möglichst allen Säuglingen die natürliche Ernährung zu gewährleisten.

J. Bauer (Düsseldorf).

112. **Orthmann, Statistische Beiträge zur Häufigkeit der Fehlgeburten.** *Frauenarzt, 1914, 2.*

Orthmann weist darauf hin, welche falsche Bilder die Schäffersche Abortrundfrage geben muss, einmal bei der geringen Beteiligung der antwortenden Ärzte, ferner mangels der Trennung der nur behandelten Aborte und der wirklich stattgehabten, und schliesslich dadurch, dass bei den Antworten die Steigerung der Praxen nicht berücksichtigt würde. Eine Zunahme der Aborte von 1910—12 von 2221—2681 würde 20,7% betragen, es ist aber nicht daraus die allgemeine Praxiszunahme ersichtlich, die vielleicht damit parallel ging. Wenn ein Arzt 1910 400 Patienten mit 20 Aborten 1911 500:30, 1912 600:40 hat, so haben zwar die Aborte von 20 auf 40 aber nicht um 100% zugenommen, denn 1910 betrugen sie 5%, 1911 6%, 1912 6,6% der Gesamtfälle, sie haben sich also mit Bezug auf diese um 1 bzw. 1,6% vermehrt (oder wenn wir es nur auf die Aborte berechnen, so wären auf 400 Fälle 20, auf 500 eigentlich 25 zu erwarten, aber 30 vorhanden, auf 600 eigentlich 30, in Wirklichkeit 40, das würde heissen gegen 1910 ist 1911 eine Steigerung von 20%, 1912 eine solche von 33% eingetreten, gegenüber der irrtümlichen Annahme von 100% d. Ref.).

Verwertbare Tabellen müssen demnach nach einheitlichen Gesichtspunkten aufgestellt werden, entweder mit Bezug auf die Einwohner, die gebärfähigen Frauen oder die Gesamtfälle der Praxis. Tab. I. bringt nun solche Übersicht über 19 Jahre und 16153 Geburten und Aborte aus der geburtshilflichen Poliklinik des Verf. Sie zeigt in der zweiten Hälfte gegenüber dem ersten Dezennium eine Zunahme der Aborte um

5 0/0. Aber es fällt in diese Zeit die Abschaffung des Hebammentalers, die entschieden einen nennenswerten Rückgang in den privaten Geburts-polikliniken bedang; man darf aber auch nicht vergessen, dass das Hin- und Herfluten in den grossen Kassen Berlins auf solche private Statistiken bes. aus dem Norden nicht ohne Einfluss bleiben kann; wenn ein Arzt z. B. die Kassenmitglieder aus dem Gastwirts- oder Schneidergewerbe neu bekommt, so werden besonders die Aborte zu ihm hinfluten und wenn in der Nähe der Klinik ein neues geburtshilfliches Krankenhaus entsteht, so wird es an dieses manchen Partus verlieren; ich glaube, dass in diesen 19 Jahren gar manches solche Moment nicht unbemerkt an der genannten Klinik vorbeigegangen ist und die Resultate der Tab. I und auch die folgenden entsprechend beeinflusst hat (Ref.). In Tab. II wurden 2404 Aborten von 1904 bis 1907 aufgerechnet nach der Anzahl aller Fälle aus der Gynäkologischen Poliklinik unter Berücksichtigung der Verheirateten und Unverheirateten. Es zeigt sich dabei, dass konstant 27 0/0 aller Fälle Aborte waren (bei Schäffer waren es nur 7,4 0/0) und dass die Aborte bei Verheirateten um 4,6 abgenommen und bei Unverheirateten entsprechend zugenommen hatten. Jedenfalls muss für einen solchen Vergleich eine Zeitspanne von je zwei Jahren als zu kurz angesehen werden. In Tab. III wird schliesslich nach den Angaben des Patienten eine Zusammenstellung der wirklich stattgefundenen Aborte von 1904 bis 1913 gegeben und auf tausend Fälle reduziert; unter anderem wird gezeigt, dass in der ersten Hälfte auf tausend Geburten 30,5, in der zweiten Hälfte 33,9 Aborte kamen. Wenn auch Orthmann nicht oft Gelegenheit hatte, die direkten Spuren des kriminellen Eingriffes nachweisen zu können, so glaubt er doch, dass die von Schäffer angegebenen 54 0/0 Abtreibungen wohl noch zu niedrig sind, wenn man, was wir Gynäkologen wohl alle bestätigen können, die dreist und unverfroren vorgebrachten Begründungen der Frauen hört, weshalb sie ihre Schwangerschaft unterbrochen haben müssten. Es ist kein Zweifel, dass oft eine unüberlegte Bemerkung eines früheren Arztes solche Ideen veranlasst hat, und solle sich jeder Arzt hüten, ohne strenge Indikation einen solchen Rat zu erteilen, der bei den Leuten den Schein des Rechtes auf Konzeptionsverhinderung hervorruft und indirekt der Abtreibung Vorschub leistet. Kuntzsch.

113. **R. Schaeffer, Über die Häufigkeit der Fehlgeburten.** (Referat, erstattet in der Sitzung der Ärztekammer für Brandenburg und den Stadtkreis Berlin, am 15. Nov. 1913.) *Frauenarzt*, 1914, 2.

Vom Minister war an die Ärzte des Kammerbezirks von Berlin und Provinz Brandenburg eine Rundfrage ergangen über die beobachtete Zunahme der Fehlgeburten der Praxis? wie viele absolut im Jahre 1910, 1911, 1912? teilweise kriminelle? in welchem Prozentsatz? Zunahme des kriminellen Ansinnens? Verf. berichtet tabellarisch über die eingelaufenen Antworten, und zwar haben noch nicht 4 0/0 der Ärzte geantwortet, von den Antwortenden verfügt die Hälfte über nur bescheidenste Erfahrungen (0—5 Aborte im Jahr); dieses unbefriedigende Ergebnis lässt keinen Schluss auf die Ansichten der Gesamtheit, geschweige auf die tatsächlichen Verhältnisse zu. Aber auch die Antworten selbst enthalten Fehlerquellen (absolute Widersprüche, „Nicht danachfragen“, statistische Auslese,

Zunahme der Praxis, Voreingenommenheit), dass man wohl das Ergebnis als ein nicht beweisendes ansehen muss. Verf. widerrät einer gutachtlichen Äusserung der Kammermitglieder, da diese, aus anderen Gesichtspunkten gewählt, nicht die richtige Instanz darstellen; diese kann nur von einer eigens gewählten Sachverständigenkommission gebildet werden. Die ärztlich beobachteten Aborte geben auch kein wahres Spiegelbild der wirklich stattgehabten Aborte ab; von 1885—1910 sind die weiblichen Kassenmitglieder um ein fünffaches gestiegen, also ebensoviel mehr Frauen der ärztlichen Behandlung zugeführt worden; die Frage nach dem Prozentsatz der kriminellen Fälle ist objektiv unbeantwortbar; es wird schwanken, ob man das Geständnis, die Wahrnehmung oder Vermutung zugrunde legt. Von einer genauen Formulierung von Gegenmassnahmen sollte jedoch die Kammer absehen, da solche oft recht einschneidende und in unvorhergesehener Richtung unerwünschte Folgen haben. Eine wichtige, weil einmütig anerkannte Forderung ist jedoch die Wiedereinführung des Kurfuschereigesetzes, wenigstens soweit es sich mit Geschlechtskrankheiten und Frauenleiden beschäftigt und die strenge Handhabung der Hebammenbestimmungen insbesondere die Nichtbehandlung von Aborten (Blutstockungen, Pessareinlegen). Schliesslich kann die Kammer noch auf die Allgemeinheit der Ärzte einwirken und sie über das Bedenkliche mancher laxen Anschauung aufklären. Die Ärzte sind eben keine Diener der Neigungen und Wünsche des Publikums, sondern der Volksgesundheit; und nur die wissenschaftliche Indikation ist für uns bestimmend. Über alle Fachvorschläge zum Erlass eines neuen Gesetzes soll jedoch eine Sachverständigenkommission beraten und Vorschläge machen. Ref. bemerkt dazu, dass eine solche fünfgliedrige Kommission in der Sitzung der Berliner Gynäk. Ges. am 28. März gewählt wurde. Kuntzsch.

114. **Eisenstadt und Guradze, Die Zahl und die häufigsten Krankheiten der Kinder der mittleren Postbeamten.** *Medizinische Reform, Halbmonatsschr. f. soz. Hygiene u. prakt. Med., XXII. Jahrg., 1914, Nr. 2 u. 3.*

Das Material dieser Untersuchung entstammt einer Erhebung für die Jahre 1907—09, welche der Verband mittlerer Reichs-, Post- und Telegraphenbeamten veranstaltete, um zu prüfen, ob für den Verband eine eigene Krankenkasse rentabel wäre.

Hiernach beträgt die durchschnittliche Kinderzahl der verheirateten mittleren Postbeamten 1,62—1,77. Die in diesen Zahlen zum Ausdruck kommende Kinderarmut ist, wie eine genauere Vergleichung der einzelnen Zahlen ergibt, nicht so sehr eine absichtliche, als vielmehr die Folge krankhafter anatomischer Verhältnisse, so dass Verf. zu dem Schluss kommt: „Wäre nicht im Gefolge der Gonorrhöe und mannigfacher anderer Ursachen die von Anfang an sterile oder späterhin steril gewordene Ehe so verbreitet, dann würde die alleinige Anwendung der Präventivmittel zu einem wenig nennenswerten Rückgang der Geburtenziffer führen.“

Ferner erscheint die Tatsache, dass die mittleren Postbeamten, die keine sonderlich gutbezahlte (dabei aber körperlich gut ausgesuchte!) Klasse darstellen, eine solche Kinderarmut zeigen, geeignet, die bekannte „Wohlstandstheorie“ zur Begründung des Geburtenrückganges zu widerlegen.

Die statistischen Untersuchungen über die Krankheiten der Kinder ergeben als wichtigstes Resultat vom Standpunkte der Eugenik

einen nicht unerheblichen „Degenerationszuwachs“, d. h. es findet sich eine relativ grosse Anzahl von Kindern (mindestens 161 auf 15135 Familien in 3 Jahren), welche sich im Vergleich zu ihren Vätern in körperlicher Beziehung verschlechtert haben (Nervenleiden, Tuberkulose, Knochendeformitäten etc.). Es muss unentschieden bleiben, ob es sich dabei um eine frei entstandene oder von der Mutter ererbte Entartung handelt. Sicherlich aber wirkt die Vermehrung der Staatsbeamtinnen mit ihrem vorgeschriebenen Zölibat und den strengen Vorschriften über die ärztlichen Aufnahmebedingungen kontraselektorisches, indem sie die Auslese der Ehefrauen der mittleren Postbeamten beschränkt.

Martha Ulrich, Berlin.

115. **E. v. Hopfgarten, Weibliche Jugendpflege und Pfadfinderinnenbewegung.** „Die Frauenfrage“, Zentralbl. d. Bundes deutscher Frauenvereine, XV. Jahrg., 1914, Nr. 19.

Der vor etwa 1½ Jahren von der Verf. begründete Pfadfinderinnenbund, der dem Bunde deutscher Frauenvereine und dem Allgemeinen deutschen Frauenverein angeschlossen ist, umfasste Anfang 1914 schon 33 Ortsgruppen und Ortsvereine mit ca. 6200 Pfadfinderinnen.

Dringend wünschenswert ist es, dass er — wie die gesamte weibliche Jugendpflege — auch fernerhin unter der Oberleitung von Frauen bleibt; jedoch fehlt es immer noch an geeigneten Führerinnen. Eine gute Pfadfinderführerin braucht neben körperlicher Elastizität, sowie genügender Schulung und Erfahrung, vor allem Herzensgüte und Verständnis für die Zeitströmungen.

Die von dem Bunde gepflegten Aufgaben umfassen: Gartengenossenschaften, Wanderungen mit Übungen in erster Hilfe, Signalübungen, gelegentlich auch Vorträge sozialen Inhalts für Jugendliche.

Der Bund nimmt jedes junge Mädchen im Alter von 14 bis 18 Jahren ohne Rücksicht auf Stand und Religion auf; daneben bestehen Jugendgruppen für das Alter von 12—14 Jahren. Bedingung ist die schriftliche Einverständniserklärung des gesetzlichen Vertreters und der Beitritt zu einer Haftpflichtgesellschaft mit einem jährlichen Beitrag von 20 Pfennig.

Im allgemeinen werden kurze Ausflüge bevorzugt, sowohl der Kosten wegen, als vor allem, um die Mädchen nicht allzulange ihrer Familie zu entziehen. Der Anzug besteht aus einer einfachen grünen Lodentracht, die aber nicht obligatorisch ist.

Nähere Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle Berlin W. 30, Heilbronnerstrasse 18.

Martha Ulrich, Berlin.

116. **Helene Deutschmann, Weibliche Gesundheitsinspektoren in England.** Frauenberuf und -Erwerb, Beilage zu „Die Frauenfrage“, Zentralbl. d. Bundes deutscher Frauenvereine, XV. Jahrg., 1914, Nr. 20.

Es gibt in England z. Z. ca. 80 weibliche „sanitary inspectors“. Ihrem Einfluss wird z. T. das ständige Sinken der Säuglingssterblichkeit in London seit 1907 zugeschrieben.

Nach Absolvierung eines 3—4 monatlichen Vorbereitungskurses müssen die Kandidatinnen eine vom Ministerium des Innern abgehaltene Prüfung bestehen. Bedingung ist das vollendete 21. Lebensjahr, Unbe-

scholtenheit, Höhere Töchterschulbildung, event. ein kleines Vorexamen. Im Anschluss an die bestandene Prüfung empfiehlt es sich, einen mindestens sechsmonatlichen Kursus in einem Krankenhause durchzumachen. Bei der Anstellung werden Damen, die schon Übung in sozialer Arbeit haben, bevorzugt.

Die Gesundheitsinspektorin arbeitet nicht selbständig, sondern unter verschiedenen vorgesetzten Behörden. Ihre Tätigkeit umfasst: Hausbesuche im Armenviertel, Beratung der Mütter, Eingreifen bei ansteckenden Krankheiten, Kontrolle der Wohnungen, der Lebensmittel etc.

Das Gehalt beträgt 1600—2000 Mark ohne Pensionsberechtigung. Event. kann die Gesundheitsinspektorin später ihr Examen als Fabrikinspektorin ablegen.

Martha Ulrich, Berlin.

117. **R. Thom, Amerikanisches Athletentum und deutsche Leibesübung.** *Preuss. Jahrb., April 1914, Bd. CLVI, H. 1, S. 54 f.*

Durch das Dorf gehend, heisst es in einem indischen Spruch, hast du, schönes Mädchen, alle Männer zu Götzenbildern gemacht; d. h. sie sehen alle starr nach der einen Richtung. So stieren wir weniger nett wie hypnotisiert auf den amerikanischen Sport, wie auf einen Götzen der Erziehung, obgleich vor seiner Anbetung sogar in Amerika selbst gewarnt wird. Wheeler z. B. bekämpft die Wettkämpfe der Universitäten. In Deutschland hat z. B. der Physiologe Schenck über die Gefahren des Sports geschrieben. Thom wägt ruhig und überzeugend Turnen, Spiel in freier Luft und Bewegung gegen Sport und Rekordsucht, Nerven-Überreizung, Kraftmeierei und Zuschauersport ab. Welchen Sinn soll es haben, wenn jemand zum Fussball (!) wenigstens zwei Monate für ein öffentliches Auftreten gedrillt wird und dabei kaum an etwas anderes denken kann? Thom verweist auch auf die an der griechischen Gymnastik (Athletik) von den Römern, also einem ausgezeichneten Militärvolk, geübte Kritik. Die Deutschen sollen sich doch die Neigung abgewöhnen, gleichsam abgelegte Kleider zu tragen und sollen sich ja nicht in rage de nombre von den Massen der amerikanischen Sport-Teilnehmer verblüffen oder imponieren lassen.

K. Bruchmann, Berlin.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird, was nur wenig bekannt ist, die Leichtathletik in allen ihren Zweigen auch von den jungen Mädchen gepflegt, und es wird eine Rekordliste geführt. Darin figurieren Leistungen wie Schnellauf über 100 Yards (91,4 Meter) in 12 Sekunden, über 120 Yards mit Hürden in 18 Sekunden, Hochsprung von 1,52 m usw. Gegen diese Rekordsucht und Kraftmeierei des weiblichen Geschlechts muss im Interesse der generativen Hygiene Verwahrung eingelegt werden, was um so notwendiger erscheint, als auch in Deutschland eine Bewegung im Gange ist, das weibliche Geschlecht zur Leichtathletik heranzuziehen. M. H.

b) Biologie. Vererbungslehre.

118. **G. Schickele, Strassburg i. E., Der Einfluss der Ovarien auf das Wachstum der Brustdrüsen.** (Aus der Universitäts-Frauenklinik Strassburg i. E.) *Beiträge zur Lehre der inneren Sekretion, Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk., Bd. LXXIV, 1913.*

Auf Grund des Studiums der Literatur und eigener Versuche und Beobachtungen gelangt Verf. zur Anschauung, dass die Bedeutung des Eierstockes und in mancher Hinsicht auch des Corpus luteum für das Wachstum der Brustdrüse wohl gesichert sein dürfte; wahrscheinlich ist zwar auch das vikariierende Eintreten anderer innersekretorischer Drüsen; doch bedürfe letzteres noch weiterer Beweise. Bucura, Wien.

119. **Max Fetzner, Studien über den Stoffhaushalt in der Gravidität nach experimentellen Untersuchungen des Verhaltens trächtiger Tiere und ihrer Früchte bei eisenreicher und eisenarmer Ernährung.** (Aus der Universitäts-Frauenklinik zu Königsberg i. Pr. [Direktor: Geheimrat Prof. Dr. G. Winter.]) *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk., Bd. LXXIV, 1913, S. 542.*

Bei Eisenzufuhr findet eine Eisenanreicherung des mütterlichen Organismus und der Föten statt. Bei Eisenkarenz der Mütter war auch der Eisengehalt der Föten verringert und wurden zur Bildung der Föten die mütterlichen Eisenbestände angegriffen. Die Eisenabgabe aus den Beständen der Mütter wird bei zunehmender Beanspruchung immer geringer, geht aber nur bis zu einer gewissen Grenze; die für die Erhaltung der mütterlichen Funktionen unbedingt notwendigen Eisenmengen werden auf alle Fälle zurückgehalten. Bei weitergehender Eisenkarenz des Muttertieres wird an die Föten, die daran intrauterin zugrunde gehen, nichts mehr abgegeben.

Es ist demnach möglich durch entsprechende Ernährung der Mütter auf die Qualität der Föten Einfluss zu nehmen. Und bei ungenügender Eisenzufuhr kann die Mutter während und infolge der Schwangerschaft ein Defizit an ihrem Eisenbestand erleiden. Bucura, Wien.

120. **Hugo Sellheim, Der Einfluss der Kastration auf das Knochenwachstum des geschlechtsreifen Organismus und Gedanken über die Beziehungen der Kastration zur Osteomalacie.** (Aus der Universitäts-Frauenklinik Tübingen.) *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk., Bd. LXXIV, 1913, S. 362.*

Ältere Experimente der Verf. hatten ergeben, dass durch Kastration im jugendlichen Alter ein sonst um die Pubertätszeit in Erscheinung tretender, die Knochenproduktion hemmender und sie zum relativen Abschluss bringender Einfluss ausgeschaltet wird; dieser Einfluss geht von den Keimdrüsen aus, und zwar sowohl von den weiblichen als auch von den männlichen. Beobachtungen an Rehwild legen einen kausalen Zusammenhang zwischen Periodizität des Geschlechtslebens und Geweihbildung nahe, somit einen gewissen Einfluss der Keimdrüse auf die Knochenproduktion auch im späteren Alter. Gewisse Anhaltspunkte gewinnt man aus diesen Beobachtungen zur Beurteilung der Osteomalazie und der heilenden Wirkung der Kastration. In der menschlichen Schwangerschaft wird durch den Eierstock eine Sparwirkung im mütterlichen Knochenstoffwechsel bedingt; ist diese Annahme richtig, so würde die Osteomalazie als eine pathologische Steigerung oder, wenn man an eine ungünstige mütterliche Konstitution denkt, als eine pathologische Wirkung eines an sich physiologischen Vorgangs erscheinen. Bucura, Wien.

121. **L. Mohr, Halle a. S., Über die innere Sekretion der Speicheldrüsen und ihre Beziehungen zu den Genitalorganen.** (Aus der medicin. Universitäts-Poliklinik zu Halle a. S.) *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk.*, Bd. LXXIV, 1913, S. 408.

Aus verschiedenen Erscheinungen — Speichelfluss bei sexuellen Erregungen, Gravidität und Genitalerkrankungen; periodische, doppelseitige Parotisschwellung bei Menses, in der Menopause und Gravidität; Erkrankungen der Hoden und Ovarien, sowie Affektionen der Schilddrüse, Thymus, Mamma und der Pankreas bei Mumps; gemeinsame Reaktion der Speicheldrüsen mit den übrigen endokrinen Organen bei chronischen Infektionskrankheiten, bei Lues und bei „innersekretorischen“ Erkrankungen (klinische Beobachtungen des Verf.) — glaubt Verf. den Schluss ziehen zu dürfen, dass auch die Speicheldrüsen eine wahre innere Sekretion haben und, da in fast allen Beobachtungen eine Anomalie der Genitalorgane im Sinne einer Hypo- oder Dysfunktion festgestellt werden konnte, in inniger Beziehung zu den Keimdrüsen stehen. Bucura, Wien.

122. **L. Fraenkel, Breslau, Ovulation, Konzeption und Schwangerschaftsdauer.** *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk.*, Bd. LXXIV, 1913, S. 107.

Den Follikelsprung vermag man nicht auf den Tag genau zu fixieren, weil sich durch die Verschiedenheiten des sexuellen Zyklus, dann aber durch individuelle und einmalige Faktoren kleine Varianten ergeben. Jedenfalls fällt er ins Intermenstruum. Aus dem Materiale der Poliklinik und aus Überlegungen zieht Verf. den Schluss, dass die Imprägnation doch nach der Ovulation, also bei regelmässig menstruierten Frauen längere Zeit nach Eintritt der letzten Periode, stattfindet. Demgemäss ist die Schwangerschaftszeit kürzer als bisher zu bemessen; ging man doch von der Voraussetzung aus, dass die Frauen im allgemeinen in der Woche nach dem Eintritt der letzten Menstruation schwanger werden.

Bucura, Wien.

123. **John Willsughby Miller, Corpus luteum, Menstruation und Gravidität.** (Erweiterung einer in der Sitzung des Tübinger medicin-naturwissenschaftlichen Vereins am 18. Nov. 1912 gehaltenen Vortrages. Aus der Heidelberger Universitäts-Frauenklinik. Direktor: Geh. Hofrat Prof. Dr. Menge.) *Archiv f. Gynäk.*, Bd. CI, 1914, H. 3.

Der Follikelsprung geht der menstruellen Blutung durchschnittlich 9 Tage voraus. Während der Wanderung des Eichens durch die Tube bildet sich die Membrana granulosa des Follikels zum Corpus luteum um, dessen epitheliale Natur durch die vergleichende Entwicklungsgeschichte, durch Auffinden von Kolloid innerhalb der Luteinzellen und durch den Nachweis direkter Übergänge erwiesen ist. Beim Corpus luteum gelingt der Fettnachweis erst nach Beginn seiner Rückbildung. Das Corpus luteum graviditatis gibt während der ganzen Dauer der Schwangerschaft so gut wie keine Fettfärbung. Das Corpus albicans entsteht durch Zugrundegehen der verfetteten Luteinzellen allein durch hyaline Entartung des bindegewebigen Reticulums. Eine histologische Differentialdiagnose des Corpus luteum graviditatis wird durch den Nachweis von

Kolloidtropfen und Kalkkonkrementen bei negativem Ausfall der Fettreaktion ermöglicht.

Das Corpus luteum veranlasst als periodisch sich bildende Drüse mit innerer Sekretion die zyklische Umwandlung des Endometriums zur Decidua — das Ei ist hierzu nicht nötig — und ermöglicht so die Implantation des Ovulums; es ist das trophische Zentrum für den Uterus; es verhindert eine neue Eireifung während seiner Funktionsdauer. Die sog. Laktationsatrophie des Uterus ist keine reflektorische Trophoneurose, sondern nur die Folge der fehlenden Corpus luteum-Neubildung.

Hormone bilden keine Antikörper, deshalb misslingt auch der Nachweis eines inneren Sekretes des Corpus luteum im Reagensglasversuch durch die Komplementbindungsmethode. Ebenso wenig haben Versuche, ein Sekret des gelben Körpers durch vitale Färbung nachzuweisen, zu einem Ergebnis geführt.

Schwangerschaftstoxikosen entstehen möglicherweise durch Unterfunktion des Corpus luteum.

Die menstruelle Blutung — ein Indikator frustrierter Ovulation — stellt nur eine Entlastung des hyperämischen Uterus dar; für das Zustandekommen der Konzeption ist sie bedeutungslos. Nach Verf. Ansicht sind Brunst und Menstruation entwicklungsgeschichtlich und physiologisch prinzipiell verschiedene Erscheinungen.

Als geeignetster Termin für die natürliche wie künstliche Befruchtung ergibt sich der 10. Tag vor dem berechneten Eintritt der neuen Periode. Zur Implantation gelangt stets das Ovulum der zuerst ausbleibenden Regel; postmenstruelle Einbettung gibt es nicht. Die Schwangerschaftsdauer ist demnach um 19 Tage zu reduzieren.

Der zeitliche Verlauf der sich im inneren Genitale abspielenden Vorgänge lässt sich durch folgendes Schema veranschaulichen:

1. Tag: Menstruationsbeginn.
19. „ Termin für künstliche Befruchtung.
20. „ Ovulation.
- 20.—27. oder 28. Tag: Eiwanderung und Ausbildung des Corpus luteum.
22. Tag: Beginn der Funktion des Corpus luteum und des Prämenstruums.
- 27.—29. Tag: Implantation.
29. Tag: Beginn der Menstruation und der Rückbildung des gelben Körpers.

Bucura, Wien.

124. **Kjaergaard, Zur Frage der Abderhaldenschen Reaktion bei Gravidität und Menstruation.** *Zentralbl. f. Gynäk.*, 1914, H. 7.

Während Abderhalden für seine typische Reaktion eine Beobachtungsdauer des Dialysiervorganges von 16 Stunden verlangt, hat der Verf. nebenher diesen auch 10, 13, 22 Stunden wirken lassen. Es hat sich herausgestellt, dass bei längerer Dauer auch bei Nichtgraviden dasselbe, wenn auch in schwächerem Masse auftritt, was bei Schwangeren gesteigert die Regel ist. Bei 10 Nichtgraviden, die in post- und prämenstruellem Zustand untersucht wurden, zeigte sich eine deutliche Steigerung der Erscheinung kurz vor Eintritt der Regel; und zwar gelegentlich so

stark, dass die schwangeren Grenzwerte erreicht wurden. Neben dem praktischen Wert der Beurteilung des positiven Ausfalls ist dies theoretisch interessant, da es uns das prämenstruelle Stadium in eine gewisse Parallele bringt mit den Erscheinungen und Veränderungen, die sonst die Gravidität setzt.

Kuntzsch, Potsdam.

125. **Peters, Wien, Zum Kapitel: Schwangerschaftsdauer.** *Zentralblatt f. Gynäk., 1914, 9.*

Peters weist auf die grosse Unsicherheit der bisherigen Schwangerschaftsberechnung hin und nennt es ein tausendfach empfundenes Gefühl tiefer Beschämung, wenn die Gynäkologen in tastender Weise bisher von der letzten Menstruation rechnend den Geburtstag finden wollten und häufig darin getäuscht wurden. Durch die neu gefundenen Beziehungen zwischen Ovulation, Menstruation und Corpus luteum sei jedoch Aussicht vorhanden, diese Lücke in unserem Wissen auszufüllen und für die bisher schätzungsweise angenommenen 280 Tage den wahren Durchschnittswert zu bestimmen. Er sieht es als feststehend, dass die Ovulation 18—19 Tage nach der letzten und 9—10 Tage vor der nächsten Regel eintritt und dass das Corpus luteum innersekretorisch die prämenstruellen Veränderungen der Mukosa reguliert. Ausserdem hält er bei der schnellen Wanderschaft der Spermatozoen und bei regelmässigem Koitus Ovulation und Konzeption für zeitlich fast synchron. Er regt eine grosse Sammelstatistik über alle Schwangerschaften mit normalen reifen Früchten und bekannten letzten Menstruationstermin an, um alsdann auf Grund der neuen Kenntnisse die wahre Durchschnittsdauer zu finden. Fehlerquellen würden in wandernden Eichen, aussertourlichem Follikelsprung und wahrer Übertragung bestehen, die er insgesamt als seltene Ausnahmen ansieht. Wenn so ein allgemeiner Durchschnittswert bekannt würde, liessen sich auch die Schwangerschaften mit bestimmt nur einmaligem Koitus einwandfrei und erfolgreich analysieren.

Kuntzsch, Potsdam.

126. **Josef Halban, Zur Kenntnis der Zwillingsschwangerschaften.** *Zentralbl. f. Gynäk., 1914, 9.*

Die Anlage von Zwillingsschwangerschaften sind sicher häufiger, als man vordem annahm, und es mag viel öfter, als es uns bekannt wird, vorkommen, dass der eine Föt vorzeitig untergeht. Nur die spätere genaue Besichtigung der Nachgeburt zeigt uns gelegentlich die letzten Reste eines solchen rudimentären Zwillings in ganz verschiedenen Grössen. Über einen solchen genau beobachteten Fall berichtet Halban. Es bildete sich bei einer 31jährigen Ip. im 4. Monat ein akutes Hydramnios aus, das ein Fruchtalter von 6 Monaten vortäuschte. In dieser Zeit schien jedoch der eine Zwilling zugrunde zu gehen, denn das Hydramnios verschwand, der Uterus bekam die reguläre Grösse, monatelang anhaltende Wehen setzten ein und der Uterus liess eine quere Furche tasten; als am Termine ein fast ausgetragener Knabe geboren wurde, zeigte tatsächlich die Betrachtung der Nachgeburt einen Foetus papyraceus in eineiigem Sacke mit getrenntem Amnios, das ungefähr im $4\frac{1}{2}$ Monat zugrunde gegangen war. Dass bei solchem Absterben unter Wehen gelegentliche Blutungen beobachtet wurden, erscheint wohl begreiflich und man kann künftighin beim Auftreten der genannten Erscheinungen schon frühzeitig auf einen Foetus papyraceus schliessen.

Kuntzsch, Potsdam.

127. **Bruno Wolff, Biologische Beziehungen zwischen Mutter und Kind während der Schwangerschaft.** *Studien zur Pathologie der Entwicklung, Bd. I, H. 1. Verlag Gustav Fischer, Jena.*

Die Beziehungen zwischen Mutter und Embryo sind um so engere, je höher ein Tier im phylogenetischen System steht. Bei den Plazentariern ist die Entwicklung des Embryo abhängig von dem durch das mütterliche Blut ihm zugeführten Nahrungsmaterial. Aber trotz der grossen Abhängigkeit besteht doch auch eine grosse vitale Selbständigkeit des Säugetiereies gegenüber der Mutter.

Innerhalb der Gruppe der Plazentariier wird die Annäherung des Fötus an das mütterliche Blut um so inniger, je höher die phylogenetische Entwicklung ist. Am innigsten beim Menschen, wo das mütterliche Blut in einem grossen Raume fliesst und die fötalen Zotten, von einem Trophoblast bedeckt, frei in ihn hineinragen, und die Ernährung des Fötus durch Hämotrophe, durch im Blute der Mutter kreisende Stoffe vor sich geht.

Diese intime Beziehung zwischen Mutter und Kind ist für die Lehre von den fötalen Erkrankungen und Missbildungen von grosser Bedeutung, da sie den Übergang sowohl körperfremder Gifte (z. B. gewerblicher Gifte, Bakterien und Toxine) als auch solcher Stoffe, die der mütterliche Organismus selbst hervorbringt (harnfähige, gallenfähige, innersekretorische Stoffe) erklärt. Von besonderem Interesse sind die vikariierenden Beziehungen der innersekretorischen Organe von Mutter und Kind.

Daneben aber zeigt das Ei von Anfang an eine ausserordentliche Aktivität. So bei der Einnistung in der Uterusschleimhaut und noch deutlicher bei extrauteriner Ansiedlung, bei der Auswahl des Nährmaterials, der Zerlegung der Eiweissmoleküle durch die Chorionzotten, der Aufnahme der Antitoxine, von Glykogen und Fett, und schliesslich auch bei der Entstehung des Fruchtwassers und der Produktion fötaler Stoffe, welche die Funktion der weiblichen Brustdrüse anregen, den Geburtseintritt verursachen, oder auch den Schwangerschaftstoxikosen zugrunde liegen. Auf dem Übergang derartiger vom Kinde produzierter blutfremder Stoffe in den mütterlichen Kreislauf beruht die Reaktion Abderhaldens.

Dieser „symbiotische Konnex“, wie Weigert die Verbindung von Mutter und Frucht genannt hat, bildet einen Ausgangspunkt des biologischen Schicksals nicht nur zweier Generationen, sondern ganzer Geschlechter. Er gehört zu der wissenschaftlichen Grundlage eugenischer Forschung.

Max Hirsch, Berlin.

128. **Schröder, Rostock, Über das Verhalten der Uterusschleimhaut um die Zeit der Menstruation.** (Aus der grossherzoglichen Universitäts-Frauenklinik zu Rostock.) *Monatsschr. f. Geburtsh. u. Gynäk., Bd. XXXIX, H. 1.*

Verf. sucht die bisherigen Anschauungen über den Untergang der Uterusschleimhaut während der Menstruation an den neueren durch Hitschmann-Adler gemachten Funden nachzuprüfen. Er führt ihn auf einen ausgedehnten Gewebszerfall zurück, abhängig von denselben Einflüssen, welche die Rückbildung des Corpus luteum zur Zeit der menstruellen Blutung einleiten. Sonach stellt sich die Menstruation in anatomischer Hinsicht als ein komplizierter degenerativer und regenerativer

Prozess dar, im Gegensatz zu der bisher angenommenen serösen Durchtränkung und Blutung der an sich wenig veränderten Schleimhaut.

Max Hirsch, Berlin.

129. **Heinrich Higier**, Zur Klinik familiärer Formen der **Wilsonschen Lentikulardegeneration und der Westphal-Strümpfellschen Pseudosklerose**. *Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr.*, 1914, Bd. XXIII, S. 290.

Verf. hält beide Erkrankungen für endogene, meist familiäre, aber selten erbliche Leiden, die sehr nahe miteinander verwandt zu sein scheinen und in derselben Familie vorkommen können.

Göring, Giessen.

130. **Gabriel Steiner**, Über die familiäre Anlage zur **Epilepsie**. *Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr.*, 1914, Bd. XXIII, S. 315.

Vert. will aus der grossen Masse der Epilepsieerkrankungen die absondern, bei denen eine endogene, auf hereditär-familiärer Basis beruhende Komponente eine besondere Rolle spielt, so vor allem neben gewissen epileptischen Zügen Linkshändigkeit und Sprachstörungen bestimmter Art bei den nächsten Angehörigen. Verf. glaubt, dass diese Epilepsieform gewöhnlich im späten Kindesalter beginnt, progressiv verläuft und zu Veränderungen der Psyche führt.

Göring, Giessen.

131. **Erich Zurhelle**, Aachen, **Osteogenesis imperfecta bei Mutter und Kind**. (Beitrag zur Frage der Identität dieser Erkrankung mit der Osteopsathyrosis idiopathica.) Nach einem Demonstrationsvortrag i. d. Niederrhein. Gesellsch. f. Natur- u. Heilkunde zu Bonn, medicin. Abteil., 2. März 1913. (Aus der Kgl. Universitäts-Frauenklinik zu Bonn. Direktor: Professor Dr. O. v. Franqué.) *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk.*, Bd. LXXIV, 1913, S. 942.

Beschreibung eines 48 cm langen 6½ Pfund schweren, lebenden Kindes mit Osteogenesis imperfecta, dessen 31jähr. erstgebärende Mutter dieselbe Knochenanomalie aufwies.

Bucura, Wien.

c) Pathologie, Konstitutionslehre.

132. **C. Hart**, Berlin-Schöneberg, **Konstitution und Krankheit**. (Mit besonderer Berücksichtigung des weiblichen Genitalapparates.) *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk.*, Bd. LXXIV, 1913, S. 161.

Unter Konstitution versteht man die Summe aller der Faktoren, von denen im wesentlichen die grössere oder geringere Widerstandskraft des Organismus gegen von aussen kommende Schädigungen bedingt ist. Neben der anatomisch richt-, mess- und wägbaren Beschaffenheit des Körpers und der ihn zusammensetzenden Organe und Gewebe ist es vor allem die diesen innewohnende funktionelle innere und äussere Leistungskraft, die Art und Fähigkeit der Reaktion auf jeden einzelnen Reiz bestimmt. Unter Konstitution ist stets eine kongenitale Eigenart zu verstehen, die selbst

intrauterin erworbene traumatische und irgendwie geartete krankhafte Störungen der Frucht ausschliesst.

Der Begriff „Disposition“ deckt sich nicht ganz mit dem Begriff „Konstitution“. Disposition kann Konstitution sein, braucht es aber nicht zu sein; Disposition kann erworben werden, Konstitution im wahren Sinne nie. Eine abnorme Konstitution kann während der ganzen Lebenszeit des Individuums latent bleiben. Eine abnorme Konstitution kann diesen richt- und schätzbaren Ausdruck finden in einem bestimmten körperlichen Habitus, in bestimmten funktionellen Eigenschaften.

Der anatomische und funktionelle Zustand des weiblichen Genitales ist in hervorragendem Masse geeignet eine konstitutionelle Eigenart des Individuums zum Ausdruck zu bringen. Gerade beim Genitale kann der anatomisch-funktionelle Zustand bald nur Merkmal einer bestimmten Konstitution, bald aber innere Bedingung und Sitz eben auf ihm beruhender krankhafter Lebensäusserungen sein. Auf die Entwicklung des Habitus hat der Genitalapparat grossen Einfluss. Und gerade diejenigen Krankheiten, die auf Konstitutionsanomalien bezogen werden müssen, brechen in ihrer typischen Form fast nur mit und unmittelbar nach Eintritt der Körperreife aus. Doch handelt es sich hier nur um ein Manifestwerden einer von Anbeginn an vorhandenen allgemeinen Konstitution, einer primären Krankheitsanlage, und nicht um die Abhängigkeit von einer Unterentwicklung der Keimdrüsen. Im wesentlichen ist die Entwicklungshemmung dieses oder jenes Organes und Körperteiles unabhängig von jener des Genitalapparates bzw. der Keimdrüsen. Nur in solchen Fällen, in denen die letztere eine hochgradige ist, kann und muss sie gemäss dem Einfluss der Keimdrüsen auf den Gesamthabitus Bedeutung für die Körperentwicklung gewinnen und kann gelegentlich auch eine allgemeine Entwicklungshemmung bedingen.

Überhaupt ist der weibliche Genitalapparat von eminenter Wichtigkeit. Wie sein anatomischer Zustand als Merkmal einer besonderen Konstitution von Bedeutung ist, so bedingt er nicht minder infolge der entsprechend zerstörten funktionellen Leistungsfähigkeit Krankheitserscheinungen, die weit über die Genitalsphäre hinausreichen. Bei konstitutionell minderwertigen Individuen treten gerade vom Genitale aus eine Reihe von Erscheinungen und Folgezuständen auf, die von weittragendster Bedeutung sind: Menstruationsstörungen an und für sich, psychische Störungen zur Zeit der Menstruation, plötzliche Todesfälle zur Zeit der Menses, Selbstmord, Chlorose, Behinderung des Geschlechtsaktes durch Vaginismus und abnormer Enge der Scheide, Tubengravidität, Sterilität, Störungen der Geburtsaktes u. a. m.

Und schliesslich ist auch das Altern in bedeutendem Masse von konstitutionellen Faktoren abhängig. Ebenso wenig wie der Infantilismus von der primär anatomisch-funktionellen Minderwertigkeit der Keimdrüsen abhängig ist, ebenso wenig scheint der Präsenilismus in gesetzmässiger Beziehung zu einer früh- oder vorzeitigen Keimdrüsenatrophie zu stehen. Auch der Präsenilismus ist vielmehr als Folge bzw. Ausdruck konstitutioneller Minderwertigkeit zu werten.

Bucura, Wien.

133. F. Chvostek, Das konstitutionelle Moment in der Pathogenese des Morbus Basedowii. *Zeitschr. f. angew. Anatomie u. Konstitutionslehre*, Bd. I, H. 1, 1913.

Bei Kranken mit Morbus Basedowii findet sich in der Aszendenz eine Reihe von Momenten, durch welche die Möglichkeit gegeben ist, dass abnormes Keimplasma zum Aufbau zur Verwendung gelangte. Als solche sind in erster Linie Erkrankungen anzuführen, die mit Anomalien der Konstitution in Zusammenhang stehen: Gicht, Diabetes, Fettleibigkeit, Asthma, Chlorose und degenerative Erkrankungen des Nervensystems. Diese Momente lassen sich so häufig auffinden, dass ein bloss zufälliges Vorkommen auszuschliessen ist. Als Ausdruck der stattgehabten Behaftung finden sich in der Anamnese solcher Kranken Daten über abnorme Entwicklung und über das Auftreten von Erkrankungen, die mit abnormer Konstitution in Verbindung gebracht werden (Chlorose usw.). Man findet auch Entartungszeichen verschiedener Art in solcher Konstanz, dass auch hier ein Zufall ausgeschlossen ist. Man findet schliesslich in einer grossen Anzahl dieser Fälle auch anatomisch nachweisbare Veränderungen an den Organen, die als Ausdruck abnormer Körperverfassung gedeutet werden müssen. Somit sind in der Pathogenese des Morbus Basedowii neben den bereits im Anschluss gelegenen physiologischen Differenzen in der Körperverfassung und den durch das Alter bedingten, von Einfluss auf die durch die degenerative Anlage bedingte abnorme Körperverfassung.

Bucura, Wien.

134. **Erwin v. Graff und Josel Novak, Basedow und Genitale.** Nach Vortrag auf dem 15. Kongr. der deutschen Gesellsch. f. Gynäk. zu Halle a. S. am 14. Mai 1913. (Aus der II. Universitäts-Frauenklinik in Wien. Vorstand: Professor Dr. E. Wertheim.) *Arch. f. Gynäk. Bd. CII, H. 1, 1914.*

Im Symptomenkomplex des Basedow lassen sich drei Gruppen unterscheiden: sog. thyreotoxische Symptome mit Abmagerung, trophischen Störungen, Diarrhöen, wahrscheinlich auch Herzstörungen; dann Störungen im Gebiete des vegetativen Nervensystems, wie Exophthalmus, Tremor, Tachykardie, Schweisse; und schliesslich Störungen der Genitalfunktion. Da zwischen Thyreoidea und Genitale beiderseitig Wechselbeziehungen fraglos vorhanden sind, so ist es leicht denkbar, dass zwar primäre Genitalveränderungen teils durch direkte Beeinflussung der Thyreoidea teils durch eine Neigung des Sympathicus zum Ausbruch des Basedow führen können; andererseits aber, dass auch umgekehrt ganz ähnliche Genitalstörungen als Folge eines autochthonen Basedow auftreten können. Man könnte in diesem Sinne also von einem primären thyreogenen, einem primär neurogenen und einem primär ovarigenen Basedow sprechen.

Bucura, Wien.

135. **Reinhard von den Velden, Zur Lehre vom Infantilis-mus.** (Aus der medicin. Klinik der Akademie Düsseldorf.) *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk., Bd. LXXIV, 1913, S. 393.*

Bei Infantilis-mus sind die Veränderungen an den einzelnen Organen als die verschiedenen Erscheinungsformen einer krankhaften Konstitution aufzufassen, wobei der ganze Organismus oder bestimmte Teile eines Organsystems auf einer früheren Entwicklungsstufe stehen geblieben sind. Psychogene Hemmungen wie Förderungen können von grossem Einfluss sein, weswegen die Zusammenarbeit der Psychologen mit dem Mediziner

von Wichtigkeit wäre. Von praktischer Wichtigkeit wäre das Studium der Weitervererbung bestimmter Formen von Infantilismus mit Hilfe der biologischen Familienforschung und genaue Beobachtung des nicht erkrankten, heranwachsenden Individuums, um das erste Auftreten morphologischer wie funktioneller Hemmungen feststellen und eine entsprechende Prophylaxe ergreifen zu können.
Bucura, Wien.

136. **F. Ebeler, Tuberkulose und Schwangerschaft.** (Aus der gynäk. Klinik und der Tuberkuloseabteilung der Akademie zu Köln.) *Prakt. Ergebn. der Geburtsh. u. Gynäk.*, 1914, VI. Jahrg., H. 1, S. 87—129.

32 Fälle von manifester Tuberkulose. Abgesehen von 1 spontanen Abort und 1 Spontangeburt (Kind nach 12 Stunden gestorben) in allen Fällen Unterbrechung der Schwangerschaft (5 Erstgebärende; die anderen bis zu 10 Geburten). 8mal wird der Ausbruch der Krankheit mit der Schwangerschaft in Zusammenhang gebracht, 12mal hatte die Tuberkulose sich unabhängig von der Schwangerschaft bis zur jetzigen Höhe entwickelt; wesentliche Verschlechterung während der Gravidität wird 17mal = 58,6% angegeben. 5 Fälle gehören in Turban's 1. Stadium, 19 ins zweite, 3 ins dritte.

4 Todesfälle (6 Wochen, 8 Tage, 4 Wochen nach dem künstlichen Abort, $\frac{1}{2}$ Jahr nach Sectio im 9. Monat). Andererseits wurden 2 Fälle beobachtet, welche eine Schwangerschaft glatt überstanden hatten, obwohl schon vorher bei ihnen ein Abortus eingeleitet worden war.

Als Ergebnis der Nachuntersuchungen ist zu sagen, dass der Abortus in den ersten 4 Monaten recht Gutes leistet; unter Umständen aber auch die spätere Fehl- und Frühgeburt, bei Fällen des 1. und 2. Stadiums.

3 Fälle von gleichzeitiger Kehlkopftuberkulose; 1 starb nach 6 Wochen, die beiden anderen erholten sich jedoch und das Kehlkopfleiden kam zur Ausheilung.

Was die vorgenommenen Eingriffe anlangt (15 Aborte, 11 vaginale Korpusamputationen, 5 vaginale Totalexstirpationen), scheint die Korpusamputation der Totalexstirpation überlegen zu sein. Doch weist Verf. (mit Recht), besonders darauf hin, dass ein grosser Teil der Erfolge dem Umstande zuzuschreiben ist, dass die Kranken nach der Unterbrechung der Schwangerschaft in eine Heilstätte oder auf das Land gekommen sind. Ohne diese Massnahme bleibt die Unterbrechung ein zweckloses Beginnen.

Im Prinzip wird strengstes Eheverbot für tuberkulöse Mädchen gefordert, oder Vorstellungen über die Notwendigkeit der Kinderlosigkeit (im persönlichen Interesse, nicht von eugenischen Gesichtspunkten aus, Ref.). Kommt es zur Schwangerschaft, sorgfältige Beobachtung (Fieber, Gewichtsverlust etc.). Vorgehen individuell. Bei Fehlen von frischen Symptomen Abwarten; bei manifester Tuberkulose Unterbrechung zu jeder Zeit. Auch die künstliche Frühgeburt kann am Platze sein.

F. Kermauner, Wien.

137. **C. A. Crédé Hoerder, Tuberkulose und Schwangerschaft.** *Medizinische Reform, Halbmonatsschr. f. soz. Hygiene u. prakt. Medizin*, XXII. Jahrg., 1914, Nr. 2.

Im ersten Stadium der Tuberkulose (Lungenspitzenkatarrh) ist bei gutem Allgemeinzustand eine Unterbrechung der Schwangerschaft nicht

nötig, es genügt vielmehr gute Ernährung, event. Heilstättenkur (praktisch heutzutage beinahe undurchführbar infolge der Abneigung der Heilstätten, gravide Frauen aufzunehmen), schonende Entbindung, sorgfältige Pflege im Wochenbett, bei raschem Fortschreiten der Tuberkulose in der Schwangerschaft: nachherige Sterilisierung der Wöchnerin, andernfalls mindestens zwei Jahre Ruhe vor erneuter Schwangerschaft.

Bei schlechtem Allgemeinzustand des ersten Stadiums empfiehlt sich in den ersten Monaten Unterbrechung der Schwangerschaft, während bei fortgeschrittener Gravidität das Austragenlassen des Kindes das schonendere Verfahren darstellt. Im vorgeschrittenen Stadium der Tuberkulose gelten im allgemeinen die gleichen Grundsätze, auf jeden Fall aber soll die Frau nachträglich sterilisiert werden.

Es empfiehlt sich, die Indikation zur Unterbrechung der Schwangerschaft stets von zwei Ärzten (einem Internisten und einem Gynäkologen) gemeinsam stellen zu lassen.

Wichtig erscheint die Errichtung zentraler Fürsorgestellen, wo die Frauen nicht bloss beraten, sondern auch die erforderlichen Massnahmen gleich ausgeführt werden, vor allem auch die nachträgliche Sterilisation, die sowohl im Interesse der einzelnen Mutter als auch vom Standpunkte der Eugenik zu fordern ist, um die Züchtung tuberkulöser Individuen, und damit die Verschlechterung der Rasse, zu verhindern.

Martha Ulrich, Berlin.

138. **v. Hanseemann, Berlin, Über präkanzeröse Krankheiten.**
Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk., Bd. LXXIV, S. 149.

Ursache des Karzinoms ist langdauernder lokaler Reiz und Disposition. Zur Entstehung des Karzinoms bedarf es der durch den chronischen Reiz hervorgerufenen anaplastischen Umwandlung des Zellecharakters. Der Krebs Jugendlicher entsteht bei grosser Disposition, wobei der Reiz geringer und kurzdauernder zu sein braucht. Durch Auslese wird der Krebs nach dem 60. Lebensjahre seltener, da die Disponierten schon längst gestorben sind. Die Disposition kann auch lokal beschränkt und an eine bestimmte Zellart gebunden sein; dafür sprechen Dauerheilungen nach Radikaloperationen.

Präkanzeröse Erkrankungen sind chronische Entzündungen mit konsekutiven hyperplastischen Veränderungen. Doch auch nicht entzündliche Hyperplasien können das Vorstadium des Karzinoms bilden.

Manche Schädigungen, die bei geeigneter individueller Disposition zur Karzinombildung führen, sind vermeidbar, andere wieder lassen sich bei genügender frühzeitiger Aufmerksamkeit beseitigen.

Den präkanzerösen Krankheiten und Zuständen sollte eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden, um dieselben genau kennen und werten zu lernen. Die Hausärzte sollten hier durch genaue Beobachtung der Familienmitglieder ihrer Klientel auch im gesunden Zustand, die Ärzte überhaupt durch Beachtung aller Erscheinungen an sich selbst, werktätig mithelfen.

Bucura, Wien.

139. **A. Blau, Wesen und Bedeutung der Dysmenorrhoe.** *Med. Klinik*, 1913, Nr. 17 u. 18.

Die Frage nach dem Wesen der Dysmenorrhöe ist auch heute noch nicht in allen Punkten gelöst. Vor allem ist zu unterscheiden zwischen primärer und sekundärer Dysmenorrhöe. Nach der Hermannschen Statistik menstruieren nur 40% aller Frauen ohne Schmerzen, und bei 10—20% der Mädchen sind die Schmerzen so stark, dass Bettruhe nötig ist. Die älteste Theorie ist die mechanische Genese der Dysmenorrhöe. Später kam besonders die Lehre der inflammatorischen Dysmenorrhöe zur Geltung. Dann sprach man von einer ovariellen und uterinen Dysmenorrhöe. In allen Zeiten war man der Überzeugung, dass die ovarielle Dysmenorrhöe an Häufigkeit weit hinter der uterinen Dysmenorrhöe zurückstehe. Speziell der Hysterie wurde grosse Bedeutung zugesprochen. In neuerer Zeit mangelt es nicht an Hypothesen, welche die Pathologie der menstruellen Blutung überhaupt und damit auch die dysmenorrhöischen Schmerzen auf biologischem Wege, durch Hormonwirkung, zu erklären suchen (Schickele, Klein, Frankl etc.). Verf. ist der Ansicht, dass die mechanische Theorie nach wie vor ihre Stütze in den Erfolgen der bezüglichen therapeutischen Massnahmen findet. In den weitaus überwiegenden Fällen von Dysmenorrhöe sei diese bedingt durch eine „Schwäche des Nervensystems, welche ebenso wie der hypoplastische Zustand des Genitalsystems eine Teilerscheinung jener Konstitutionsanomalie ist, welche man als asthenischen Infantilismus bezeichnet“. Deshalb wird es immer die Hauptsache bleiben, bei der Therapie den gesamten Zustand des Individuums zu berücksichtigen und eine entsprechende ätiologische Behandlung einzuleiten.

G. Hirsch, München.

140. **Guenter Enderlein, Ein hervorragender Zwitter von *Xylocopa mendozana* aus Argentinien.** *Stettin, Entomolog. Zeitschr.*, 1913, S. 124—140. Mit 1 Tafel.

Ein ganz merkwürdiges Exemplar von einem lateralen Hermaphroditen. Die rechte Seite ist äusserlich männlich organisiert. Sie weist zum grössten Teile die männliche hellbraungelbliche Färbung auf, hingegen die linke vollständig die weibliche, nämlich eine tiefschwarze Färbung. Diese Unterschiede sind ganz besonders auch an den Flügeln ausgeprägt. Der rechte Trochanter der Vorderbeine besitzt vor dem Ende einen spitzen nach unten gerichteten Dornfortsatz, der linke nicht, der rechte Vordersehenkel ist etwas breiter als der linke und an der Basis nach hinten zu ganz besonders verbreitert, der rechte Trochanter der Hinterbeine zeigt am Ende eine etwas zahnartig ausgezogene Ecke, die dem linken fehlt, der rechte Hinterschenkel ist an der Basis etwas steiler nach hinten zu verbreitert als der linke, alle Schienen der linken Seite sind etwas dicker als die der rechten u. a. m. Die Erscheinungen des lateralen Hermaphroditismus sind aber nicht ganz durchgeführt, so dass man den vorliegenden Fall als gemischten ansprechen kann. Lateral gynandromorph ist der Kopf ohne Gesicht, Stirn und Scheitel, sowie der Thorax mit Beinen und Flügeln. Vorherrschend transversal gynandromorph dagegen das Abdomen oben mehr männlich, unten weiblich, der Kopf ohne Gesicht zum grössten Teile weiblich, während er in Gesicht, Stirn und Scheitel scharf lateral gynandromorph ist.

Wertvoll ist zum Schluss eine Zusammenstellung aller bisher beobachteten Hymenopteren-Zwitter (111 Fälle an 78 Spezies).

Buschan, Stettin.

d) Sozialwissenschaft.

141. E. Rösle, Die Statistik des Geburtenrückganges in der neueren deutschen Literatur. *Archiv f. soz. Hygiene, Bd. VIII, H. 2, S. 145.*

Verf. unterzieht in dieser Abhandlung drei jüngst erschienene Arbeiten über den Geburtenrückgang einer sehr eingehenden Kritik. Es sind dies: Bornträger, „Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung“, J. Marcuse, „Die Beschränkung der Geburtenzahl. Ein Kulturproblem“, und vor allen Wolf, „Der Geburtenrückgang“. Rösle wendet sich vor allen gegen die immer mehr zunehmende Oberflächlichkeit bei der Verwendung und Zitierung statistischer Ergebnisse an Stelle eigener dahingehender Untersuchungen. Man findet daher sehr oft in derartigen Arbeiten dieselben Statistiken wieder. Ferner glaubt Verf., dass die Internationalität dieses Problems viel zu wenig berücksichtigt wird, und dass nur dann eine befriedigende Lösung dieser Aufgabe zu erwarten sei, wenn eine organisierte internationale Statistik durchgeführt wird.

W. Vollhardt, Kiel.

142. Ludwig Jens, Hamburg, Was kosten die schlechten Rassen-elemente dem Staat und der Gesellschaft? *Archiv f. soz. Hygiene. Bd. VIII, H. 2 u. 3, S. 213.*

Im Jahre 1911 erliess die „Umschau“, Wochenschrift für die Fortschritte in Wissenschaft und Technik (Frankfurt), ein Preisausschreiben über obiges Thema. Von fünf eingelaufenen Arbeiten erhielt diese den Preis. Verf., der selbst als Beamter der Armenanstalt in Hamburg tätig ist, hat dieser fleissigen Arbeit das Hamburger Material des Jahres 1906 zugrunde gelegt. Er gruppiert es folgendermassen: Ausgaben auf Grund des Reichsversicherungsamtes, sonstige Ausgaben des Hamburgischen Staates und Ausgaben der Privatwohlthätigkeit. An der Hand zahlreicher Tabellen und detaillierter Rechnungen, die im Original einzusehen sind, kommt er schliesslich bei den Gesamtausgaben auf die für eine Stadt recht ansehnliche Summe von 31½ Millionen. Hierbei sind allerdings auch Ausgaben für Kinderkrippen, Wöchnerinnenheime etc. mitgerechnet, die streng genommen wohl nicht zu den Unkosten für schlechte Rassen-elemente zu zählen sind. Jens bezweifelt, dass die weiter gestellte Frage nach der angeborenen Minderwertigkeit von einem Untersucher mit umfänglichem Material exakt beantwortet werden kann, weil die Erforschung des Lebenslaufes jeder einzelnen Person praktisch unmöglich ist.

W. Vollhardt, Kiel.

143. Kreisarzt Curtius, Stendal, Die Abnahme der Geburten-ziffern im Regierungsbezirk Magdeburg. *Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin, 1914, H. 1.*

Nach einem kurzen geschichtlichen und allgemeinen Überblick kommt Verf. auf den Geburtenrückgang im Regierungsbezirk Magdeburg zu sprechen, der besonders schnelle Fortschritte gemacht hat. (39,9 p. M. Geburten 1885, 26,16 p. M. 1912; Preussen 39,3 auf 29,75 p. M.!)

Vor allem macht sich diese Tatsache in den Stadtgemeinden bemerkbar, wo früher die Geburtenziffern höher waren als auf dem Lande. Am geringsten ist die Abnahme der Geburten noch in den Kreisen, wo die Bevölkerung meist landwirtschaftlich tätig ist.

Weder ein Nachlassen der Fortpflanzungsfähigkeit, noch eine Degeneration kommt hierfür in Betracht, auch spielt ein vorübergehendes Sinken der Eheschliessungen keine besondere Rolle, die Hauptursache ist der Wille wenig Kinder zu haben, der durch die Anwendung und leichte Zugänglichkeit antikonzeptioneller Mittel unterstützt wird. Verf. glaubt, dass bis in absehbarer Zeit der Rückgang der Sterblichkeit die abnehmende Geburtenzahl paralysieren werde.

Obwohl im allgemeinen eine Bekämpfung dieses Zustandes ziemlich aussichtslos ist, empfiehlt es sich doch als Abwehrmassregel den Handel und die Anpreisung der antikonzeptionellen Mittel gesetzlich möglichst einzuschränken und kinderreichen Familien durch staatliche und kommunale Behörden alle nur möglichen Begünstigungen zu gewähren.

Vollhardt, Kiel.

144. **R. Schaeffer, Berlin, Statistische Beiträge zum Geburtenrückgang in Deutschland.** *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk.*, Bd. LXXIV, 1913, S. 636.

Verfs. Zahlen und Schlussfolgerungen betreffen seine Poliklinik für Frauenkrankheiten und umfassen einen Zeitraum mit 16 Jahren mit 7430 verwertbaren Fällen. Aus diesem Material geht hervor, dass in den letzten 8 Jahren die Zahl der Vielgebärenden erheblich abgenommen hat, und zwar proportional der steigenden Zahl der vorangegangenen Geburten. Die Geburtenzahl der einzelnen Frauen sinkt von Jahrfünft zu Jahrfünft bis in die Jetztzeit, und zwar nicht nur stetig, sondern progressiv. Weiters ist dem Material zu entnehmen, dass nicht das Kinderbekommen, sondern das Viel-Kinderbekommen abgenommen hat. Die Gesamtzahl der Aborte hat in den letzten 8 Jahren nur ganz unbedeutend zugenommen; bei Verheirateten deutliche Abnahme, bei Ledigen Zunahme. Eine Zunahme durch genitale Erkrankungen bedingter Konzeptionsunfähigkeit ist nicht festzustellen, wohl aber deutlich eine gewaltige Zunahme der gewollten Konzeptionsbehinderung. Das Verhältnis der Geburten zu den Aborten hat sich im Laufe der letzten 30—40 Jahre aus 100:9,86 zu 100:32,4 verwandelt.

Da die wesentliche Ursache des Geburtenrückganges gewollte Konzeptionsverhinderung, also Konzeptionsunlust ist, so ist letztere zu bekämpfen: Die Aufzucht der Kinder, muss, besonders bei kinderreichen Familien, erleichtert werden, und zwar vom Staate, als den an einer Volksvermehrung am meisten Interessierten.

Bucura, Wien.

145. **Chr. Tränckner, Und die Töchter des kleinen Mannes?** *Die Hilfe*, 1914, Nr. 10¹⁾.

Während durch die Schulreformen von 1908 das Problem der Bildung für die Töchter des mittleren und höheren Bürgerstandes in befriedigender Weise gelöst erscheint, ist für die geistigen Bedürfnisse der Mädchen aus dem Stande der Handwerker, besseren Arbeiter, kleinen

¹⁾ Anm. bei d. Korrektur. Dieses Referat, welches die Frauenbildung betrifft, ist durch Irrtum in die Spalte „Sozialwissenschaft“ geraten. D. Red.

Beamten etc. schlechter als früher gesorgt, da dem alten, früher vielfach auch als blosses Bildungsmittel benutzten Lehrerinnenseminar in dem Oberlyzeum eine gefährliche Konkurrenz erwächst. Als Ersatz hierfür empfiehlt Verfasser die Gründung von Mädchenvolkshochschulen. Ihre Aufgaben erstrecken sich nach verschiedenen Richtungen. Sie sollen einerseits der Fortbildung der weiblichen Jugend der genannten Stände dienen (sei es in rein idealer Befriedigung geistiger Bedürfnisse oder zu dem Zweck, den Mädchen den Übergang an eine höhere Lehranstalt — Lyzeum — zu erleichtern), andererseits — als ein Analogon der Frauenschulen für die höheren Stände — sie in allen Zweigen weiblicher Betätigung praktisch ausbilden und ihnen dadurch den Eintritt in die verschiedensten Berufe ermöglichen.

Der Mädchenvolkshochschule könnte ein Frauensekretariat zum Zwecke der Stellenvermittlung, der Rechtsauskunft, der ästhetischen und hygienischen Erziehung etc. etc. angegliedert werden.

Als Begründer dieser vielseitigen Anstalten kämen in erster Linie die Stadtgemeinden in Betracht, und zwar erscheint die Mittelstadt als der geeignetste Boden für sie.

Martha Ulrich, Berlin.

146. Wally Zepler, Landwirtschaftliche Frauenarbeit. Soziale Monatsh., H. 7, 1914.

An der Hand einschlägiger Publikationen wird das Problem der landwirtschaftlichen Frauenarbeit nach der Seite der sozialen Gliederung, der allgemeinen Lebensbedingungen, der Arbeitsleistung und der Arbeitszeit etc. erörtert. Es schaut nicht viel Anmutendes bei dieser Würdigung heraus. Trauriges Licht fällt besonders auf das Fehlen bzw. die auch durch die neue Reichsversicherungsordnung nicht behobene Mangelhaftigkeit des Mutterschutzes auf dem Lande. „Das Schlimmste aber ist, dass sie (die Kleinbäuerin) sich auch vor und nach den rasch aufeinanderfolgenden Geburten keinerlei Pflege angedeihen lassen kann, und dass sie sich oft nicht einmal zum Stillen, geschweige denn zur Beaufsichtigung und Erziehung der Kinder Zeit lässt.“

Henr. Fürth, Frankfurt.

147. Gisela Michels-Lindner, Die italienische Mutterschaftsversicherung und ihre Bedeutung. Archiv f. Sozialwissenschaft. u. Sozialpolitik, Bd. XXXVIII, H. 1.

Die Verfasserin gibt einen Überblick über die Notwendigkeit, die Entwicklung und das Wesen der Mutterschaftsversicherung. Von insgesamt 822 714 gewerblichen Arbeitern sind 410 422 weibliche. Davon 321 023 in der Textilindustrie. Ein gewisser privater Schutz besteht seit 1862. Das staatliche Schutzgesetz datiert von 1909. Es wurde 1911 durch ein Reglement ausgebaut. Die Unterstützung beläuft sich auf 40 Lire pro Wochenbett, von denen der Staat 10 Lire zuschießt. Man veranschlagt den jährlichen Staatsbeitrag mit 300 000 Lire. Die Hälfte der laufenden Beitragskosten geht zu Lasten der Versicherungsnehmerinnen. Die Auszahlung der Unterstützung ist mit allerhand lästigen Formalitäten beschwert. Auch ist der Kreis der Versicherungsnehmer ein eng begrenzter. Er ist auf die industrielle Arbeiterschaft beschränkt, also die Arbeiterinnenkategorie, der für einen Monat nach der Entbindung die gewerbliche Arbeit untersagt ist. Dringend zu wünschen wäre auch die Gewährung von Stillprämien.

Henr. Fürth, Frankfurt a. M.

e. Jurisprudenz, Kriminalistik, forensische Medizin.

148. **Georges Bogdan, Jassy, Ein Fall von Kindsmord während der Entbindung.** *Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin u. öffentl. Sanitätswesen*, 1914, H. 1, S. 121.

Verfasser tritt der Meinung verschiedener Autoren entgegen, dass es unmöglich für die Gebärende sei, in liegender Stellung irgendwelche Manipulationen an dem kindlichen Kopf, der eben die Vulva verlassen hat, vorzunehmen. Daran anschliessend wird über einen Fall berichtet, der praktisch diese Frage berührt.

Ein 16jähriges Mädchen führte während der Geburt, sobald sie den Kopf aus der Vulva heraustreten fühlte, beide Hände um den Hals des Kindes. Darauf, als ihre Kräfte sie verliessen, führte die ihr beistehende Mutter noch einen Schlag mit der Fläche eines Hackbeiles nach dem Kopf des Kindes. Die Obduktion bestätigte das volle Geständnis des Mädchens (Würgspuren am Halse, Ekchymosen am Perikard, Schädelbruch). Am Schlusse kommt der Verfasser zu dem Resultat, dass rechtlich die Mutter als die Mörderin, das Mädchen nur als die Mithelferin zu betrachten sei, da der Schädelbruch sicher, die Würgversuche nur unter besonderen Bedingungen den Tod des neugeborenen lebensfähigen Kindes hervorgerufen haben.

Vollhardt, Kiel.

149. **Flinker, Czernowitz, Die strafrechtliche Verantwortlichkeit des Weibes.** *Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin*, 1914, Supplement I, S. 300.

Heute wie vor Jahrhunderten nimmt die Frau eine Sonderstellung im Rechte der Völker ein. Am meisten war dies wohl im Code Napoléon der Fall, in welchem die Frau geradezu rechtlos dastand. Betrachtet man dagegen das Strafrecht, so findet man, dass hier zwischen Mann und Frau so gut wie kein Unterschied besteht.

Und doch verlangt die Sonderstellung der Frau, die ihr von der Natur eingeräumt ist, auch eine Sonderstellung im Strafrecht. Bei dem Weibe ist der Körper und die Psyche in hohem Masse von den sexuellen Vorgängen abhängig, und wenn die Völker vor Zeiten den mächtigen Einfluss dieser Vorgänge schon ahnten, hat heute die Wissenschaft besonders durch die Lehre von der inneren Sekretion Klarheit und Verständnis in viele bis dahin mystische Dinge gebracht. An unserer Zeit ist es deshalb, auch für die Frau, ebenso wie für die Jugend, im Strafgesetz eine besondere Fürsorge zu schaffen.

Vollhardt, Kiel.

150. **P. Fränkel, Berlin, Die Beurteilung von Zwittern im Lichte neuerer biologischer Ergebnisse.** *Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin*, 1914, Supplement I, S. 343.

Verfasser schliesst sich im wesentlichen der Auffassung Strassmanns an, dass man bei klinisch unbestimmbarem anatomischem Geschlecht berechtigt sei, sich auf Grund aller übrigen körperlichen und psychischen Merkmale zu entscheiden. Diesem „anatomisch-funktionellen“ Standpunkt steht der „rein anatomische“ gegenüber, der bei äusserlich nicht bestimmbaren Keimdrüsen sogar eine Laparotomie fordert. Weiter wird auf die Frage eingegangen, inwieweit die neueren biologischen Forschungen über die Keimdrüsen und ihre Beziehungen zum

Sexualcharakter die Stellung zu diesem Problem beeinflussen. Vor allem muss hier die Lehre von der inneren Sekretion der Keimdrüsen herangezogen werden. Beim Manne wird die innersekretorische Drüse von den Leydig'schen Zwischenzellen gebildet, die stets, wie Versuche lehren, auch bei Fehlen des germinativen Anteils des Hodens, die sekundären Geschlechtscharakter bestimmen. Das Analogon dazu beim Weibe bildet die sogenannte interstitielle Eierstocksdrüse, während das Corpus luteum nicht für die Geschlechtscharakter, sondern für Menstruation, Einnistung, Entwicklung des Eies usw. verantwortlich zu sein scheint. Schliesslich sind hier noch die vielfachen Wechselbeziehungen zwischen Keimdrüsen und anderen Drüsen von Wichtigkeit.

Verfasser kommt im Anschluss an andere Autoren zu der Vermutung, dass bei Hermaphroditismus die eigentlichen innersekretorischen Gewebe der Keimdrüse nicht mit dem germinativen in normaler Wechselbeziehung stehen, sondern dass diese Organe in falsche Verbindung geraten, d. h. männliche Zwischenzellen mit Follikelgewebe, weibliche mit Samenkanälchen vereinigt sind. Da aber das Zwischengewebe heute weder anatomisch noch serologisch differenziert werden kann, so muss der Vorschlag, das Geschlecht des Zwitter unter Mitberücksichtigung der äusseren Erkennungszeichen der Geschlechtsstoffe zu bestimmen, nur gebilligt werden.

Vollhardt, Kiel.

151. **Haberda, Wien, Die Empfängniszeit.** *Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin, 1914, Supplement I, S. 362.*

Die Arbeit des gerade auf diesem Gebiet bekannten und erfahrenen Verfassers beschäftigt sich mit der Frage, ob die vom Gesetz gestellten Termine der Empfängniszeit richtig fixiert sind, oder ob Überschreitungen dieser Zeiten bei der Schwangerschaft so häufig vorkommen, dass auch im Gesetz diesem Zeitraum weitere Grenzen zu setzen sind. Solche Untersuchungen, die schon in verschiedenen Ländern angestellt wurden, haben, was die bisher geltenden Anschauungen über Reifezeichen der menschlichen Frucht anlangt, zu bemerkenswerten Resultaten geführt, die für den Sachverständigen von Bedeutung sind.

Bei Verwertung der sogen. Reifezeichen ist die grösste Vorsicht zu gebrauchen, da „reif“ und „ausgetragen“ sich durchaus nicht zu entsprechen brauchen. Besonders ist hier eine Arbeit von Marie Kjölseth (Christiania) von Wichtigkeit (Monatschr. f. Geb. u. Gyn. 1913, Ergänzungsheft, Seite 216), die bei mehr als 1000 Untersuchungen zu dem Ergebnis kommt, dass aus keinem einzigen der gebräuchlichen Reifezeichen auf die Dauer der Schwangerschaft geschlossen werden kann.

Haberda vertritt in seinem Gutachten von jeher den Standpunkt, dass, wenn bei einem reifen Kind selbst 1—2 Monate auf die Durchschnittsdauer der Schwangerschaft fehlen, oder wenn 1 Monat und mehr über die Durchschnittsdauer vergangen sind, man die Möglichkeit der Zeugung innerhalb des konkreten Zeitraumes nicht für ausgeschlossen erklären kann.

Zwölf Fälle aus der Praxis des Verfassers zeigen die praktische Anwendung des Ausgeführten.

Vollhardt, Kiel.

152. **A. Hegar, Der fahrlässige Abort.** *Beitr. zur Geburtsh. u. Gynäk.*, 1913, Bd. XVIII, S. 307.

Hegar tritt dafür ein, den Begriff des fahrlässigen Abortus in die Kriminalistik aufzunehmen. Die Herbeiführung des Abortus hat stets ihre Gefahren, wie das besonders die Untersuchungen von Aschoff gezeigt haben, und kann selbst zum Tode führen. Um fahrlässigen Abort handelt es sich, wenn etwa der Arzt die Schwangerschaft nicht erkennt, oder nur vermutet, und irgend etwas unternimmt, wodurch der Abortus herbeigeführt werden kann. Hegar hat einer Strafverhandlung beige- wohnt, in welcher der Arzt wegen fahrlässiger Körperverletzung zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt worden ist. Der Arzt soll von jedem Eingriff, von jeder Medikation Abstand nehmen, wenn Verdacht auf Schwangerschaft vorliegt; selbst das Verschreiben von Aqua forniculi kann ihn, wenn nachher zufällig ein Abortus eintritt, in Verdacht bringen. Einfach ab- warten; nur in jenen Fällen, in welchen Unterbrechung der Schwanger- schaft unbedingt nötig wäre, darf ein Eingriff zur event. Feststellung der Schwangerschaft ausgeführt werden.

F. Kermauner, Wien.

153. **J. Veit, Der Geburtenrückgang, seine Ursache und die Mittel zu seiner Bekämpfung.** *Prakt. Ergebn. d. Geburtsh. u. Gynäk.*, 1913, V. Jahrg., S. 219.

Die gebräuchlichen Wege zur Beschränkung der Geburten sind die antikonzeptionellen Mittel und der künstliche Abort. Von ersteren sind speziell die Intrauterinpessare sehr verbreitet. Veit berichtet kurz über einen forensischen Fall, in welchem nicht das Einlegen des Apparates, sondern nur die durch denselben gesetzte Beschädigung der Frau als fahrlässige Körperverletzung bestraft worden war. Zur Entlastung diente die Aussage eines Arztes, dass er in einem Ort von 17 000 Einwohnern den Apparat schon über 200 mal eingelegt habe. Veit erörtert daher die Frage, ob es möglich ist, das indikationslose Einlegen solcher Pessare strafbar zu machen.

Das Einlegen ist eine Operation. Nun sind Operationen öfters mit Unrecht als Körperverletzungen betrachtet worden. Der Unterschied zwischen Körperverletzung und Operation besteht gerade in der Indikation. Wird das Pessar aus bestimmter medizinischer Indikation eingelegt, so ist das eine Operation; geschieht es ohne Indikation, so ist es eine Körper- verletzung, und zwar eine vorsätzliche, nicht eine fahrlässige. — Nun hat man auch eine soziale Indikation postuliert. Aber selbst bei der Tuberkulose ist sie nicht soweit anerkannt, dass überhaupt der Konzeption allgemein vorgebeugt werden müsste; noch viel weniger bei gesunden Frauen. Speziell kann die Neurasthenie keine solche soziale Indikation abgeben oder stützen. Wohl aber kann Neurasthenie die Folge von Konzeptionsverhütung sein, oder es kann — abgesehen von der Möglichkeit des Abortus durch das Pessar — schwere Schädigung des Organismus eintreten.

Es wäre also vorzuschlagen, dass das indikationslose Einlegen von Intrauterinpessaren an sich schon als vorsätzliche Körperverletzung zu ahnden ist. Man braucht dazu kein eigenes Gesetz; es müsste nur zwischen Ärzten und Juristen Übereinstimmung herrschen. —

Gegen das Überhandnehmen des Abortus würde die gegenwärtige Gesetzgebung ebenfalls genügen, durch strengere Verpflichtung der Hebamme zur Anzeige, die ihr im § 25 ihrer Dienstanweisung ohnehin vorgeschrieben ist. Ausserdem wäre es sehr zweckmässig, wenn die Schwangere selbst, an welcher der Abortus ausgeführt worden ist, straffrei erklärt werden würde, oder ihr wenigstens bei guter Führung die Strafe erlassen würde, falls sie die Anzeige erstattet. Natürlich soll damit nicht etwa der indikationslose Abortus überhaupt straflos werden.

F. Kermauner, Wien.

154. **Grentrup, Die Rassenmischehen in den deutschen Kolonien und das kanonische Recht.** *Archiv f. katholisches Kirchenrecht, Bd. XCIV.*

Wie auf allen gemeinschaftlichen Gebieten, so ist auch bezüglich der Rassenmischehen in den deutschen Kolonien ein einträchtiges Zusammenwirken der kirchlichen und staatlichen Gewalt notwendig. Es wäre sehr zu bedauern wenn sich in diesem Punkte eine prinzipielle Gegensätzlichkeit herausbilden würde. Objektiv begründet würde sie nicht sein. Als Grundsatz muss vielmehr festgehalten werden, dass die berechnigte Forderung der Kirche und die berechtigten Forderungen des Staates sich ihrer Natur nach nicht feindlich gegenüber stehen. Schwer ist es allerdings bisweilen, die richtige Mittellinie zu finden. Aber bei beiderseitigem guten Willen lässt sich auch diese festlegen. Darum wird sich auch in der Frage der Mischehen ein Modus finden lassen, der sowohl den Prinzipien der Kirche als den Interessen des Staates gerecht wird. Den richtigen Weg hat Staatssekretär Dr. Solf selber bezeichnet, in dem er in der Kommissionssitzung des Reichstages vom 20. März 1912 ausführte, dass man vielleicht durch eine Trennung der bürgerlichen von der kirchlichen Sanktion zum Ziele komme. Es sei nicht nötig, dass man an eine kirchlich abgeschlossene Ehe alle Konsequenzen der bürgerlichen Ehe knüpfe.

Der Biologe wird diesen Kompetenzstreit zwischen Kirche und Staat so lange als verfrüht betrachten müssen, als die biologischen Folgen der Rassenmischung mit Bezug auf die konstitutive und generative Kraft der Mischlingskinder noch nicht einwandfrei erkannt sind. (Ref.)

Max Hirsch, Berlin.

f. Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte.

155. **Dr. C. H. Stratz, den Haag, Schwangerschaft in der Kunst.** (Nach einem Vortrag, gehalten auf dem Gynäkologenkongress in Halle 1913.) *Zeitschr. f. Geburtsh. u. Gynäk., Bd. LXXIV, 1913, S. 899.*

Die auch sonst oft schwierige Schwangerschaftsdiagnose ist bei Kunstwerken um so schwieriger, als hier alle anderen Hilfsmittel ausser der Inspektion versagen. Aus den Symptomen: Auftreibung des Leibes, volle Brust, eigentümliche Haltung mit vorgestrecktem Leib und zurückgebogenen Schultern, darf eine wissenschaftliche Diagnose auf Schwangerschaft nicht gestellt werden. So findet man in der menschlichen Kunst des Mittelalters oft Gestalten, die eine Schwangerschaft vortäuschen; diese absichtliche „Pseudogravidität“ ist durch die Kleidertracht bedingt,

die Schultern und Brüste zusammendrängt und nach hinten schiebt, den Unterleib aber durch die künstliche Schnabbe übertrieben betont und nach vorne drängt. Dieses Ideal des bekleideten Weibes ist auch auf den nackten Körper übertragen worden. Man findet dies bei den Memlingschen, Holbeinschen, Dürerschen und ganz besonders bei den Cranachschen Gestalten.

Bei den Schwangerendarstellungen hat man zu unterscheiden zwischen bewussten, bei denen aus dem Zweck des Bildes die Absicht hervorgeht, dass es sich um eine Schwangere handelt, und zwischen unbewussten, in den der Künstler ein objektiv als Schwangere gekennzeichnetes Modell naturgetreu dargestellt hat, ohne ihren Zustand zu erkennen.

Bewusste Abbildungen von Schwangeren finden sich in der klassischen Kunst überhaupt nicht, häufig dagegen in den Kunstwerken primitiver Völker und in der christlichen Kunst. Die älteste stammt aus der älteren Steinzeit. Hingegen ist die aus derselben Zeit stammende Venus von Brassempoy und ein ihr ähnliches Figürchen, entgegen der Ansicht vieler Archäologen, nicht als Schwangere aufzufassen, sondern als durch Fettansatz bedingte üppige Formenfülle.

Bei den Japanern ist die Schwangere ausser der Auftreibung des Unterleibes, den stärker pigmentierten Brustwarzen, dem Klaffen der Vulva u. a. auch durch das Gürtelband (Shitaobi) gekennzeichnet. Dieser Gürtel umspannt den Fundus uteri und wird selbst im Bade nicht abgelegt.

Als ungewollte Darstellung einer Schwangeren aus der Hochrenaissance gilt die sogen. Venus von Urbino von Tizian. Doch weist Verfasser nach, dass es sich hier weder um eine gewollte noch um eine unbewusste Darstellung von Gravidität handelt, sondern höchstens um ein anatomisches Versehen.

Dafür handelt es sich bei den zwei berühmten Gemälden Rembrandts, Susanna im Bade aus dem Mauritshuis im Haag und Bathseba im Bade aus dem Louvre in Paris, um ungewollte Schwangerschaftsdarstellungen, wie dies Verfasser wohl zum erstenmal historisch beglaubigt nachweist. Im ersten Bild war das Modell Rembrandts Gattin, die etwa sechs Monate nach Entstehung des Gemäldes ein totes Mädchen gebar. Zum zweiten Bilde diente als Modell Hendrikje Stoffels (Juli 1654). Im Oktober erfolgte die Geburt eines Mädchens. Bei beiden ist die Diagnose „Schwangerschaft im 4. bzw. 7. Monat“ aus den Gemälden deutlich zu stellen.

Bucura, Wien.

156. Hans Schneickert, Wie man vor 150 Jahren über das Tanzen dachte. *Sexual-Probleme*, 1914, H. 4.

Verfasser geht von den Anschauungen über die modernen Tänze, vor allem den „Tango“ aus und bringt eine hübsche Zusammenstellung interessanter Äusserungen darüber. Dann folgen längere Ausführungen von J. J. Rousseau (Auserlesene Gedanken über verschiedene Gegenstände aus der Moral und Politik) und von Joh. Heinr. Gottlob von Justi (Betrachtung über den Umgang beyderley Geschlechter). Man sieht daraus, dass damals die Meinungen ebenso geteilt waren wie heute und — wie sie wohl immer sein werden!

Dück, Innsbruck.

Kritiken.

Bucura, Constantin J., Geschlechtsunterschiede beim Menschen. Eine klinisch-physiologische Studie. Wien, Leipzig, Alfred Hölder, 1913, 165 S. 3 Mk.

Für jeden, der sich mit den jetzt aktuellen Fragen der Biologie des weiblichen Organismus beschäftigt, wird dieses Buch willkommen sein. Er wird hier eine gute und übersichtliche Zusammenstellung finden, auf reichen literarischen Kenntnissen gestützt, kritisch gesichtet und von eigenen Gesichtspunkten aus vorgetragen. Dem Nichtmediziner sei es als zuverlässige Grundlage empfohlen für soziale, statistische oder psychologische Arbeiten.

Das erste Kapitel behandelt die körperlichen Geschlechtsunterschiede. Es war mir sehr interessant, um nur dies zu erwähnen, dass Bucura zu der Auffassung gelangt, dass die Keimdrüse für das männliche und weibliche Geschlecht nicht die entsprechend gleichwertige Bedeutung besitzt. Die Entfernung dieser Organe, auch in früherer Zeit, hat nicht dieselben Folgen für den Organismus (Knochenwachstum, Geschlechtstrieb); die Wirkung dieser Organe in der Pubertät ist beim männlichen und weiblichen Geschlecht verschieden, ebenso bei ihrem physiologischen Ausfall. Es gibt also Geschlechtsunterschiede in bezug auf die innere Sekretion der Keimdrüsen, ausserdem spricht vieles dafür, dass an diesen Veränderungen auch noch andere innersekretorische Drüsen beteiligt sind.

Das zweite Kapitel — Unterschiede des Geschlechtslebens — brachte mir einige Überraschung. Hier vertritt Bucura die Ansicht, dass bei Tier und Mensch der Geschlechtstrieb des weiblichen Teiles etwas primärer ist als derjenige des männlichen; er entsteht bei ersterem infolge der die Brunst charakterisierenden periodischen Wirkung der Ovarien; Brunst und Menstruation sind gleichartige Vorgänge; der weibliche Teil ist in Wirklichkeit der aggressive, die „primäre Werbung“ geht von der Frau aus, wenn auch durch zahlreiche Hemmungen verdeckt und zeitlich begrenzt. Diese These wird in geschickter Weise durch entsprechende Deutung der Verhältnisse beim Tier, ihren Vergleich beim Weibe und durch Analyse der geschlechtlichen Beziehungen entwickelt. Ob mit Glück, muss ich allerdings bezweifeln, denn bei beiden Geschlechtern ist meines Erachtens „der Geschlechtstrieb etwas primäres, von der Funktion der Keimdrüse direkt ausgehendes“, beim männlichen ist die „Bereitschaft“ kontinuierlicher und wird durch das spezifische Verhalten des weiblichen Teiles (vgl. Tiere) in besonderer Weise gesteigert; in den äusseren und körperlichen Verhältnissen liegt der Grund für das aktive Vorgehen des männlichen Teiles. Bucura hat sich wohl durch etwas zu exklusive Bewertung der mit den Brunstvorgängen zusammenhängenden Begattungszeiten der (niederen) Tiere zu seiner neuen Theorie verleiten lassen, die für den Menschen nur wenig aussichtsvoll zu sein scheint.

Die Ausführungen über psychische Geschlechtsunterschiede fassen auf den ausgezeichneten und viel zu wenig bekannten Untersuchungen von Heymans. Ich muss mich begnügen kurz zu zitieren: „Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der Frauenpsyche, wovon sich dann alle anderen Charaktereigenschaften ableiten lassen, dürften folgende sein: die grössere Emotionalität der Frau (Heymans) . . . ; der grössere Einfluss des Unbewussten (oder Unterbewussten) auf ihre Denkarbeit und auf ihr Handeln; ihr geringerer Bewusstseinsumfang im Vergleiche zum Bewusstseinsgrade (Heymans) ihre lebhaftere Phantasie; ihre Vorliebe für das Konkrete und Abneigung gegen das Abstrakte; und . . . , die ererbte Richtung ihrer geistigen Begabung.“ Von diesen verschiedenen Komponenten ist die erste (Emotionalität) klinisch und experimentell in mancher Beziehung gestützt. Die Bearbeitung dieser schwierigen Fragen zeigt immer wieder, wie falsch die exklusive Gegenüberstellung von Mann und Weib war, wie sie bis vor nicht zu langer Zeit besonders in den Reihen der Frauen selbst als Mode galt und wie richtig es ist zu betonen, dass jedes Geschlecht seine eigenen, zum Teil ihm spezifischen Eigenschaften besitzt, deren idealste Verwertung in der gegenseitigen Ergänzung liegt.

Manche interessanten statistischen Daten gibt das vierte Kapitel über Geschlechtsunterschiede und Natalität, Mortalität und Morbidität. Es werden wesentlich mehr männliche Individuen gezeugt als weibliche (vielleicht 150:100); wenn diese Tatsache aber nicht in den Vordergrund tritt, so ist dies darin begründet, dass ein Teil der männlichen Individuen schon im intrauterinen Leben zugrunde geht, ein weiterer im Säuglings- und späteren Kindesalter und dass auch im späteren Leben mehr Männer sterben als Frauen. Dies ist weniger durch die grössere Häufigkeit bestimmter Krankheiten bedingt (Diabetes, Nierenleiden, Arteriosklerose, Nerven- und Geisteskrankheiten) als durch Lues, Alkoholismus und die grössere berufliche Gefährdung des Mannes.

Der fünfte Abschnitt über Selbstmord und Kriminalität gibt eine Bestätigung der bekannten grösseren Häufigkeit der männlichen Selbstmorde (soziale, psychische und biologische Ursachen) und des Überwiegens der männlichen Elemente in der Kriminalstatistik. Eine Steigerung der Kriminalität wird beim Weibe zu Beginn und Ende des geschlechtsfähigen Alters nachgewiesen. Dies zeigt, ebenso wie der Einfluss von Menstruation, Schwangerschaft und Geburt, dass das weibliche Individuum in vieler Beziehung von seinen physiologischen Organfunktionen abhängig ist, eine Tatsache, die Arzt und Richter berücksichtigen müssen.

Das letzte Kapitel ist ein Erklärungsversuch der Genese der Geschlechtsunterschiede. Das Geschlecht wird syngam bestimmt, die Zygote besteht aus zwei einander koordinierten Zellkomplexen, welche als Sexual- und Somazellen normaliter gleichgeschlechtlich sind, dabei aber eine gewisse Selbständigkeit besitzen. Der sexuelle Anteil bzw. die spätere Keimdrüse hat aber von Anfang der Entwicklung an einen grossen Einfluss auf die Entwicklung der Geschlechtsmerkmale des Soma; dies äussert sich besonders zur Zeit der Pubertät. Diesen Einfluss der Keimdrüsenelemente stellt sich Bucura „zum Teil als einen direkten, zum grössten Teil als einen indirekten via einzelne, mehrere oder alle endokrinen Drüsen“ vor. Es können im Laufe des Lebens Veränderungen der äusseren Erscheinung des Menschen eintreten, die andersgeschlechtlichen Merkmalen gleich sind, von ihnen sich aber durch ihre verschiedene Genese (z. B. Störung der Funktion innersekretorischer Drüsen) unterscheiden. So erklären sich die auffallenden Veränderungen mancher Frauen nach der Kastration oder Menopause.

Schickele, Strassburg i. E.

A. Kohn, Prag, Morphologische Grundlagen der Organotherapie. S. A. aus: *Lehrbuch der Organotherapie. Mit 35 Textabbildungen.* 63 S. Leipzig 1914. Verlag G. Thieme. Preis 1.60 Mk.

In dem vorliegenden Werke soll weniger eine eingehende Beschreibung des geweblichen Aufbaues aller der für eine rationelle Organotherapie in Betracht

kommenen Organe als eine brauchbare morphologische Grundlage für die Beurteilung organotherapeutischer Massnahmen gegeben werden. Es werden somit die allgemeinen biologischen Tatsachen in den Vordergrund gerückt. Mit ihnen soll sich auch die Besprechung des ausserordentlich interessant und lehrreich geschriebenen Buches besonders beschäftigen.

Die Wirkung der Drüsen mit innerer Sekretion (endokrine Drüsen) beruht im wesentlichen auf der stoffverändernden (metakratischen) Tätigkeit ihrer zelligen Elemente, d. h. sie wirken entweder in positiver Richtung — durch Abgabe nützlicher Stoffe an den Kreislauf — oder durch Entziehung und Neutralisierung, also Elimination und Vernichtung schädlicher Stoffe. Dabei sind die Drüsenzellen die tätigen, in Betracht kommenden Faktoren. Jede Vermehrung dieser endokrinen Zellen steigert die Funktion der Drüse, jede Verminderung beeinträchtigt die Funktion. Ein Kolloidkropf, der nur platte, dürftige Drüsenzellen enthält, wird also eine Minderung der Schilddrüsenfunktion, ein zelliger, aktiver Kropf eine Steigerung der Funktion darstellen.

Gegenüber der Schilddrüse, welche eine endokrine Drüse mit Hohlräumen darstellt, müssen die endokrinen Drüsen gestellt werden, welche nur aus sekretorischen Epithelzellen ohne alle Lumina bestehen. Hierher gehören die branchiogenen Epithelkörperchen (*glandulae parathyreoideae*), die Nebenniere, die epitheliale Hypophyse, die Langerhansschen Inseln des Pankreas.

Die endokrinen Drüsen beeinflussen einander in bestimmter Weise. Die Vergrösserung des sekretorischen Anteiles der Hypophyse scheint die Generationsorgane zu schädigen. Man kann daher bei Impotenz, bei Menopause, bei Abnahme der Libido an Hypophysenzunahme denken. Auch zwischen Schilddrüse und Hypophyse, zwischen Nebenniere und Keimdrüse bestehen Wechselbeziehungen, über deren näheres Wesen wir noch nicht aufgeklärt sind. Dass man es bei der sekundären Vergrösserung eines Organes nach Minderung eines anderen nur mit einfacher „vikariierender Hypertrophie“ zu tun habe, wird von dem Verfasser wohl mit Recht für die meisten Fälle abgelehnt. Neben den gegensinnigen Korrelationen der innersekretorischen Drüsen bestehen aber auch gleichsinnige Richtungen; so findet man z. B. beim Morbus Basedowi neben einer vergrösserten und überaktiven Schilddrüse häufig auch eine vergrösserte, persistierende Thymus.

Aus manchen endokrinen Drüsen können pharmakologisch und physiologisch wirksame Extrakte dargestellt werden, so aus den Nebennieren, der Hypophyse. Man hat die Möglichkeit, diese Organextrakte therapeutisch zu verwenden, aber keine Anhaltspunkte für eine Organotherapie im engeren Sinne. Anders verhält es sich bei der Schilddrüse. Die Wirkung der Schilddrüsenpräparate kommt im Gegensatz zu der schnellen und rasch abklingenden Wirkung der Extrakte der Nebenniere und Hypophyse nur langsam zur Entfaltung, sie beeinflusst den Gesamtorganismus, sein Wachstum, seinen Stoffumsatz, seine körperliche und geistige Gesundheit in intensiver und nachhaltiger Weise.

Im speziellen Teil bespricht der Verfasser in eingehender Weise die Morphologie der einzelnen innersekretorischen Drüsen, zuerst die der Schilddrüse, der Epithelkörperchen, der Thymus, dann die der Hypophyse. Aus dem Hinterlappen der letzteren lassen sich wirksame Extrakte darstellen, welche die Nierentätigkeit und die Kontraktionen des Uterus anregen und verstärken.

Aus dem Hypophysenvorderlappen ist die Herstellung wirksamer Extrakte nicht möglich. Er zeigt aber typische, hyperplastische Veränderungen bei Akromegalie, er wandelt sich während der Schwangerschaft in typischer Weise um. So zeigt die Hypophyse des Weibes unter Umständen Besonderheiten, die beim Manne nie vorkommen.

Es werden weiter abgehandelt die Epiphysen, die Nebennieren. Bei letzteren ist nach Kastration der epitheliale Anteil deutlich vergrössert, in der Gravidität sichtlich hypertrophisch, bei Anenkephalen von mikroskopischer Kleinheit.

In den Langerhansschen Inseln des Pankreas haben wir ein weiteres endokrines Organ vom Typus kleiner Epithelkörper. In gewisser Beziehung gilt das auch für die Leber.

In den Generationsorganen sind neben den Generationselementen sog. interstitielle Drüsen gefunden worden. Bei den männlichen Generationsorganen scheinen sich diese beiden Anteile gegensinnig zu beeinflussen. Wenn der generative Anteil zur Brunst heranreift, geht der interstitielle Anteil zurück. Man findet daher letzteren gut entwickelt bei Kryptorchen, bei Pseudohermaphroditismus masculinus, bei chronischer Kachexie, bei schwerer Anämie, bei Alkoholismus.

Auch in der weiblichen Keimdrüse besteht neben einem generativen Anteil — den Follikelapparaten —, eine interstitielle Drüse, welche analoge Aufgaben erfüllen soll, wie die männliche Zwischendrüse, also Ernährung des Follikelapparates, Beherrschung der sekundären Geschlechtscharaktere, die biologischen Fernwirkungen des Ovarismus überhaupt. Doch liegen hier die Verhältnisse noch sehr unklar, die physiologische Rolle der weiblichen Zwischenzellen ist noch recht fraglich. Nach dem Verfasser zeigen die inneren Thekazellen alle wesentlichen Eigenschaften der Zwischenzellen. Sie vergrössern sich während Menstruation und Gravidität, erfahren einen ausserordentlichen Wachstumsimpuls, wenn Follikel durch Atresie zugrunde gehen. Die Höchstausbildung der Zwischensubstanz ist also auch hier mit dem Niedergang der generativen Formationen verknüpft.

Eine besondere Stellung nimmt das Corpus luteum ein, seine physiologische Bedeutung ist noch strittig.

Die Lektüre der interessanten Abhandlung kann nur jedem Interessenten aufs wärmste empfohlen werden.

Fromme, Berlin.

Jaffé, Paul, Die eheliche Fruchtbarkeit in Baden. Karlsruhe. G. Braun. 1913. 84 S. 1.80 Mk.

Die örtlichen Verschiedenheiten der ehelichen Fruchtbarkeit sind in Baden sehr gross; sie schwankt 1909—11 zwischen 335,9 (Buchen) und 182,8 (Karlsruhe). Eine Regelmässigkeit in der örtlichen Verteilung lässt sich nicht entdecken; wie aus dem beigegebenen Kartogramm zu ersehen ist, sind die geburtenreichsten Amtsbezirke ganz regelmässig über das Land verteilt. Die zeitliche Entwicklung der ehelichen Fruchtbarkeit in den einzelnen Amtsbezirken lässt sich einer vortrefflichen und inhaltreichen Tabelle entnehmen, in der für die Volkszählungsjahre seit 1871 aus den anliegenden drei Jahren (im ganzen also für neun Perioden) die eheliche Fruchtbarkeit berechnet ist, unter Beigabe der Prozentsätze der Katholiken und der Spareinleger, der Kindersterblichkeit und der Prozentsätze der unter 30 Jahre alten verheirateten Gebärfähigen. Letztere sind deshalb von Wert, weil dieser Teil weit mehr an der Bevölkerungsvermehrung beteiligt ist als die 30—45 jährigen Frauen; eine Erhöhung dieses Prozentsatzes muss allein, bei gleichbleibender durchschnittlicher Fruchtbarkeit der Ehe, eine Erhöhung der Geburtsziffer bedingen. Von den Ergebnissen können wir hier nur einige Punkte erwähnen. Nach den Jahren 1871—75 zeigt die eheliche Fruchtbarkeit eine rasche Abnahme, beinahe in allen Amtsbezirken, in sehr vielen lässt diese sodann bis 1900 nach oder hört ganz auf und erst von 1900 an fällt sie wieder rasch ab. Dieses Sistieren der Abnahme 1885—1900 fällt zusammen mit einem Ansteigen des Prozentsatzes der Unterdreissigjährigen unter den verheirateten Frauen, dagegen ist der Abfall der Geburtsziffer von 1900 an nur von einem geringen Absteigen dieses Prozentsatzes begleitet. Die Änderung desselben in den 80er Jahren hat zweierlei Ursachen: einmal eine allgemeine, die für das ganze Land gilt, die Verjüngung der Heiratsmassen, die bis 1905 anhält, und eine besondere für die industriellen Amtsbezirke, in denen der Zuzug junger kräftiger Personen die Zahl der Heiratenden überhaupt vermehrt. In den einzelnen Amtsbezirken ist der Rückgang der Geburtsziffer sehr

gross, so ist er in dem industriereichen, vorwiegend protestantischen Pforzheim ganz gewaltig. Im allgemeinen haben die katholischen Bezirke eine grössere eheliche Fruchtbarkeit als die protestantischen, zum Teil deshalb, weil in letzteren die grösseren Städte liegen; der Rückgang ist aber auch in manchen katholischen Bezirken sehr gross, z. B. in dem industriereichen Amtsbezirk Baden und in dem fast nur landwirtschaftlichen Bezirk Engen; jedenfalls hat mit dem Jahre 1905 auch in allen katholischen Amtsbezirken ein beträchtlicher Abfall der Geburtsziffer eingesetzt. Was die Beziehungen zwischen ehelicher Fruchtbarkeit und Säuglingssterblichkeit anlangt, so finden wir bei beiden einen gleichmässigen Verlauf: einen Rückgang der letzteren von 1875 an, ein Verbleiben auf gleicher Höhe bei der Hemmung des Geburtenrückganges 1885 bis 1900 und dann wieder eine Abnahme; in Amtsbezirken, die grosse Schwankungen der Fruchtbarkeit zeigen, z. B. in Schwetzingen, macht die Kurve der Säuglingssterblichkeit dieselben Schwankungen mit. Weitere allgemeine Schlüsse zieht der Verfasser nicht aus seinen Untersuchungen; der Hauptwert der Schrift liegt in der vorzüglichen statistischen Bearbeitung und der Mitteilung richtiger Ziffern der Fruchtbarkeit, deren Benützung jedem, der sich mit dem Problem des Geburtenrückganges beschäftigt, dringend zu empfehlen ist.

Prinzing, Ulm.

Friedrich Robert, Die Entstehung des Menschen in Bildern dargestellt für die neue Lehre von der Vorausbestimmung des Geschlechts.

4. Aufl. 1914. Leichterscher Verlag. 180 S.

„Es leitet Alles sich von seinen Gründen her,
Und eben drum entsteht auch nichts von Ungefähr.
Forscht deshalb tiefer in dem Samenkorn und Ei,
Und alle Wunder klären sich durch diese zwei!“

In diesem Buche tritt uns der Verfasser als Dichter, Philosoph und zugleich als „lenkbarer Storch“ volksbeglückend entgegen; sicher versteht er es, die breiten Massen, den ernsteren Forscher freilich weniger, von seiner Theorie zu überzeugen und manches erwartungsvolle Elternpaar wird seine Ideen auf ihre „von Folgen begleiteten Umarmungen“ mit Spannung anwenden. Im ersten Teile bringt er eine umfassende Übersicht über die einzelnen Keimzellen, ihre Anatomie und Funktion. Die Menstruation ist ihm eine Ablösung für den der Natur vorenthaltenen Tribut; eigentlich ist das weibliche Genital für dauernde Gestation und Laktation eingerichtet, dann gebe es auch keine Menstruation, sondern eine gelegentliche Brunst; durch die allmähliche Verfeinerung und Abwendung von der Natur ist die Menstruation gewissermassen als Kulturprodukt entstanden. Philosophische Betrachtungen über das Sexualleben und seine Beeinflussung durch die Kultur, das Christentum, Zölibat, Abstinenz; Heuchelei und Geschlechtstrieb. Neue Gedanken bringt er in die Wechselbeziehung zwischen Menstruation und Ovulation. Der Follikelsprung entleert den Liquor, den konzentrierten Saft der Granulosazellen; dieser wirkt wie ein Bazillus und erregt die „Infektionskrankheit“ der kommenden Regel; falls sich jedoch ein befruchtetes Ei einbettet, so atrophisieren die nächsten Follikel, platzen nicht, die Regel pausiert. So gewinnt er ein genaues zeitliches Zusammentreffen zwischen beiden Vorgängen, das für die folgende Theorie notwendig ist. Mit den Frauenärzten, deren Forschungsergebnisse er überall gern benutzt, wo sie ihm passen, rechnet er wiederholt an anderen Stellen ernstlich ab, dass sie obigen Zusammenhang noch nicht erkannt und über so grundlegende Fragen noch Kontroverse hätten. Seine folgende Theorie über die Vorausbestimmung ist die alte Thury'sche Lehre, die dieser vor ca. 50 Jahren von Genf aus kund gab; natürlich verfeinert und präzisiert. Im Moment der Entstehung sind die Keimzellen am reifsten, später werden sie überreif und matt; die reifste Zelle vertritt ihre Energie und ihr Geschlecht am besten, die abgespannte Zelle unterliegt. Wenn man also den Zeitpunkt ihrer Entstehung, den Weg und die Zeit ihres Zusammentreffens kennt bzw. willkürlich

leiten kann, ist der weitere Erfolg sicher. 1. Möglichkeit: Umarmung bald nach der Regel, das frische Ei wandert herab und kommt in einigen Tagen in die Gebärmutter, der frische Samen wandert hinauf, beide ungefähr den halben Weg, beide sind wenig erschöpft und das Geschlecht ist unsicher. 2. Möglichkeit: die Umarmung findet 14—18 Tage nach der Regel statt, das Ei hat den ganzen Weg allein herabgewandert, ist matt, der Same frisch; es ist mit „absoluter Sicherheit“ ein Knabe zu erwarten. 3. Möglichkeit: die „mit Absicht geleitete Umarmung“ wird genau 3 Wochen nach der Regel ausgeführt; das obige Ei ist schon zerfallen, die Samenfäden wandern in einigen Tagen bis an das Tubenende und umschwärmen die Gegend bis zum nächsten Follikelsprung; sie sind alt und matt, das Ei jung; es entsteht in jedem Falle ein Mädchen. Deshalb war es für den Autor auch nötig, zeitlich den Beginn der Regel und der Ovulation zu identifizieren. In dem Buche, das sonst recht viele Momente berücksichtigt, sind die Resultate der neuesten Forschung die mendelistischen Erbfaktoren der Abstammung, die Chromosomenlehre mit dem X-Körperchen, die doppelten Spermatozoen gar nicht erwähnt; in der Tat liessen sich diese Befunde schwer mit der obigen Theorie vereinbaren; um so öfter ist in dem Buch auf 2 andere Werke des Autors zur weiteren Information hingewiesen: die Offenbarung im Geschlechtlichen und Frau Amanda und ihre Kinder. Von der Schenk'schen Theorie spricht er von der Albernheit eines Phantasten, die seine nennt er das Tagesgespräch. Es ist zu bedauern, dass mancher gute und wahre Gedanke, der in dieser Schrift ohne Zweifel mit enthalten ist, in der Flut von Renomisterei und Reklame verschwindet; es tritt eben deutlich hervor, dass es dem Verfasser nicht darauf ankommt, ein Problem wissenschaftlich zu fördern, sondern der grossen Masse zu imponieren. Mögen seine Jünger, die seine Theorie praktisch erproben wollen, in ihrer Hoffnung nicht getäuscht und das Bekenntnis des Verfassers nicht zu Schanden werden: „Wir glauben nicht, dass wir demaleinst getäuscht werden, sondern wir glauben, auf dass sich demaleinst das erfülle, was wir glauben!“

Kuntzsch, Potsdam.

Nachtrag bei der Korrektur: Die Befunde der letzten Zeit haben mit Sicherheit ergeben, dass Ovulation und Menstruation nicht zeitlich zusammenfallen, sondern ca. 18 Tage auseinanderliegen, womit die ganze Robert'sche Theorie in sich zusammenfällt. Aber die von Robert als Grundlage ausgeführten Hühnerversuche wurden vom Ref. nachgeprüft und erwiesen sich als höchst trügerisch. Es kann deshalb mit Bestimmtheit gesagt werden, dass die Voraussetzungen für die Robert'sche Theorie haltlos sind.

K.

Köttscher, L. M., Kriminelle Anthropologie. Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Neurologie und Psychiatrie. Bericht über das Jahr 1912. Bd. XVI. S. 1351—1471. Verlag S. Karger.

Sammelbericht mit einem Literaturverzeichnis von 862 Nummern, überwiegend aus dem Jahre 1912. Es soll demonstriert werden, dass die Kriminalanthropologie auch in der Frage der Konzeptionsverhütung, des künstlichen Abortus und der rassenhygienischen Verbesserung der Qualität der Volksgenossen zunehmende Ergebnisse zeitigt. Besprechung von Vererbung, Degeneration, Verbrechen, Alkoholismus, Ausnahmemenschen, Verbrechern, Geisteskranken und psychopathisch Minderwertigen, der Sexologie, von Perversitäten und der Homosexualität. Die Einzelreferate sind zum grossen Teil sehr eingehend, vielfach sogar Autoreferate, z. T. musste sich der Autor allerdings auch mit kurzen Hinweisen oder Inhaltsangaben begnügen, was bei dem immensen Stoff auch gar nicht zu umgehen ist.

F. Kermauner, Wien.

Dreuw, Moderne Prostituiertenuntersuchung. Berlin 1914. 37 Seiten mit 42 Abbildungen. Verlag Fischer-Kornfeld. 1 Mk.

Auf der 9. Hauptversammlung des deutschen Medizinalbeamtenvereins zu Breslau 1913 hielt Dreuw einen Vortrag über obiges Thema, dem die auf

Dreuw's Angaben beruhende Musterausstellung des Kgl. Polizeipräsidiums Berlin auf der Hygieneausstellung zu Dresden 1911 zugrunde lag. Dieser Vortrag bildet den Inhalt obiger Broschüre, in der Dreuw als Maxime der sittenpolizeiärztlichen Untersuchung die 2 Forderungen aufstellt: 1. Es soll mit Hilfe der modernen Untersuchungsmethoden der grösstmögliche Prozentsatz an ansteckenden Krankheiten eruiert werden. 2. Die technischen Massnahmen müssen derart beschaffen sein, dass eine Übertragung im Untersuchungszimmer weder auf den Arzt, noch auf das Wartepersonal, noch auf später zu Untersuchende stattfindet. Es muss deshalb das Untersuchungszimmer des Polizeiarztes mehr wie jedes andere Untersuchungs- und Behandlungszimmer nach allen Regeln der modernen Anti- und Asepsis eingerichtet sein und das denkbar vollkommene Ideal derartiger Einrichtung sieht Dreuw in der nach seinen Angaben getroffenen Musterausstellung, von deren Einrichtungen sich ein grosser Teil bereits in der Praxis bewährt habe.

Blumm, Bayreuth.

Pfeiffer, Über den Selbstmord. Jena 1912. Verlag G. Fischer. 194 Seiten. Mit 7 Tafeln und 13 Textfiguren. 6.50 Mk.

Verfasser, Professor für gerichtliche Medizin in Graz, bringt an Hand von 595 Selbstmordfällen, 443 bei Männern, 152 bei Weibern, den pathologisch-anatomischen Nachweis, dass fast ausnahmslos bei jedem Selbstmord mehr oder minder schwere organische Schädigungen vorhanden sind. Unter den weiblichen Selbstmördern spielt, im Gegensatz zu den männlichen, der chronische Alkoholismus die geringste Rolle, das grösste Kontingent stellen die Schwangeren, die in weitaus der Mehrzahl der Fälle sich mit Arsen oder Phosphor vergiften; von diesen ist aber ein grosser, nicht anderweitig belasteter Teil gar nicht zu den Selbstmördern zu rechnen, sondern es handelt sich um energische, aber missglückte Abtreibungsversuche; anderweitig belastete Schwangere greifen Selbstmords halber nicht zum Gift, sondern wählen eine der auch bei Männern allgemein üblichen Todesarten. Bei menstruierenden Selbstmörderinnen liessen mehr als die Hälfte Erkrankungen der Zentralorgane erkennen, auffallend häufig ist bei ihnen der Strangulationstod. Pfeiffers Statistik führt, wie bei Männern, so auch bei Weibern zu dem Resultat, dass Dreiviertel der Selbstmörderinnen mit absoluter Sicherheit kranke Menschen sind, von denen wir auch nur annähernd normale psychische Reaktionsverhältnisse schon von anatomischen Gesichtspunkten aus nicht voraussetzen können, während ein weiterer Bruchteil immerhin beachtenswerte organische Störungen aufwies. Bei einem weiteren Bruchteil liessen sich geistige, wenn auch nur vorübergehende, Störungen nicht mit Sicherheit ausschliessen. Unter den jugendlichen Selbstmörderinnen überwiegt die Menstruierende, die aber, ohne dass die Regel die alleinige Noxe wäre, auch sonst noch erkrankt ist. Jenseits der Klimax dagegen verliert das Bild des weiblichen Selbstmörders sein sexuelles Gepräge: also nur zur Zeit der Geschlechtsreife weicht der pathologisch-anatomische Charakter des weiblichen Selbstmörders vom männlichen stark ab, aber es sind nicht die Schädigungen durch die geschlechtlichen Funktionen allein, welche die Vorbedingungen für die abnorme psychische Reaktion des Suicids schaffen, sondern eine Kumulation solcher mit verschiedenartigen anderen Noxen.

Blumm, Bayreuth.

Hofrat Dr. L. Löwenfeld, Sexualleben und Nervenleiden. Nebst einem Anhang über Prophylaxe und Behandlung der sexuellen Neurasthenie. Wiesbaden. J. F. Bergmann 1914. 503 S. 11 Mk.

Das Werk ist so bekannt und in seiner Bedeutung schon so häufig gewürdigt, dass es sich bei der Anzeige der neuen — gegen die vorige um fast $\frac{1}{5}$ des Gesamtumfanges vermehrten — Auflage nicht um eine Besprechung des ganzen Buches handeln kann. In dem vorliegenden Archiv dies um so weniger, als die meisten Kapitel für die Frauenkunde — wegen ihrer nahen Beziehung zur „Männerkunde“ zwar nicht etwa gleichgültig, aber immerhin — von ge-

ringer Bedeutung sind. Die für die Leser dieses Organs wichtigsten Abschnitte sind zunächst einmal diejenigen, die neu in das Werk aufgenommen wurden und die nervösen und psychischen Störungen während des Geburtsverlaufes, des Wochenbettes und der Stillperiode behandeln. Eigene Erfahrungen scheinen allerdings auf diesem Gebiete dem Autor nicht in erheblichem Umfange zur Verfügung zu stehen, so dass er sich im wesentlichen darauf beschränkt, die in der Literatur niedergelegten Ansichten, namentlich von Anton und E. Meyer, wiederzugeben. Die Bedeutung der Schwangerschaft für den Nerven- und Geisteszustand war schon in den früheren Auflagen des Buches eingehend erörtert worden, ebenso der Zusammenhang zwischen Klimakterium und nervösen und psychischen Erkrankungen. Die für mich interessantesten Kapitel des Buches betreffen — immer soweit die „Frauenkunde“ unmittelbar an dem Thema interessiert ist — das eigentliche Grenzgebiet zwischen Sexologie und Neuro-Psychopathologie und vor allem das Thema: Sexuelle Abstinenz und Mangel sexueller Befriedigung beim Weibe. Bei all dem grossen Interesse, das die Frage des Einflusses geschlechtlicher Abstinenz auf die Gesundheit in den letzten Jahren gefunden hat, ist ihre Bedeutung auch für den weiblichen Organismus doch nur wenig beachtet worden. Es muss allerdings festgestellt werden, dass auch Löwenfeld diese Lücke — in unseren Kenntnissen nicht nur, sondern schon in unseren Forschungen — nicht ausfüllt, aber er hat das Verdienst, die Fragen, die sich hier aufdrängen und das Problem begrifflich und methodologisch noch schwieriger gestalten als es schon an und für sich und insbesondere in Hinsicht auf den männlichen Organismus ist, aufgeworfen zu haben. Sein „Leitsatz“: Das weibliche Geschlechter trägt im allgemeinen die andauernde Abstinenz leichter als das männliche — besagt ja freilich nur sehr wenig, scheint mir aber selbst in dieser vorsichtigen Form noch verführt zu sein; auch ist zu bedenken, dass es nicht nur auf das „leichter“ — gemessen am subjektiven Wohlbefinden —, sondern auch, vielleicht vor allem, auf die objektive Wirkung auf den Organismus ankommt. Ich erinnere hier an Abstumpfungen und Perversionen des Geschlechtsbetriebes, an Verkümmern der Genitalien und sekundäre Geschlechtsmerkmale, die das Wohlbefinden nicht zu stören brauchen. Andererseits gibt es eine Reihe von Erkrankungen des Weibes, die meines Erachtens nicht ganz selten auf Abstinenz beruhen, ohne dass diese Verursachung von der Patientin oder dem Arzte erkannt, an sie überhaupt nur gedacht wird. Vor allem in der Form, aber auch sachlich scheint mir die Bemerkung Löwenfelds, dass auf die Ansicht von Eisenstadt von den Beziehungen zwischen Basedowscher Krankheit, Krebs und Tuberkulose zur Abstinenz „weiter einzugehen sich nicht verlohnt“, insbesondere mit Bezug auf das Weib nicht am Platze. Dieser Standpunkt fördert die wissenschaftliche Erkenntnis nicht. So wenig es Eisenstadt gelungen ist und bei seiner statistischen Beweisführung meines Erachtens gelingen kann, jene Auffassung genügend zu begründen, so sehr sprechen doch Überlegung und Erfahrung dafür, dass die von ihm angenommenen Zusammenhänge in gewissen Fällen tatsächlich bestehen. Auch ich habe in den letzten Jahren mehrere Beobachtungen gemacht, die mir für diese Fälle die ursächliche Bedeutung der Abstinenz für — vielleicht nicht „richtigen“ Basedow, aber für — Strumen mit Störungen der Herz- und Gefässfunktion sicherzustellen scheinen. Und ich wüsste nicht, was an diesen Beziehungen auffallend ist, seitdem wir immer mehr in die Bedeutung der Hormone eindringen und überdies die Wechselwirkung gerade zwischen Schilddrüse und Sexualapparat schon lange kennen. Deshalb bin ich im Gegensatz zu Löwenfeld der Meinung, dass es sich sehr wohl „verlohnt“, auch etwaigen Zusammenhängen zwischen dem echten Basedow und der geschlechtlichen Abstinenz nachzugehen. Auch die Annahme, dass durch dauernde Abstinenz eine Schwächung der Konstitution erfolgt und der Boden für eine tuberkulöse Infektion bereitet wird, hat manches für sich, und gar für die Beziehungen zwischen Karzinom (wie überhaupt Neoplasmen)

der weiblichen Genitalien und Sexualität liegt doch eine solche Menge von allgemein bekannten Literaturnachweisen vor, dass mir die summarische und prinzipielle Abweisung durch Löwenfeld unbegreiflich ist. Nicht nur hier, sondern auch an anderen Stellen der in Betracht kommenden Abschnitte hat man den Eindruck, als ob Löwenfeld, der ja — übrigens immer mit Unrecht, aber nicht ohne seine Schuld — von den Abstinenzaposteln als ihr Eidshelfer reklamiert wurde, in dieser ganzen Frage zu stark gefühlsmässig engagiert ist. Damit, d. h. mit einer gewissen Befangenheit, erkläre ich es mir auch, dass er mir Behauptungen unterschiebt, die ich niemals getan habe. Was er für meine Ansicht über die Onanie ausgibt, ist dem, was ich z. B. in den Sexual-Problemen, 1910, S. 762 ff. geschrieben habe, schlechthin entgegengesetzt. Im übrigen sind seine Ausführungen über die Masturbation ein Zeugnis seiner reichen Erfahrung und seines besonnenen Urteils, und diejenigen über die gesundheitliche Wirkung des Präventivverkehrs das Lehrreichste, was darüber in der Literatur meines Wissens zu finden ist. Von dem weiteren Inhalte des Buches erwähne ich als besonders interessant für die Leser dieses Archivs noch das Kapitel „Erkrankungen der Sexualorgane bei Frauen als Ursache von Nervenleiden“, in dem er dem Standpunkte Bossis zuneigt, ohne ihn schon als hinreichend begründet anzuerkennen, — und wegen seiner Klarheit, Gründlichkeit und Unbefangenheit den Abschnitt über die Freudschen Lehren, in dem er sich selbstverständlich von den Exzentritäten der unentwegten Psychoanalytiker fernhält, aber doch Freud gibt, wes Freud ist.

Max Marcuse, Berlin.

Dr. P. Lissmann, München, Geburtenrückgang und männliche sexuelle Impotenz. Würzburg 1914. Verlag von Curt Kabitzsch, 37 S. 1,50 Mk.

In dieser Arbeit sind die Resultate einer grösseren Enquete über männliche Impotenz und Geburtenrückgang niedergelegt. Aus den Statistiken für Deutschland geht ein Rückgang der ehelichen Geburten hervor, während die Zahl der unehelichen Geburten ziemlich gleich bleibt oder sogar etwas steigt. Es ist daher die eheliche Geburtenbeschränkung eine beabsichtigte. Die anderen kausalen Momente treten gegen diese Hauptursache des Geburtenrückganges zurück. Hier sind die Zunahme der Aborte zu nennen, die meist krimineller Natur sind; allerdings ist wohl nicht allein oder vorwiegend die uneheliche Gravidität das Motiv für die Abtreibungsversuche, auch die eheliche Gravidität zählt ein nicht minder grosses Kontingent zu den gewollten Aborten (Refer.). Eine starke Wurzel des Geburtenrückganges liegt in der Frauenbewegung, die Tausende von Frauen jährlich der Mutterschaft entzieht. Weiter hat auch die Frauenarbeit einen wachstumshindernden Einfluss (Roger und Thiriaux). Auch der Industrialismus der Grossstadt zeigt eine geburtenhemmende Wirkung. Die enorme Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten hat einen destruktiven Effekt auf die Fortpflanzungsfähigkeit. Im letzten Teil der Arbeit wird die Einwirkung der nervösen Störungen der männlichen Impotenz auf die Fortpflanzung unter Benutzung der Ergebnisse einer Rundfrage gewürdigt; als Ursachen für diese nervösen Sexualstörungen werden angegeben: Masturbation, Coitus interruptus, Überarbeitung, sexuelle Abstinenz; Schäden der sexuellen Aufklärungsliteratur, der Alkohol etc. Ein wesentlicher Zusammenhang zwischen dem Geburtenrückgang und der männlichen nervösen Impotenz besteht nach dem Ergebnis der Enquete nicht.

Blank, Potsdam.

Weyl's Handbuch der Hygiene. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Fraenken, Geh. Medizinalrat in Halle a. S., VII. Band: Allgemeiner Teil. — I. Abteilung: Hygienische Fürsorge für Arbeiterinnen und deren Kinder von Dr. Agnes Bluhm. Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1914.

Die schwierige Aufgabe, die Beziehungen zwischen den gesundheitlichen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen in der Berufsarbeit der Frau und

den daraus für die Gesamtheit erwachsenden Schäden, festzustellen ist in dem vorliegenden Buch treffend gelöst worden.

In dem Mittelpunkt der Arbeit steht das Interesse an der Frau als der Trägerin des künftigen Geschlechts; eingehend sind an der Hand der statistischen Untersuchungen der Leipziger Ortskrankenkasse die verderblichen Einflüsse der Berufstätigkeit auf die generative Leistungsfähigkeit der Frau dargestellt. Neben diesen gesundheitlichen Schädigungen greift besonders tief in das ganze Familienleben der Arbeiterbevölkerung die fast immer fehlende wirtschaftliche Tüchtigkeit der erwerbstätigen Ehefrau ein. Die auf ihr ruhende Doppellast als Hausfrau, Mutter und Berufsarbeiterin, das mangelnde wirtschaftliche Verständnis, die Mutterschaft usw. verursachen neben dem ausserordentlich frühen Siechtum oder Tod den wirtschaftlichen Niedergang der Arbeiterbevölkerung. Im Anschluss daran bedeutet die Hantierung mit gewerblichen Giftstoffen eine weitere Herabminderung der beruflich tätigen Arbeiterinnen. Die Verfasserin stellt fest, dass nicht, wie allgemein angenommen wird, die geringere Widerstandsfähigkeit des weiblichen Geschlechts die Ursache der häufigeren Erkrankung ist, sondern der ausgedehntere Kontakt mit den Giftstoffen, wie er durch das Haar und die Kleider in höherem Masse als bei den Männern herbeigeführt wird, gefährden die Frau ausserordentlich.

Um der Gefahr der wachsenden Bedrohung der Volksgesundheit durch die zunehmende industrielle Tätigkeit der Frau zu begegnen, fordert Verfasserin einen besonderen Schutz der jugendlichen Arbeiterin, d. h. den gänzlichen Ausschluss der Mädchen, wenigstens bis zum vollendeten 16. Lebensjahr, aus Fabriken und gleichgestellten Betrieben. Als Übergangsstadium zu diesem völligen Ausschluss käme die Einführung der Halbtagschicht in Betracht. Für die verheiratete Frau, die meist bitterste Not in die Fabrik treibt, ist ein ausgedehnter Schutz und eine Schonzeit vor und nach der Geburt unbedingt erforderlich.

Im 3. Abschnitt sind die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen zum Schutz der weiblichen Arbeiter in Deutschland ausführlich und übersichtlich zusammengestellt worden, denen sich dann der gesetzliche Arbeiterinnenschutz im Auslande für die verschiedensten Länder anschliesst.

Ganz kurz werden die Arbeiterinnen-Wohlfahrts-Einrichtungen in Deutschland besprochen, unter denen besonders die Arbeiterinnenheime, in denen ledige Arbeiterinnen Unterkunft und zumeist auch Verpflegung finden, eine wichtige Rolle spielen.

Der 4. Abschnitt bringt eine Berücksichtigung der Hygiene für Heimarbeiterinnen und heimararbeitende Kinder; die unendlich schwierige Aufgabe, sich ein Bild von der Ausdehnung der weiblichen und kindlichen Heimarbeit zu machen, wird wiederum besonders betont. Aus 3 Momenten heraus erwachsen den Heimarbeiterinnen gesundheitliche Nachteile, das sind erstens die schlechten Lohnverhältnisse, die mangelnde Eignung der Arbeitsstätte und die fehlende gesetzlich begrenzte Arbeitszeit. Daraus ergibt sich, dass, obwohl die Fabrikarbeiterin im allgemeinen häufiger von Krankheit heimgesucht wird als die Heimarbeiterin, sich die Kraft der letzteren schneller verbraucht. Es werden kurz die Fürsorgeforderungen, die durch Gesetz geregelt sind, erwähnt, die leider noch ganz im Anfangsstadium sind. Eine reichhaltige Literaturangabe vervollständigt diese wertvolle Arbeit.

Kaete Winkelmann, Berlin.

v. Soden, Eugenie, Stellung und Aufgaben der Frau im Recht und in der Gesellschaft. Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung. 1914.

Dieser Band bildet den dritten und letzten Teil des Frauenbuches, dessen beide ersten die Frauenberufe und den Beruf der Gattin, Hausfrau und Mutter nach den Anforderungen der Neuzeit behandelt haben. Eine recht warmherzige, leider wenig objektive Einleitung der Herausgeberin skizziert die Stellung der Frau in der Geschichte der Menschheit und leitet so zur Gegenwart, deren Behandlung das Buch bestimmt ist. Über die rechtliche Stellung der Frau als

Gattin, Hausfrau und Mutter, über Familien- und Ehe recht, über die rechtlichen Fragen des Berufslebens, über die Organisation des Rechtsschutzes berichtet die sachverständige Juristin. Über die Frau in der Politik, der kommunalen wie staatlichen, über das Frauenstimmrecht, über die soziale Hilfstätigkeit, dieses älteste und am besten organisierte Betätigungsgebiet der Frau, und schliesslich über die deutsche Frauenbewegung wird von Mitarbeiterinnen gesprochen, denen Stellung und Arbeit inmitten dieser Gebiete Autorität und Sachkunde dazu verleihen. So wird das Buch als Ratgeber und Nachschlagewerk gewiss wertvolle Dienste leisten.

Max Hirsch, Berlin.

Mayer, Dr. Heinrich, Kinderideale. Eine experimentell-pädagogische Studie zur Religions- und Moralpädagogik. Kempten und München. 1914. Jos. Kösel. 155 S. 8., geh. 2.50 Mk., geb. 3.50 Mk.

Etwa 3600 katholische Kinder (Knaben und Mädchen) hauptsächlich aus München wurden gefragt, welcher Person und warum sie am liebsten ähnlich sein möchten; was sie werden wollten und warum; wer der liebste Freund (Freundin) wäre und warum. Vielleicht könnten die Antworten für den Erzieher Bedeutung haben. Das „Experiment“ ist sorgsam angestellt. Manche niedliche Naivität begegnet uns bei der Betrachtung des kindlichen Idealismus in der Wahl des persönlichen Vorbildes, des Berufes, der Lektüre, der Freundschaft. Verf. glaubt, dass die Kinder starke religiöse Interessen haben (147), spürt der Psychologie der Geschlechter nach (148) und vermerkt, dass das Geld schon bei den Kindern manche richtige Schätzung erfährt (149).

K. Bruchmann, Berlin.

Nowak, Viktor, Zur Reform der Ehe, eine sozial-kritische und ethische Studie. Wien 1914. Grünfeld. 54 S. 8°. — 80 Mk.

Den oft beklagten Mängeln der Ehe will der warm empfindende Verf. wesentlich mit Umgestaltung des Schulwesens, hauptsächlich für die weibliche, aber auch für die männliche Jugend begegnen (42). Der Überschätzung blossen Wissens mit Recht abgeneigt, denkt Nowak an spezielle Erziehung zur Ehe. Auf eine zweijährige Vorbereitung soll ein fünfjähriger Volksschulkursus folgen, dann (unter Anschluss eines Kindergartens) eine dreijährige Haushaltungsschule. Wenn auch Nowak auf die Macht der Schule hofft, so wünschen wir ihm keine Enttäuschung. Schwierig scheint mir, dass die Ehe für die Männer von der Absolvierung gewisser Kurse abhängig gemacht werden soll (42). Und wieviele Männern (41) werden sich um die Haushaltungs-Schulzeugnisse der Umworbenen kümmern wollen, gesetzt, dass sie diese Zeugnisse mindestens für unanfechtbar halten? Ich fürchte, wir kommen kaum oder wenig über das so oft zitierte Horazische Wort hinaus: *Naturam expellas furca, tamen usque recurret.*

K. Bruchmann, Berlin.

Eduard Heimann, Das Sexualproblem der Jugend. 37 S. Verlegt bei Eugen Diedrichs in Jena 1913.

Heutzutage wird sehr viel über Sexualethik gesprochen, nicht nur in Deutschland, wie Eduard Heimann im Beginn seiner Schrift hervorhebt, sondern in allen Kulturländern. Während man im allgemeinen jedoch zu der Überzeugung gekommen ist, dass man grössere Freiheit im sexuellen Leben fordern müsse, um den Naturanlagen des Menschen gerecht zu werden, wendet sich der Verfasser der vorliegenden Schrift der Ansicht zu, dass gerade diese Anschauung verhängnisvoll für das Leben unseres ganzen Volkes wird. Starke, möglichst grosse Selbstbeherrschung müsse gefordert werden — selbst wenn bei diesem Ringen Opfer fielen. „Es gilt Jünglinge zu wagen, um Männer zu erzielen.“ Die gebildete Frau vor allem aber habe die grosse Aufgabe zu erfüllen, als Vorbild ethischer Grösse allen die rechten Wege zu weisen.

Ernst Foerster, Hamburg.

**Otto Schlaginhaufen, Die wichtigsten fossilen Reste des Menschen-
geschlechts. 116. Neujaahrsblatt der Naturforsch. Gesellschaft, Zürich. Beer & Co.
1914. 19 S. 4. 4 Lichtdrucktafeln und 7 Textfiguren.**

Etwas spät, aber in angemessener Art, macht der Verfasser seine Landsleute mit den berühmten Schädeln der Pithekanthropen oder Affenmenschen bekannt, den beiden ausgestorbenen Spezies *Homo pithecanthropus* (*erectus*) und *H. neanderthalensis*; statt der letzteren Bezeichnung (von Schaaffhausen) wird hier noch diejenige von Schwalbe („*Homo primigenius*“) angewendet, die bei aller Hochachtung vor Schwalbes Verdienst doch der Priorität weichen muss. Statt der neanderthaloiden Übergangsform von Moustier hätte der Verfasser besser einen der Spy-Schädel abbilden sollen, oder die geologisch noch wichtigeren Frontal- und Mentalpartien von Krapina; auch hätte wenigstens die Erwähnung des von Fritsch beschriebenen Podbaba-Kraniums — des einzigen vollständigen weiblichen Neanderthalers — sowie der von mir zuerst hervorgehobenen Bedeutung der pithekanthropen Mentalregion für die Entwicklung der artikulierten Sprache nicht fehlen dürfen. Die sehr guten Abbildungen der Schrift sind für uns alte liebe Bekannte, und auch der Text enthält nichts wesentlich Neues. Pohlig, Bonn.

**Maurus Horst, Die natürlichen Grundstämme der Menschheit und
Nachträge zur natürlichen Menschwerdungskunde. Heft 12 und Nach-
trag dazu von „Beiträge zur Rassenkunde“. Hildburghausen 1913. Thüring.
Verlagsanstalt. 2 Hefchen. 8°. 35 und 12 Seiten mit je 1 Tafel Schädelzeichnungen.**

Der Verfasser hat offenbar, wie so viele jetzt als „Anthropologen“ oder „Naturforscher“ auftretende Schriftsteller, eine Unmenge gelesen, ohne tiefer in die tatsächlichen Grundlagen einzudringen. Letzteres ist aber in der Naturforschung erste Grundbedingung, ohne welche bekanntlich Schlussfolgerungen niemals neu und nachhaltig anregend wirken können. So windet sich der Verfasser durch das Gewirr von Schlagwörtern und Bandwurmsätzen schliesslich zu gar seltsamen Ergebnissen durch, einem „Grundriss der neueren Menschkunde“, der drei „Grundstämme“ der Menschheit annimmt, mit den Ausgangsstämmen: Schuppentier, Gürteltier und Stacheltier in grauer erdgeschichtlicher Urzeit! Ähnlich wirken die Schädelzeichnungen der jedem Schriftchen beigegebenen Tafel, worin wenigstens das eine richtig ist, dass das Moustier-Cranium nicht den Neanderthalern oder „Urmenschen“, sondern den Neanderthaloiden oder „Altmenschen“ angereicht wird. Lehrreich ist es jedenfalls, zu sehen, wohin die gewaltsamen und unsinnigen Anstrengungen führen, den Ausgangspunkt des Menschengeschlechts vervielfältigen und auf wissenschaftlich absurde Kreuzungen zurückführen zu wollen. Pohlig, Bonn.

**Jane Addams, „Zwanzig Jahre sozialer Frauenarbeit in Chicago.“
Berechtigte Übersetzung von Else Münsterberg nebst dem Bildnis der
Verfasserin und einem Geleitwort von Alice Salomon. C. H. Beck'sche
Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck. München 1913. S. 297.**

Das Buch ist die Selbstbiographie einer Frau, die den Gedanken der sozialen Verpflichtung wie ein Glaubensbekenntnis hoch und heilig hält. Die überfeinerte Geistesbildung, die rein aufnehmende Tätigkeit der Vorbereitungsjahre empfindet die Verfasserin als eine Gefahr: dass nämlich in diesem Erziehungsprozess das einfache, fast unbewusste Eingehen auf die Bedürfnisse des Mitmenschen, die alte gesunde, in Tätigkeit sich umsetzende Rückwirkung des blossen Anblicks von Leiden und Hilfslosigkeit dabei verloren gehe. Aus dieser Erkenntnis heraus wendet sich Jane Addams von ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Studien zur praktischen Hilfsarbeit, die sie zunächst in kleinem Kreise in einem Settlement in Chicago ausübt. Wir sehen sie später auf allen Gebieten der Wohlfahrtspflege tätig, gleichviel ob es sich um Suppenküchen, Volksskindergärten, Krippen und Horte, Schaffung von Arbeiterinnenklubs oder genossenschaftlichen

Kohlenverkauf handelt. Ja, eine Zeitlang übernimmt Jane Addams in eigene Regie für ihren Bezirk die öffentliche Müllabfuhr und -Verbrennung.

Von der rein charitativen Fürsorgetätigkeit wird sie auf das weitere Gebiet der Sozialpolitik gedrängt. Sie macht Vorarbeiten und Erhebungen für die Arbeiterschutzgesetzgebung in Illinois, stellt Untersuchungen über die Lage bestimmter Arbeiterkategorien an und wird die Vorkämpferin einer staatlichen, ja internationalen Regelung der Arbeitsverhältnisse in einem Lande, in dem, bis vor kurzem wenigstens, das Prinzip des *laissez faire, laissez aller* massgebend war. Das Buch mag den Entwicklungsgang darstellen, den so manche Frau in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Vielleicht hat er sich selten in so reiner folgerichtiger Form abgespielt, ist er mit so viel innerer Kraft, Wahrhaftigkeit und Willensstärke durchgekämpft. Das Buch lehrt uns, dass auf sozialem Gebiet nur der etwas leisten kann, der nicht nur Zeit, Geld und Kraft gibt, sondern sich selbst, sein ganzes Wesen.

Käthe Gaebel, Berlin.

Szirt, Wenn die Liebe erwacht! Ärztliche Aufklärungen und Belehrungen über das Geschlechtsleben des Menschen. Glöckner, Leipzig 1914. 134 S. 2 Mk.

Verfasser schildert in drei Abschnitten das normale und krankhafte Geschlechtsleben mit seinen soziologischen Beziehungen; das Buch ist für die breite Masse bestimmt, lässt aber trotz des populären Anstrichs einen gewissen wissenschaftlichen Wert nicht vermissen. Es bringt in gedrängter Darstellung eine fast überreiche Fülle aller einschlägiger Fragen, für den Nichtfachmann beinahe zu viel; aber der gewandte Stil und die flotte Aneinanderreihung machen den Leser nicht ermüden. Wenn nur auch alle Leser den Drang fühlen, sich zu bilden und nicht von anderen Motiven geleitet werden. Das Titelbild (wenn auch ein klassisches Kunstwerk) verbunden mit dem jetzt vielgesungenen Refrain: „Wenn die Liebe erwacht“ zumal in der Umrahmung der vielen geschäftlichen Anpreisungen, legt diese Gefahr nahe. Der Verlag hätte dem Werk mehr genützt, wenn er einen weniger erwartungsvollen Titel gewählt hätte. Im übrigen aber ist der Inhalt recht lesenswert und von Anschauungen und Motiven geleitet, die wohl jeder moderne Sexualforscher teilt. Dass jedoch die kleinen einzelligen Lebewesen sich ungeschlechtlich fortpflanzen, ist nicht mehr die neueste Ansicht (vgl. Fliess, Vom Leben und vom Tod S. 80); zwischen verschiedenen ungeschlechtlichen Teilungen und Knospungen tritt zur Auffrischung eine geschlechtliche Kopulation auf. Aus den bisexuellen Rudimenten beim Menschen auf einen Hermaphroditismus seiner Vorfahren zu schliessen, ist wohl recht gewagt; auch das Geschlecht des Menschen lässt sich jetzt schon weit früher als im 3. Monat bestimmen (Poll).

In gerechter Weise behandelt der Verf. die Kapitel, die von dem Unterschied im Empfindungsleben, im Geschlechtstrieb, in der Sinnlichkeit und der Wertigkeit der Geschlechter handeln; seine Ideen sind getragen von dem Grundsatz „es wäre unrecht, das eine Geschlecht gegenüber dem andern herabzumindern. Beide gehören zueinander, wie die zwei Hälften eines Ganzen und sind für einander unentbehrlich“. Am besten gelungen sind dem Verf. nach der Ansicht des Ref. die Kapitel, die sich mit den soziologischen Fragen beschäftigen. Die Ehe, die lähmende Zwangsehe, die konventionelle Lüge der Ehe, die Reformbestrebungen, die freimütigen Ansichten Ellen Keys werden ausführlich behandelt. Bei der Besprechung der Rassenhygiene schlägt Ref. den besseren Ausdruck Eugenik vor. Eine ausgezeichnete und in die tiefsten Abgründe hinabsteigende Schilderung der Prostitution und des Bordellwesens zeigt uns die sittliche Entartung und das düstere Los dieser Ausgestossenen. Vielseitige Anregungen werden uns geboten in der Beziehung der Sexualfragen zur Pädagogik, guten und schlechten Literatur und Kunst, zur Politik, Hygiene, Enthaltsamkeit und zum Neomalthusianismus. Das ausführliche Kapitel über Hysterie ist in dieser Breite eine entbehrliche Abschweifung, wogegen alle

pathologischen Fragen in dem bekannten Sinn von Krafft-Ebing, Forel, Rohleder, Eulenburg und Hirschfeld eine recht anregende und vielseitig erschöpfende Darstellung gefunden haben. Möge das Buch den Erfolg haben, nicht etwa Neugierige anzulocken, sondern recht vielen zu ernstem Studium und zur Aufklärung zu verhelfen.

Kuntzsch, Potsdam.

Foerster, Ernst, Dr., Pfadfinderinnen. Leipzig 1914. Spamer. 32 S. 8°.

Foerster berichtet verständig über seine Erfahrungen in Hamburg (hauptsächlich handelte es sich um ganztägige Wanderungen etwa alle drei Wochen im ganzen Jahre und um „Geländespiel“) und wendet sich an alle Eltern und Erzieher der weiblichen Jugend, die nun mal der männlichen nicht gleich ist, in dem Bestreben, die weibliche Jugend für den schweren Kampf ums Dasein zu erziehen und dem Familienleben nicht zu entfremden. Anstatt die Mädchen, besonders geistig, zu überanstrengen, müssen sie eine von der männlichen ganz getrennte Jugendpflege geniessen, wobei jeder Zwang von Stand, Konfession und albern pedantischem Drill zu meiden ist. Öffentliche Vorführungen sportlicher Leistungen besonders vor distinguierten Personen seien durchaus zu meiden.

K. Bruchmann, Berlin.

Forrer, Dr. Otto, Rassehygiene und Ehegesetzgebung im schweizerischen Zivilgesetzbuch. Bd. 51 der Züricher Beiträge zur Rechtswissenschaft. Aarau 1914.

Wenn Referent als Nichtjurist es unternimmt, die vorliegende Abhandlung über das legislatorische Problem der Rassehygiene einer kritischen Besprechung zu unterziehen, so leitet er die Berechtigung dazu einmal aus dem Umstande ab, dass für dieses Problem zunächst die allgemeine wissenschaftliche Bewertung der Rassehygiene, ihre Grundlagen, ihr Programm von Bedeutung sind, die gesetzgeberischen Rücksichten aber erst in zweiter Linie kommen. Sodann aus der Tatsache, dass Ref. selbst dieses Thema wiederholt behandelt hat, allerdings weniger in dem Sinne, dass die eugenischen Forderungen durch Gesetzeskraft zu verwirklichen seien, als dass von Gesetzeswegen und unter den notwendigen Kautelen dem Arzt das Recht zugestanden wird, im eugenischen Sinne zu wirken.

Forrer hebt mit Recht hervor, dass die gegenwärtig noch problematische und hypothetische Natur der Vererbungsgesetze dem Gesetzgeber die grösste Zurückhaltung auferlegt, gibt aber zu, dass schon jetzt einige Zustände, wie z. B. die Geisteskrankheiten, gesetzgeberischen Ausschluss aus dem Artprozess rechtfertigen. Die Schwierigkeit der Bewertung der Erbanlagen und Milieueinflüsse, die Konkurrenz des individualistischen, sozialen, kulturellen und biologischen Wertbegriffes bereiten dem Gesetzgeber arge Verlegenheit, die noch dadurch gesteigert wird, dass die rassehygienischen Ideen noch gar keine Resonanz in der breiten Masse des Volkes haben. Auf der anderen Seite darf nicht verkannt werden, dass gerade die gesetzgeberischen Massnahmen, wie z. B. Eheverbote, erzieherisch wirken und rassediensliches Pflichtgefühl erwecken würden.

Im zweiten Teil des Buches gibt Forrer eine Darstellung der rassedienslichen Bestimmungen des schweizerischen Zivilgesetzbuches und lässt uns erkennen, wie weit dieses in Anerkennung und Durchführung des sozialen Wertbegriffes und in der biologischen Würdigung der Ehe dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch voraus ist, obwohl es nur 12 Jahre jünger als dieses.

Max Hirsch, Berlin.

Dr. jur. Oskar Anton Wolff, Das Recht der geschiedenen Mutter nach dem deutschen B.G.B. München und Leipzig 1913. Verlag von Duncker und Humblot. 2 Mk.

Die Regelung der Ehe- und Elternfragen im Bürgerlichen Gesetzbuch ist keine eindeutige. Man merkt dem Gesetz noch den Kampf der Anschauungen

an, insofern es die erste Gesetzgebung ist, die dem Prinzip der privatrechtlichen Gleichstellung von Mann und Frau Rechnung zu tragen sucht. Dieses Prinzip konnte nun freilich nicht allenthalben durchgeführt werden und erlitt daher allerlei Durchbrechungen. Dass der Verfasser der vorliegenden sorgfältig gearbeiteten Schrift gerade diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund der Betrachtung rückt, macht seine Ausführungen besonders interessant und wertvoll. Er scheidet klar die persönlichen von den vermögensrechtlichen Beziehungen zwischen Mutter und Kind und gibt bei seinen Beurteilungen streitiger Fragen stets den bon sens.

Wenn wir Einzelheiten hervorheben wollen, so ist ihm recht zu geben, wenn er (Seite 9, 24, 25, 26, 32, 46, 47) ungerechte Bevorzugungen des Vaters gegenüber der Mutter als solche feststellt und tadelt. Diese Bevorzugung des Mannes gegenüber der Frau greift immer noch tief ein in die Regelung der elterlichen Gewalt und beeinflusst insofern die Rechte, die, selbst wenn der Mann bei der Ehescheidung der schuldige Teil ist oder wenn er sonst für die elterliche Gewalt nicht mehr in Betracht kommt, der Mutter nur in unvollkommenen Masse zustehen. Bei aller Festhaltung an der gesetzlichen Regelung lässt der Verfasser hier die grösseren und gerechteren Gesichtspunkte nicht vergessen. Seine Schrift gliedert sich in 3 Hauptabschnitte: 1. Das rechtliche Verhältnis zwischen Eltern und gemeinsamen ehelichen Kindern bei Bestehen der Ehe. 2. Das Rechtsverhältnis während der Dauer des Ehescheidungsprozesses und 3. Das Rechtsverhältnis nach der Scheidung, wobei die Rechtsstellung der Eltern zu den Kindern die mannigfachsten Veränderungen erfährt. Da das Buch in knappen Ausführungen klar geschrieben ist (74 Seiten), darf es auch Nichtjuristen, die sich über die Frage orientieren wollen, empfohlen werden, ohne dass es etwa aufhört, ein wissenschaftlich-juristisches Werk zu sein.

Alexander Elster, Jena.

Kinder des Vaterlands. Neues vom Kinderhandel mit Jahresbericht über meine Recherchen und Fürsorgetätigkeit vom 1. Sept. 1912 bis 31. Aug. 1913. Von Schwester Henriette Arendt, Polizeiassistentin a. D. Stuttgart. 5. Aufl. Verlag Heinz Clausnitzer, Buchhandlung, Stuttgart, Calwerstr. 19. 119 S. — 60 Mk.

Die Verfasserin hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Missstände im Adoptionswesen aufzudecken und zu bekämpfen. Dadurch, dass Verf. auf eine grosse Anzahl von Zeitungsannoncen, in denen Kinder zur Adoption gesucht oder abzugeben waren und die in der Abhandlung mit Quellenangabe abgedruckt sind, antwortete, hat sie ein reiches Material gesammelt. Es stellte sich heraus, dass in der grossen Mehrzahl der Fälle es den zukünftigen Pflegeeltern oder den „Verkäufern“ der Kinder lediglich darum zu tun war, eine möglichst hohe „Abfindungssumme“ oder einen bedeutenden „Erziehungsbeitrag“ zu erzielen. Was später aus den Kindern wird, pflegt den Leuten völlig gleichgültig zu sein. In vielen Fällen ist es der Verf. gelungen, Kinder durch Unterbringung in geeignete Fürsorge vor Elend zu bewahren. Dass die Schrift der auf diesem Gebiet besonders erfahrenen Verf. nach verhältnismässig kurzer Zeit schon in 5. Auflage vorliegt, beweist, dass ihre Bestrebungen in weiten Kreisen gebührende Beachtung gefunden haben.

Robert Bloch, Stuttgart.

Das weibliche Schönheitsideal in der Malerei. 200 Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erklärungen von Hans Schulze. 1.—15. Tausend. Jena 1912. Verlegt bei Eugen Diederichs.

Den Kern des Werkes bildet die ganzseitige Wiedergabe von 200 Gemälden, die vorwiegend der italienischen Schule entnommen sind. Neben Flämen, Holändern und Deutschen vermissen wir aber vollkommen die Spanier. Vor allem die Maja von Goja und die augenblicklich so berühmte Venus mit dem Spiegel von Velasquez.

Die Entwicklung der Photographie, welche die Technik der Reproduktion alter Gemälde so erheblich gefördert hat, hat es mit sich gebracht, dass die Kunstschätze, die in den Weltmuseen untergebracht sind, in viel gesteigertem Masse Besitztum der gebildeten Menschheit geworden sind, wie dies früher denkbar war. Die moderne Reproduktionskunst ist zu einem universellen Bildungsfaktor geworden; durch die Museumskataloge, Kalender, Postkarten, Reklameartikeln aller Art gelangt heute irgend eine schöne Frau, die vor ein paar Jahrhunderten gemalt wurde, zu aktueller Berühmtheit und wird zu einer lieben Bekannten. In erster Linie wird dadurch natürlich der Kunstsinne und der Kunstgeschmack weiterer Bevölkerungsschichten erweckt und gefördert. Häufiger wie man denkt dringen solche Schöheitsideale in die Wohnungen der kleinen Leute. Wie oft erfreute sich mein Auge an solchem Wand- und Bilderschmuck, der manchmal herausgerissen aus irgend einem billigen Kalender mit einer Stecknadel an die Wand geheftet war, über dem Bett einer kranken Arbeiterin. Die Überschwemmung mit diesem Bildermaterial hat aber auch die natürliche Gelegenheit dazu gegeben, das vorhandene Material nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten zu sichten. Ich erinnere nur an die botanischen Studien eines Naturforschers in der Malerei von Felix Rosen, an die Darstellung des ersten Menschenpaares in der bildenden Kunst von Kirchner, an die Darstellung der Wochenstube von Müllerheim, über Herkules in der Kunst usw.

Die vorliegende Zusammenstellung von Hans Schulze ist ein Teil jener 25 geplanten Bände, in denen sich im ganzen 5000 Abbildungen finden werden. In ihnen wird die Malerei und Plastik wesentlich im nationalen Sinne betrachtet. Die vorliegende Zusammenstellung bietet neben den Illustrationen noch historische und allgemeine Hinweise. Aus ihnen erklingt die Freude des Ästheten und die Begeisterung des Kunstkenners. Es wird überall mit glänzender Beredsamkeit das hohe Lied der Form und Farbe gesungen, es wird aber nicht der Versuch gemacht, systematisch auf die Wandlungen des Schöheitsideals einzugehen und seine Veränderungen innerlich zu begründen. Es ist das vielleicht auch nicht im Rahmen einer solchen Zusammenstellung möglich und erwünscht. Durch diese Einschränkung kann das vorliegende Werk nur als eine Materialsammlung dienen und sind die orientierenden und zum Teil detaillierten Angaben über die Stellung der Maler im Schluss des Buches willkommen. Wenn wir uns noch kurz die Frage beantworten wollen, welches Interesse im speziellen ein solches Buch für Frauenkunde und Eugenik beansprucht, so sehen wir denselben in der Forderung der Erziehung des Volkes zum Nackten gerade in einer Zeit einer Gegenbewegung. In einem Moment, in welchem diese Frage leidenschaftlich diskutiert wird, muss die Betrachtung dieser hohen Schöheitswerte erziehlischen Einfluss haben; denn ohne Zweifel haben die alten Meister der Kunst recht, wenn sie behaupten, dass die Betrachtung des schönen, nackten Körpers die Begierden meistert, aber sie nicht erregt. Das war immer so und schon Ovids Zeugnis belegt dies: *Ille, quod obscoenas in aperto corpore partes Viderat, in cursu qui fuit, haesit amor.* (De rem. am. 429 B.): Als er ganz unverhüllt die Schöheit sah, die er bisher nur geahnt hatte, da löschte seine Glut, die schon in Flammen stand.

Eugen Holländer, Berlin.

Charles Louis Philippe, Bübi. Ein Roman.

Derselbe, Marie Donadien. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. W. Seidel. Verlag von Egon Fleischl & Co. Berlin.

Der jung verstorbene französische Autor hat sich mit diesen beiden Büchern einen Platz in der französischen Literatur erworben, der von der ständig wachsenden Zahl seiner Verehrer dem Zolas und Daudets von Jahr zu Jahr nähergerückt wird. Wir sehen in ihnen zwei Frauen geschildert, welche Typen darstellen, aus dem Pariser Leben der Gegenwart herausgegriffen und doch von zu allen Zeiten gleicher charakterologischer Bedeutung. Dort die Dirne des Boulevard Sébastopole, hier die Psychopathin mit starkem sexuellem Einschlag.

Beide wesensverwandt, ausgezeichnet besonders durch das starke Gefühl der sexuellen Hörigkeit, verschieden nur durch Herkunft, Umwelt und Bildung. Was die Bücher so wertvoll macht, das ist neben der vollendeten Charakteristik und dem einfachen Stil die Tatsache, dass der Autor nur schildert, nicht wertet und niemals verurteilt.

Max Hirsch, Berlin.

Lily Braun, Mutter Maria. Eine Tragödie in fünf Akten. München, Albert Langen.

Die Tragödie der Mutter, die ihren Sohn an das Leben verliert, ist von der bekannten Verfasserin der „Memoiren einer Sozialistin“ nicht glücklich gestaltet worden. Lily Braun siedelt ihr Drama in dem Florenz der Renaissance an und lässt in Mutter und Sohn christlichen Jenseitsglauben und heidnische Erdenlust sich verkörpern. Maria lernt in Qualen die Gesinnungen ihres Sohnes — nicht begreifen, aber anerkennen und stirbt als Mittlerin der göttlichen Barmherzigkeit. So interessant und poetisch das Problem anmutet, so arg ist die Ausführung misslungen. Die Personen wirken wie redende Puppen; die Schilderung des Mileus bleibt ohne Leben, die Handlung ist mit trockener Gradlinigkeit bis zu einem starken Theatereffekt geführt, mit dem jedesmal ein Akt schliesst. Ganz zwecklos und abstossend ist das Spielen mit heiligen Analogien (Maria-Josef-Petrus-Maria Magdalena), allzu bewusst allegorisch erscheint die Gegenüberstellung der Venusstatue und des „Magnificat“ von Botticelli. Ein sehr gebildetes, sehr gut gemeintes, aber sehr nüchternes und reizloses Drama.

Stefan Hock, Wien.

Gustaf af Geijerstam, Frauenmacht. Roman. Berlin. S. Fischer. 167 S. geb. 1.25 Mk.

Die hier geschilderte Frauenmacht zeigt sich dreifach am Schicksal des Helden. Dieser gerät ziemlich zufällig in ein „Verhältnis“ zu einem jungen Mädchen, das er des Kindes wegen heiratet. Die Ehe ist unglücklich, nur an der Tochter hat der Held Freude. Daher trifft ihn der Tod der etwa 16 jährigen Tochter (die Ehe ist unterdessen geschieden) schwer. Zum Trost gereicht ihm die Freundschaft mit einer verheirateten Frau, die er als junges Mädchen gekannt, jedoch aus den Augen verloren hatte. Aber nach dem Tode des Mannes verliert er auch diese Freundin. Die Erschütterung darüber gibt ihm den Anstoss, die ganze Geschichte dem Erzähler mitzuteilen. Der bekannte Schriftsteller erweist sich wieder der hohen Schätzung wert, die er genießt.

K. Bruchmann, Berlin.

Haake, A., Die Befreiung der Frau durch Liebe und Ehe. Eine Sammlung von Maximen. Dresden und Leipzig. „Globus“. Wissenschaftl. Verlagsanstalt. 149 Seiten.

Das vorliegende Büchlein bringt die Mitteilung von 837 Sprüchen, Liebes- und Eheregeln, welche in folgende drei Gruppen eingeordnet sind: Erster Teil: Allgemeine Probleme. Zweiter Teil: Pflichten und Fehler der Liebe. Dritter Teil: Pflichten und Fehler der Ehe. Eine Anzahl davon ist durch Fettdruck als besonders wichtig hervorgehoben.

Wir halten eine solche kritiklose Aneinanderreihung von Sprüchen, die oft nur cum grano salis aufzufassen, ja bisweilen lebhaften Widerspruch — und nicht gerade von der urteilslosen Seite! — hervorzurufen geeignet sind, für unzweckmässig. Es geht da so ähnlich wie mit einzelnen Bibelsprüchen, die ja auch für alle möglichen Ansichten als „Belege und Beweise“ Verwendung finden können. So kann es auch hier nicht ausbleiben, dass einseitige Leute und urteilsunfähige Köpfe — männliche nicht weniger als weibliche! — in dem Büchlein nur eine willkommene Fundgrube von Schlagworten zur Verteidigung ihrer Schwächen erblicken. Die Sammlung gleicht einem grossen Kasten voll Arzneien, die einem Laien zur freien Auswahl überlassen

werden; er kann im gegebenen Fall die richtige erwischen, aber wahrscheinlich ist das nicht.

Das Büchlein ist ohne jedes Geleitwort. Wir wissen daher nicht, nach welchen Grundsätzen der Herausgeber bei seiner Sammlung vorgegangen ist und inwieweit er etwa möglichste Vollständigkeit angestrebt hat. Wir müssten sonst auch auf die etwas geringe Berücksichtigung der orientalischen Sprachweisheit hindeuten. Im übrigen kann man füglich verlangen, dass bei einer derartigen „Sammlung“ auch Quellenangaben gemacht werden, um so mehr, wenn sich ein Verlag, wie es hier geschieht, das stolze, aber auch verantwortungsvolle Wörtchen „wissenschaftlich“ beilegt! Dück, Innsbruck.

Mitteilungen.

Das Frauenstudium an deutschen Hochschulen. Im letzten Winter sind die deutschen Universitäten von 3686 Studentinnen besucht gewesen gegen 3211 im Vorjahre, 2418 vor drei und 1108 vor fünf Jahren. Dazu kommen 1455 Hörerinnen (Damen der Universitätsstädte, die nur gelegentlich Universitätsvorlesungen besuchen), so dass insgesamt 5141 Frauen am Unterricht unserer höchsten Bildungsstätten teilnahmeberechtigt gewesen sind. An den technischen Hochschulen studierten 74 weibliche Studenten gegen 68 im vorigen Sommer.

Frauenbildung im Orient. Auch in die Türkei dringt die moderne Kultur und lüftet den Schleier, der die türkische Frau, in strenger Abgeschlossenheit, den Blicken der Männer entzogen hat. Den Türkinnen sind die Pforten der Universität zu Vorlesungen über Hygiene, Erziehung, Psychologie geöffnet, vor allem aber ist ihnen das medizinische Universitätsstudium freigegeben worden.

Die Rektorin. Die Berliner Schulbehörde hat beschlossen, auch Rektoratskandidatinnen in die Bewerberliste aufzunehmen.

Frauenarbeit. Sehr lehrreich ist der Ersatz der männlichen Arbeitskräfte durch weibliche in Zeiten wirtschaftlicher Stockungen. Aus den Berichten der Krankenkassen an das Reichsarbeitsblatt geht, wie die Soziale Praxis Bd. XXIII, Heft 22 sagt, klar hervor, wie stark die Zahl der beschäftigten männlichen Arbeiter in Zeiten wirtschaftlicher Stockung

abnimmt, während gleichzeitig bei den Frauen bedeutende Zunahme der Zahl der Beschäftigten eintritt. Stellt man die Zahlen der Steigerung bzw. Abnahme gegenüber den Vorjahren in den letzten 4 Jahren 1908 bis 1913 nach Monaten und für Männer und Frauen getrennt gegenüber, so ergibt sich, dass bei den Frauen überhaupt keine Abnahmeziffern eingetreten sind und dass oft gerade in Krisenzeiten, wo die Beschäftigungsziffern der Männer stark abnehmen, die der Frauen steigen. So brachte z. B. der Monat März 1909, der bei den Männern den stärksten Rückgang in der Zahl der Beschäftigten aufwies, bei den weiblichen noch immer eine Zunahme von 47750. Ähnlich ist die Erscheinung für das Jahr 1913. Hier liess bei den Männern die Zunahme der Zahl der Beschäftigten von März an rasch nach, und die letzten beiden Monate des abgelaufenen Jahres brachten einen ausgesprochenen Rückgang. Ganz anders war der Verlauf der Beschäftigung bei den Frauen. Der März 1913 brachte noch eine Steigerungsziffer von 99322, und wenn auch die Steigerungsziffern allmählich sinken, so betrugen sie im Dezember immer noch 56027, während bei den männlichen Arbeitern im Dezember eine Abnahme von 10942 festgestellt ist.

Weibliche Arbeitslose. In Heft 1 dieses Jahrganges haben wir auf die Notwendigkeit der Ausdehnung der Arbeitslosenversicherung auf die weiblichen Arbeiter hingewiesen. Ein Bild von dem Umfange der Arbeitslosigkeit unter den weiblichen Erwerbstätigen geben die gewerkschaftlichen Arbeitslosenzählungen. Danach wurden in 39 Organisationen mit zusammen 218652 weiblichen Mitgliedern im Lauf des 4. Quartals 1913 18250 beschäftigungslose Arbeiterinnen gezählt. Das sind 5823 oder 47% mehr als im 4. Quartal 1912. Am höchsten waren an der Arbeitslosigkeit beteiligt die Hutarbeiterinnen, die Arbeiterinnen im Kürschnergewerbe und die Tabakarbeiterinnen. Es wurden von den Organisationen in diesem Quartal 117915 Mark Unterstützung an weibliche Arbeitslose gezahlt.

Massenerkrankungen russischer Arbeiterinnen in den verschiedenartigsten Betrieben, in Gummifabriken, Tabak- und Zigarettenfabriken, in Baumwollspinnereien haben in letzter Zeit die öffentliche Meinung in Russland, aber auch die Kreise der Wissenschaft aufgeregt. Unter den männlichen Arbeitern dieser Fabriken wurden nur ganz vereinzelte und schnell vorübergehende Fälle festgestellt. Die Krankheitserscheinungen bestanden in Schwindelgefühl, Übelkeit und Ohnmachtsanfällen. Todesfälle sind nicht vorgekommen. Nach dem Urteil der medizinischen Sachverständigen scheint es sich um eine psychische Epidemie gehandelt zu haben, welche um so leichter Boden gefunden hat, als es sich um Individuen handelt, welche durch eintönige und anstrengende Arbeit, niedrige Löhne, schlechte sanitäre Verhältnisse, Schwangerschaft besonders disponiert sind.

Darf die Polizei eine wilde Ehe trennen? Ein Bergmann B. hatte zusammen mit der Ehefrau eines Bergmanns N., welcher eine lange Freiheitsstrafe zu verbüssen hatte, eine Wohnung gemietet. Als der Bergmann B. und die erwähnte Frau eine Zeitlang die Wohnung geteilt hatten, verbreitete sich das Gerücht, dass B. und die erwähnte Frau wie Eheleute lebten. Nachdem die Polizeibehörde Nachricht davon erhalten hatte, erliess sie eine Verfügung an die genannten Personen und gab ihnen auf, sich binnen acht Tagen zu trennen und das Zusammenleben aufzugeben. Der Bergmann B. erhob Klage und behauptete, er habe in harmloser Weise mit Frau N. verkehrt; das Gerücht, dass er in unzulässiger Weise mit Frau N. verkehre, beruhe auf Unwahrheit. Der Bezirksausschuss veranlasste eine Beweiserhebung und wies alsdann die von dem Bergmann B. erhobene Klage ab. Diese Entscheidung focht B. durch Berufung beim Oberverwaltungsgericht an und behauptete, die als Zeugen vernommenen Frauen hätten nicht die Wahrheit gesagt. Das Oberverwaltungsgericht wies indessen die von B. erhobene Berufung ab und ging u. a. von folgenden Erwägungen aus: Nach § 10, II, 17 des Allgemeinen Landrechts, welcher in der preussischen Monarchie nach wie vor gelte, habe die Polizeibehörde für Erhaltung der öffentlichen Ordnung zu sorgen. Die Polizeibehörde dürfe daher auch einschreiten, wenn das Zusammenleben öffentliches Ärgernis erzeuge. Die der Polizeibehörde übertragene Aufsicht zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung verlange die Beseitigung des für die öffentliche Sittlichkeit störenden Anstosses. Als Ärgernis erregend sei jedes nicht geheimgehaltene Konkubinat anzusehen, ohne Rücksicht, ob bestimmte Personen tatsächlich Anstoss genommen haben oder nicht. Die Trennung kann durch polizeiliche Verfügungen gemäss § 132 des Landesverwaltungsgesetzes erzwungen werden. Das eheähnliche Zusammenleben unverheirateter Personen ist reichsrechtlich nicht unter Strafe gestellt, die landesrechtlichen Strafbestimmungen sind unberührt geblieben; in Preussen ist das Konkubinat nicht strafbar.

Ein internationales Institut für Jugendkunde. Von der Hamburger Ortsgruppe des Bundes für Schulreform sowie von anderen interessierten Kreisen wurde jetzt ein internationales Institut für Jugendkunde gegründet. Das Hamburger Psychologische Institut sowie hervorragende psychiatrische Anstalten Hamburgs haben dem Institut ihre Unterstützung zugesagt. Die praktische Arbeit des Instituts wird zunächst darin bestehen, von geeigneten Kräften Aufgaben bearbeiten zu lassen, und zwar sind bisher folgende Themen in Aussicht genommen: die Beziehungen zwischen der intellektuellen und sittlichen Entwicklung des Gemütes und des Willenslebens, der Nachweis der geistigen und körperlichen Normalleistung usw. In einem Schulmuseum sollen Dokumente der Jugendforschung und Jugendentwicklung untergebracht werden. Ferner wird die Einrichtung einer Auskunftsstelle geplant, die unentgeltliche Auskunft über Fragen der Jugendbildung und -entwicklung erteilen soll. Endlich ist noch eine Zentrale für internationale Vereinbarungen in der Bildung begriffen.

Frauen in städtischen Deputationen. Der allgemeine deutsche Frauenverein ist in einer Eingabe an das preussische Abgeordnetenhaus darum eingekommen, dass § 59 der Städteordnung für die 6 östlichen Provinzen dahin abgeändert werden möge, dass den städtischen Deputationen Frauen in genügender Zahl als Mitglieder angehören sollen. Begründet wird der Antrag damit, dass die gleichberechtigte Mitwirkung von Frauen zurzeit nur in den Armen- und Schuldeputationen zulässig ist. Nach einer Umfrage der Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau, Frankfurt a. M., im Mai 1913 bei den Magistraten der Städte mit mehr als 6000 Einwohnern waren erst in ca. 55 preussischen Städten ca. 205 Frauen in den Armendeputationen tätig und davon nur ca. 148 den männlichen Mitgliedern völlig gleichberechtigt. Nur in 53 preussischen Städten wirken sie in Schuldeputationen mit. In einigen Städten arbeiten Frauen auch in der obersten Behörde der Waisenfürsorge gleichberechtigt mit. — Die Mitarbeit der Frauen in den Armen- und Schuldeputationen und ausserdem in verschiedenen Deputationen von ca. 100 Städten, in denen die Frauen nur beratend mitwirken, hat sich durchaus bewährt. Hat doch auch die Regierung anerkannt, dass mit der Verwendung geeigneter Frauen in gewissen Stellen des kommunalen Dienstes gute Erfahrungen gemacht worden sind, dass die Verwendung von Frauen einen immer weiteren Umfang annimmt. Die Regierung wendete sich auch nicht gegen die gleichberechtigte Mitarbeit der Frauen in den Deputationen, sondern nur gegen die Zwangsvorschrift, dass Frauen bestimmten Deputationen angehören müssen.

Es besteht kein Zweifel, dass aus den Reihen der Frauen für alle Fragen, die mit der Wirtschaftsführung, der Ausgestaltung des Heims, der geistigen und körperlichen Erziehung der Kinder, den Erwerbsverhältnissen der Frauen und Mädchen zusammenhängen, besonders sachverständige Beurteiler gewonnen werden können. Derartige Fragen werden aber in den Armen- und Waisendeputationen, in den Schulkuratorien, in den Gesundheits-, Krankenhaus-, Marktkommissionen usw. verhandelt.

In Baden, wo Frauen zu bestimmten Deputationen hinzugezogen werden müssen, sind unter 24 Gemeinden mit mehr als 6000 Einwohnern 18 Gemeindekommissionen mit weiblichen Mitgliedern vorhanden. In Hessen, wo durch Gemeindebeschluss bestimmt werden kann, dass den Deputationen für Armen, Unterrichts- und Erziehungswesen, Gesundheitspflege und Krankenfürsorge Frauen angehören sollen, waren ebenfalls eine grössere Anzahl von Frauen tätig. Ähnlich günstig liegen die Verhältnisse für die Frauen in Sachsen und Oldenburg.

Käthe Gaebel, Berlin.

Eine Zeitschrift für Individualpsychologie hat mit Beginn dieses Jahres im Verlage von Ernst Reinhardt in München zu erscheinen begonnen. Als Herausgeber zeichnen die Begründer und Führer des Wiener Vereins für Individualpsychologie Adler und Furtmüller. Die Zeitschrift soll der individualpsychologischen Forschung als literarischer Mittelpunkt und Diskussionsorgan dienen und zugleich das Interesse für diese Art der psychologischen Wissenschaft in weitere Kreise tragen. Wir

werden gelegentlich über die Ergebnisse berichten, soweit sie in den Rahmen der Frauenkunde gehören.

Auf Antrag des Parlaments hatte im vergangenen Jahre die englische Regierung eine **Königliche Kommission zur Bekämpfung der venereischen Krankheiten** einberufen, welche schon zahlreiche Sitzungen abgehalten hat. Die Kommission hat jetzt Herrn Professor Blaschko aufgefordert, ihr über die Verbreitung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Deutschland sowie über die Organisation und Arbeitsweise der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu berichten. Es besteht in England die Absicht eine der deutschen ähnliche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zu gründen.

Ergänzung. Heft 2 vom 15. Mai 1914, S. 139 unten dieses Archivs habe ich die Vermutung ausgesprochen, dass Nietzsche den Terminus Übermensch nicht zuerst geprägt habe. Das bestätigt sich, indem Goethe das Wort gebraucht: conf. Otto Ernst Nietzsche, der falsche Prophet, 1914, S. 49, 101 und 102.

Franz Schacht, Heidelberg.

Berichtigung: Im Aufsatz von Sanitätsrat Dr. Prinzing S. 30 des 1. Heftes dieses Bandes muss es in der Fussnote 2 heissen: L. v. Lingen statt L. v. Teinjin.

Vereinsberichte.

Die Frauen-Internationale in Rom.

Es gibt wohl keine offizielle Vereinigung von Kulturmenschen, die reicher an Gegensätzlichkeiten und daher schwerer als Ganzes kritisch zu fassen wäre, wie ein internationaler Frauenkongress. Diese Tatsache trat für die Interessenten der „Generalversammlung des Frauenweltbundes“ und des internationalen Frauenkongresses, die beide nacheinander im Mai ds. J. in Rom stattfanden, deutlich zutage. Einerseits durch die recht fühlbaren Anstrengungen der Kongressleitungen eine gewisse repräsentative Einigkeit der hier versammelten aristokratischen, demokratischen, liberalen, klerikalen und sozialistischen Elemente aus drei Erdteilen aufrecht zu erhalten, andererseits durch die starke Reaktion, welche diese Bemühungen naturgemäss hervorriefen, die unter anderem einen Ausschlussparagraphen für die Stimmrechts- und Friedensfrage geschaffen hatten. So setzte sich z. B. auf der Generalversammlung die Auffassung als Beschluss durch, dass künftighin keinem gastlichen Nationalverbande derartige Beschränkungen der freien Diskussion zustehen dürfen, weil es zu den wesentlichen Aufgaben des Bundes gehöre, überall durch eifrigen Meinungs-austausch über an Ort und Stelle

noch wenig erörterte Gebiete die „Reife“ dafür herbeiführen zu helfen. Ebenso gehörten zu diesen Protesten, eine selbständige Versammlung der Pazifistinnen und ganz besonders eine grosse Stimmrechtskundgebung, wo Skandinavien mit überzeugender, ruhiger Sachlichkeit, Deutschland mit geduldiger Beharrlichkeit, Frankreich mit zündendem Temperament und Amerika mit selbstsicherem Humor für das volle Bürgerrecht der Frau eintrat. Die Gegendemonstrationen gegen den gewissermassen gewaltsam ungestörten Kongressfrieden können als symptomatisch für den Kongress, für die zunehmende Differenzierung der einzelnen Typen und somit als besonders charakteristisch für den gegenwärtigen Stand der Frauenbewegung bezeichnet werden.

Der grösste Wert solcher Kongresse, die einen verhältnismässig sehr grossen Aufwand an Zeit, Kraft und Geld bedeuten, liegt wohl darin, dass hier gewisse Unzulänglichkeiten der Taktik, dass gewisse innere Widersprüche so wirkungsvoll und weithin sichtbar ad oculos demonstriert werden, dass darin ein heilsames Korrektiv liegt.

Auf diese Weise beleuchteten die Debatten über die einzelnen Teilgebiete, über: die Alkoholfrage, die Volksgesundheit, die Frauenlöhne, die gleiche Moral, das Stimmrecht und die Friedensfrage, um nur hauptsächlich aus der verwirrenden Überfülle des Monstreprogramms herauszugreifen, unwiderstehlich klar den Widersinn jedes Spezialistentums in der Frauenbewegung, das nicht von der steten Wirkung und Wechselwirkung aller Erscheinungen des sozialen Lebens ausgeht und damit rechnet, — so leiteten die Auseinandersetzungen über die scheinbar getrenntesten Gebiete die Frauen von „links“ und „rechts“ zur Erkenntnis der Tatsache, dass, um mit Lassalle zu sprechen, nur diejenigen Anwartschaft haben „ein Stück Verfassung“, ein unmittelbar wirkender Faktor im Staatsleben zu sein, die ein Stück Macht repräsentieren. Es muss unbedingt von starker, nachhaltiger Wirkung sein, wenn sich Frauen, die geneigt waren, „mit sanft überredender Bitte“ ihr Recht zu suchen und mit Vorliebe an schöne Gefühle zu appellieren den verschiedenen, vielsagend kontrastierenden Situationsberichten von einst und jetzt gegenübergestellt sehen, aus Ländern der alten und neuen Welt, wo das weibliche Geschlecht nun auch den Stimmzettel für seine Bestrebungen in die Wagschale legen kann. Ebenso wirkte die beredete Zahlensprache, welche Frauen der verschiedensten Länder über das gleiche Elend der Heimarbeiterinnen aussagen liessen, unvergleichlich drastischer, als etwa das gewissenhafte Studium einer gleichlautenden Statistik. Die unheimlich anschwellenden Riesenfiguren sozialer Notstände und die geringen Leistungsmöglichkeiten der, von lebensfernen Höhen herab eifrig propagierten weiblichen Vereinstätigkeit zum Schutze der Heimarbeit, das ergab durch die unmittelbare Konfrontierung in der Debatte eine so überzeugende Kontrastwirkung, dass selbst sehr gemässigte Elemente die Hand erheben lernten für die Annahme einer Resolution, die zur Sanierung der Heimarbeit das Anstreben von Schutzgesetzen nach australischem Muster, d. h. den Weg der Organisation, der Cooperation und des Rechtsschutzes empfahl. Praktisch belanglos für die unmittelbare Gegenwart, zeigen solche Resolutionen gleichwohl Richtlinien und Tendenzen. Auch die bewegten Auseinandersetzungen über die Arbeit der Frau in Haus und Beruf leisteten nützliche Aufklärungsarbeit an Ort und Stelle. Sie wirkten mitunter geradezu wie Alarmsignale gegen die Gefahr, dass die Frauenbewegung nicht sozusagen von ihren eigenen Erfolgen aufgehalten wird und förderten wesentlich die Einsicht, dass nur die steigende Macht wirtschaftlich selbständiger Berufsfrauen die Stellung der Frau im allgemeinen so gehoben hat, dass zur Zeit die wirtschaftliche Bewertung der Hausfrauenarbeit öffentlich diskutiert wird, dass wir auch eine Hausfrauenfrage haben und dass es die Quellen unserer Kraft verschütten hiesse, wenn wir selbst in einer nicht sozialisierten Gesellschaft die Frauenarbeit unzeitgemäss beschränken wollten, statt die Hausfrauenarbeit in wohlverstandenen Interesse von Mutter und Kind zeitgemäss zu reformieren.

In unserer Gesellschaft ist die Frau einstweilen darauf angewiesen neue Rechte zu erarbeiten, — dieselben sind in gewissem Sinne nur für bar zu haben.

Wie sehr aber das weibliche Minderwertigkeitsgefühl, das aus der relativen Rechtlosigkeit der Frau entspringt, noch immer ihre Entwicklung zur Gleichgewichtserscheinung und somit die Harmonie des Gesamtlebens beeinträchtigt, konnte man bei dem römischen Massenmeeting sehr gut beobachten.

Auf diesen Ursprung war nicht nur eine gelegentlich auffallend starke Unterstreichung gewisser, im Kampf ums gleiche Recht erworbenen Vordergrundpositionen zurückzuführen, davon sprach auch und zwar besonders laut und vernehmlich, die überhitzte Beflissenheit, womit die repräsentative Frau recht häufig eben so wohl beweisen will, dass sie vieles schon kann, als dass sie anderes „trotzalledem“ keineswegs verlernt hat, wodurch sie gleichsam bald die Variabilität, bald die Konstanz ihrer Art „demonstrieren“ möchte und nicht zu einem sicheren Ruhm in sich selbst kommt.

In dieses Kapitel möchte ich weiter, als eine sich geradezu aufdrängende Oberflächenerscheinung die eifrig praktizierte Beweisführung einreihen, dass die Frauenemanzipation durchaus nicht zu einer, den Frauenreiz gefährdenden Vernachlässigung des äusseren Menschen drängt. Sind die Frauen in einer Frühzeit der Bewegung, in einem ostentativen Streben nach Vermännlichung in diesen Fehler verfallen, so kamen diesbezüglich in Rom „Überkompensationen“ zustande, die mehr als einem Feste auf historischem, kunstgeweihtem Boden eher den äusseren Stempel einer Modeschau, als das Ansehen einer festlichen Vereinigung von Kulturkämpferinnen verliehen haben. Für den Kulturpsychologen gibt es schlechterdings nichts unbedeutendes, darum soll auch das konstatiert werden, so gut wie die einschlägige Tatsache, dass die Frauen andererseits nirgends so erfreuliche, selbständige Leistungen aufzuweisen haben, wie auf dem Gebiete der Pädagogik und Jugendfürsorge, wo ihr Wirken verhältnismässig die geringste Beschränkung erfährt. Im allgemeinen lieferten hierfür die Länder des vorschrittendsten Frauenrechts, die skandinavischen und angelsächsischen Staaten die meisten Musterbeispiele, während im besonderen „die selbsttätige Erziehung des Kindes“ eine von der italienischen Ärztin, Dr. Maria Montessori, ins Leben gerufene, pädagogische Methode, nicht nur ein Hauptinteresse des Kongresses bildete, sondern auch die lebhafteste Anteilnahme der übrigen Kulturwelt, ja sogar staatliche Subventionierungen ihres Studiums erlangt hat.

Zum Schlusse der Kongressbilanz sei unter den „Aktiva“ noch der mannigfachen, in der Stille wirksamen Anregungen gedacht, die sich ergeben, wenn strebende Frauen aus sonst räumlich weit getrennten Welten, für ihre Lebensarbeit persönliche Erfahrungen tauschen, wenn der lebendig vermittelte Vergleich den Horizont weitet und sich so die Frau, die Menschenmutter, immer mehr als wirkende Kraft, als produktive, verantwortliche Weltbürgerin fühlen lernt, deren „Frage“ heute die Menschheitsfrage par excellence ist.

Hedwig Schulhof, Reichenberg i. B.

Bibliographie der Frauenkunde.

1. Hygiene und Medizin.

- Fortschritte der Hygiene 1888—1913.** Unter Mitwirkung v. Grober, A. Keller, Kemsies, Nietner, Sommerfeld. Herausg. von S. N. Kreiss. VIII. 279 S. 8°. Berlin W 9, Linkstr. 25. Dr. S. N. Kreiss. Mk. 4.—.
- Handbuch der Tropenkrankheiten.** Herausg. von Carl Mense. 2. Aufl. 2. Bd. XV, 747 S. mit 126 Abbild. und 20 (6 farbigen) Tafeln. Lex.-8°. Leipzig, I. A. Barth. Mk. 40.—; geb. Mk. 42.—.
- Handbuch der Tuberkulose.** In 5 Bdn. Herausg. von L. Brauer, G. Schröder, F. Blumenfeld. 1 Bd. mit 88 Abbild., 10 Kurven und 9 farb. (1 Stereoskop. und 8 schwarzen) Taf. VIII, 722 S. Lex.-8°. Leipzig, J. A. Barth. Mk. 35.—, geb. Mk. 37.—.
- Lorand, A.,** Die menschliche Intelligenz und ihre Steigerung durch hygienische und therapeutische Massnahmen. Leipzig, Dr. W. Klinkhardt. Mk. 4.—.
- Sperling, leit. Arzt, San.-Rat Dr.,** Hygienische Morgentoilette. Gymnastik und Selbstmassage für Gesunde und Kranke. Mit 1 Übungstaf. in 20 Bildern. (Umschlag: 9. und 10. Taus.) 20 S. 8°. München, Verlag der ärztl. Rundschau 1914. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

2. Sozialhygiene, Eugenik.

- Bateson, W.,** Problems of Genetics. H. Milford, Oxford University Press. London, 1913. 17 sh. pp. 258.
- Bericht über die medizinische Statistik des hamburgischen Staates für das Jahr 1912.** Mit 5 Abbild. im Text und 9 Taf. nebst Anhang: Schulärztl. Untersuchungen in den Volksschulen im Schuljahr 1912/13. III, 99. und 24. S. Lex.-8°. Hamburg, Leipzig, L. Voss. Mk. 7.—.
- Birnbaum, Dr. M.,** Was muss man vor der Ehe von der Ehe wissen? Auf den neuesten wissenschaftlichen Forschungen beruhende ärztliche Ratschläge und Aufklärungen für Erwachsene über die Hygiene des geschlechtlichen Lebens. 2. Aufl. 7.—9. Taus. 157 S. 8°. Leipzig, Modern medicin. Verlag 1914.
- Burgerstein, Leo,** Gesundheit und Nachwuchs. Berlin, J. Springer. Mk. 1.20.
- Davenport, State Laws Limiting Marriage Selections, Examined in the Light of Eugenics.** Eugenics Record Office. Bulletin Nr. 9. Cold Spring Harbour. June 1913; price 40 cents. pp. 66.
- Dock, Lavina L.,** Geschichte der Krankenpflege von Urzeiten bis jetzt mit besonderer Berücksichtigung der Arbeit der letzten 30 Jahre. Herausg. und teilweise geschrieben v. D. Übers. von Schwester Agnes Karll. 3 Bd. XVI, 484 S. mit 48 Abbild. auf Tafeln. 8°. Berlin, D. Reimer. geb. Mk. 10.—. Bd. 1 und 2 bilden: Nutting, M. A., und L. L. Dock, Geschichte der Krankenpflege.
- Elderton, Barrington, Jones, Lamotte, Laski, Pearson,** On the Correlation of Fertility with Sozial Value. A Co-operative Study. Eugenics Laboratory Memoirs. XVIII. London, Dulau & Co. 1913. 6 sh.
- Elster, Alexander,** Der Stand der Antialkoholbewegung. Staatsbürger-Heft 5. 1914 (Mai). S. 213—227.

- Eugenics and Social Welfare, Bulletin Nr. 3. The Buro of Analysis and Investigation State Board of Charities. State of New York 1913. The Capitol Albany, New York. pp. 130.
- Flexner, Prostitution in Europe. Grant Richards, London 1914. Price 7 sh 6 d. pp. 455.
- Forsyth, D., Lectures on medical diseases for nurses. 8°. London, Baillière. 3 sh 6 d.
- Hawkins-Dempster, H., Explanatory lectures for nurses and their teachers. 8°. London, Simpkin. 3 sh 6 d.
- Kalischer, Dr. S., Sicherer Schutz gegen Gonorrhoe und gegen langwierigen Verlauf derselben. 34 S. 8°. Berlin, Schweizer u. Co. 1914. Mk. 1.80, geb. 3.—.
- Kneeland, Commercialised Prostitution in New York City. Grant Richards, Ltd. London 1913. 7 sh 6 d. pp. 334.
- Lion, Alex., Tropenhygienische Ratschläge. 2. vermehrte Aufl. 115 S. u. Abbild. 8°. Verlag der ärztl. Rundschau. Mk. 2.—.
- Méry, H. et J. Genevriér, Hygiène. Scolaire. 359 figg. Gr. in 8°. Paris, Baillière et fils. fr. 20.—, cart. fr. 21.50.
- Nobecourt, Conseils prat. d'hygiène infantile. In Paris, Baillière et fils. fr. 7.—.
- Richards, F. H., Hygiene for girls, individuel and community. 8°. London, D. C. Heath. 2 sh 6d.
- Roper, Ancient Eugenics. The Arnold Prize Essay for 1913. B. H. Blackwell, Oxford 1913. 2 sh 6 d. pp. 76.
- Weicker, Zur Organisation der ländlichen Helferinnen. Für die Prov.-Abteilung Schlesien des Deutschen Vereins für ländl. Wohlfahrts- und Heimatpflege bearb. 42 S. 8°. Berlin, Deutsche Landbuchh. Mk. —.75.
- Wrensch, M. D., B. S., The Healthy Marriage. Curchill. London 1913. 3 sh 6 d. pp. 300.

3. Biologie, Vererbungslehre.

- Abbott, J. F., The elementary principles of general biologie. Gr. 8°. London, Macmillan. 6 sh 6 d.
- Haeckel, Ernst, Gott — Natur (Theophysis). Studien über monist. Religion. 71 S. Gr. 8°. Leipzig, A. Kroner 1914. Mk. 1.—.
- Haecker, Valentin, Über Gedächtnis, Vererbung und Pluripotenz. August Weismann zum 80. Geburtstage gewidmet. 97 S. mit 14 Abbild. Gr. 8°. Jena, G. Fischer. Mk. 2.50.
- Henderson, Assistant-Prof. Lawrence J., Die Umwelt des Lebens. Eine physikalisch-chem. Untersuchung über die Eignung des Anorganischen für die Bedürfnisse des Organischen. Nach dem vom Verf. verb. und erweitert. engl. Original, übers. von R. Bernstein. XVIII. 170 S. mit 1 Taf. Lex.-8°. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1914. Mk. 5.—.
- Herbert, S., M. D. First Principles of Evolution. A. and C. Black. 7 sh 6 d. pp. 346.
- Heron, David, B. Sc. Mendelism and the Problem of Mental Defect. I. A Criticism of Recent American Work. Questiones of the Day and of the Fray. London, Dulau & Co. 1913. 2 sh. pp. 62 with 4 Diagrams.
- Maurer, Dir. Prof. Dr. Friedr., Ernst Haeckel und die Biologie. Festrede zur Feier von Ernst Haeckels 80. Geburtstag. 16. II. 1914. 22 S. Gr. 8°. Jena, G. Fischer 1914. Mk. —.80.
- Pearson, Kent, F.R.S., Nettleship, E.F.R.C.S., F.R.S., and Usher C.H., M.B., B.C. A Monograph on Albinism in Man. London, Dulau & Co. 1913.

- Sammlung anatomischer und physiologischer Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Gaupp und W. Trendelenburg. Gr. 8°. Jena, G. Fischer. 23. Heft, II. Bd., 10. Heft. Schuhmacher, Sigm. v.: Die Individualität der Zelle. Antrittsvorlesung. 12 S. 1914. Mk. —.60, Subskr.-Pr. Mk. —.50.
- Schwalbe, Dir. Prof. Dr. Ernst, Die Entstehung des Lebendigen. Aus „Naturwiss. Wochenschr.“ 27 S. Gr. 8°. Jena, G. Fischer 1914. Mk. —.80.
- Ward, Professor James, Sc. D. Heredity and Memory; being the Henry Sidgwick, Memorial, Lecture 1912. Cambridge University Press 1913. 1 sh 6 d. pp. 56.
- Webb, Life and Its Beginnings. Cassel & Co. London 1913. 2 sh 6 d.
- Zöller, Ad., Geschlechtsbestimmung und Geschlechtsentwicklung vor der Geburt. Berlin, Adler Verlag. Mk. 2.—.

4. Philosophie, Psychologie, Pädagogik.

- Bardegg, Dr. K., Natur, Wissenschaft und Zweck. 117 S. Gr. 8°. Leipzig(-Go), O. Hillmann. 1914.
- Bavink, Bernh., Allgemeine Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft. Leipzig, S. Hirzel. Mk. 6.—.
- Bibliothek, Pädagogische, neue Aufl. 8°. Hannover bei Meyer. 23. Bd. Zühlendorff, E., Mittelschullehrer, Die Psychologie als Fundamentwissenschaft der Pädagogik in ihren Grundzügen dargestellt. Mit einem Begleitwort von Reg.-Rat Bankmann. 3. verm. und verbess. Aufl. Mit einem Anhang von 10 Fig. XVI, 291 und 8 S. Mk. 3,50, geb. Mk. 4.—.
- Bohlen, Oberrealschuloberlehrer Dr. Adolf, Pfadfinder-Erziehung an höheren Lehranstalten. Im Auftrage des deutschen Pfadfinderbundes verfasst. 38 S. Gr. 8°. Leipzig, O. Spamer 1914. Mk. —.80.
- Cohen-Kysper, Adolf, Die mechanistischen Grundgesetze des Lebens. Leipzig, J. A. Barth. Mk. 8.—.
- Eisler, Rudolf, Der Zweck. Seine Bedeutung für Natur und Geist. V, 286 S. Gr. 8°. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1914. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.—.
- Ebbinghaus, weil. Prof. Herm., Abriss der Psychologie. 5. Aufl., durchgesehen von Prof. Dr. Ernst Dürr. 208 S. mit 18 Abbild. Gr. 8°. Leipzig, Veit u. Co. 1914. geb. in Leinwand Mk. 4.—.
- Funke, Dr. Heinr., Philosophie und Weltanschauung. Skizzen zur Einführung in das Studium der Philosophie und zur philosophischen Orientierung für weitere gebildete Kreise. XV, 178 S. 8°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1914. Mk. 2.20.
- Handbuch für Jugendpflege. Herausg. von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. Schriftleitung: Dr. Fr. Duensing. 13. u. 14. (Schluss-) Lieferung. XIV u. S. 769—874. Lex.-8°. Langensalza, H. Beyer u. Söhne. 1913. Je Mk. 80 (vollständig erf. Preis: Mk. 15.—, geb. Mk. 17.—).
- Kalthenner, Ernst, Erziehung zur Freiheit. Grundzüge der sozialen und nationalen Erziehung. 79 S. 8°. Düsseldorf, Düssel-Verlag. 1914. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.30.
- Kleinpaul, Dr. Rud., Volkspsychologie. Das Seelenleben im Spiegel der Sprache. VII, 211 S. 8°. Berlin, G. J. Göschen. 1914. Mk. 4.80, geb. Mk. 5.50.
- Köhler, Dr. Walther, Geist und Freiheit. Allgemeine Kritik des Gesetzesbegriffes in Natur und Geisteswissenschaft. VIII. 174 S. Gr. 8°. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1914. Mk. 4.80.
- Kömm, Josef, Jugendpflege und Charakterbildung. 1.—3. Tausend. 206 S. 8°. Warendorf, J. Schnell. 1914. Mk. 1.80, geb. Mk. 3.—.
- Lipps, Prof. Dr. G. F., Grundriss der Psychophysik. 2. neubearb. Aufl. Unveränderter Neudruck. 156 S. mit 3 Abbild. 1914. Berlin, G. J. Göschen.

- Mayer, Heinr., Kinderideale. Eine experimentell-pädagogische Studie zur Religions- und Moralpädagogik. Kempten, J. Kösel. Mk. 2.50.
- Messer, August, Psychologie. XII, 395 S. Gr. 8°. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50
- Ostwald, Wilh., Moderne Naturphilosophie I. Leipzig, Akadem. Verlagsgesellschaft. Mk. 12.—.
- Parant, V., La morale du médecin. In 16°. Paris, Asselin & Honzeau. fr. 2.50.
- Peters, E., Das geschlechtliche Problem in der Jugenderziehung. 79 S. 8°. Berlin-Steglitz, Verlag Kraft und Schönheit. 1914. Mk. 1.20.
- Ritti, A., Histoire des travaux de la Société médico-psychologique et éloges de ses membres. 2 Vols. In 8°. Paris, Massai & Cie. fr. 16.—.
- Ruge, Arn., Einführung in die Philosophie. Leipzig, J. J. Weber. Geb. Mk. 3.—.
- Schrenk-Notzing, Frhr. v., Der Kampf um die Materialisations-Phänomene. Eine Verteidigungsschrift. München, E. Reinhardt. Mk. 1.60.
- Schulhof, Hedw., Individualpsychologie und Frauenfrage. München, E. Reinhardt. Mk. —.80.
- Willmann, Prof. a. D. Hofr. Dr. Otto, Empirische Psychologie. 3. und 4. verb. Aufl. IV, 179 S. 1913. Mk. 2.50, geb. in Leinw. Mk. 3.—. Freiburg i. Br., Herder.
- Wundt, Wilh., Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte; vom Bd. Mythos und Religion. Zweite neu bearbeitete Aufl. 2 H. XIII, 494 S. Gr. 8°. Leipzig, A. Kroner. 1914. Mk. 11.—, geb. in Halbfrz. 14.—.

5. Neurologie, Psychiatrie.

- Abhandlungen, Würzburger, aus dem Gesamtgebiet der praktischen Medizin. Herausg. von Proff. Dr. Joh. Müller und Otto Seifert. XIV. Bd. Lex.-8°. Würzburg, C. Kabitzsch. Der Band von 12 Heften Mk. 7.50 einzelne Hefte Mk. —.85. 1. Heft: Pappenheim, Mart., und Carl Grosz, Landesgerichts-Psychiater DDr., Die Neurosen und Psychosen des Pubertätsalters. VIII, 129 S. 1914. Mk. 3.—. 3. und 4. Heft: Hirt, Eduard Wandlungen und Gegensätze in der Lehre von den nervösen und psychotischen Zuständen. 59.
- Anton, Dir. Prof. Dr. G., Psychiatrische Vorträge für Ärzte, Erzieher und Eltern. 3. Serie. 91 S. Gr. 8°. Berlin, S. Karger, 1914. Mk. 2.40.
- Sollier, P., L'hystérie et son traitement. 2. éd. rev. In 16°. Paris, F. Alcan. fr. 4.—.
- Steiner, Privatdozent Dr. Gab., Der Tierversuch in Psychiatrie und Neurologie, Akademische Antrittsvorlesung. 22 S. Lex.-8°. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1914.

6. Forensische Medizin, Kriminalistik, Jurisprudenz.

- Haldy, Staatsanwalt Dr. Wilh., Die Wohnungsfrage der Prostituierten (Kuppeleiparagraph und Bordellwirt). Eine juristische Betrachtung. IV, 178 S. Gr. 8°. Hannover, Helwing. 1914. Mk. 4.—, geb. Mk. 4.50.
- Harnack, E., Gerichtliche Medizin mit Einschluss der gerichtlichen Psychiatrie und der gerichtlichen Beurteilung von Versicherungen und Unfallsachen in Gemeinschaft mit F. Haasler und E. Siefert bearbeitet. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft. Mk. 15.—.
- Horsley, Vicar of Dehling, Hon. Canon of Southwark; late and last Chaplain of Clerkenwell Prison: How Criminals are Made and Prevented. London. Fisher Unwin; 1913. price 7 sh 6 d. pp. 299.
- Kirchner, Frz., Die rechtliche Beurteilung der Röntgen- und Radiumschädigungen. Hamburg, L. Gräfe u. Stollen. Geb. Mk. 6,80.

- Kölbe, A., Unglaubliches Prozessmartyrium in einem Ehescheidungsverfahren. Leipzig, O. Hillmann. Mk. 2.—.
- Königswarter, Dr. Wilh. Jul., Die Rechtsstellung des Mannes zum Frauengut und der Konkurs der Ehefrau bei den gesetzlichen Güterständen. VII, 78 S. 8°. Hannover, Helwing. 1914. Mk. 2.—.
- Struve, Karl, Die strafrechtliche Behandlung der Jugend in England. Berlin, O. Liebmann. Mk. 7.—.
- Redlich, C., und E. Lazar, Über kindliche Selbstmorde. Berlin, J. Springer. Mk. 2.80.
- Sauer, Alfred Dr. jur., Frauenkriminalität im Amtsbezirk Mannheim. Breslau, Schlettersche Buchhandlung. 102 S. Mk. 2.60.

7. Sexualwissenschaft.

- Cohen, Rechtsanwalt Dr. G., Die gleichgeschlechtliche Liebe in Gegenwart und Zukunft. Ein Appell an die Gesellschaft. IV, 54 S. 8°. Leipzig, M. Spohr. 1914. Mk. 1.—.
- Galloway, T. W., Biology of sex; for parent and teachers. 8°. London, Harrap. 2 sh.
- Kafemann, K., Illusionen, Irrtümer und Fahrlässigkeiten im Liebesleben der Menschen. Berlin, L. Marcus. Mk. 2.—.
- Hammer, W., Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der Therapie. Für prakt. Ärzte dargestellt. 146 S. Gr. 8°. Berlin, Schweizer u. Co. Mk. 2,50, geb. 3,50.
- Mirtl, Carl, Der Zuchtwahlinstinkt des Weibes. Wien, A. Hölder. Mk. 1.70.
- Pearsons, Elsie Clews, The old-Fashioned Woman, Primitive Fancies about the Sex. G. P. Putnam's Sons, New York and London, the Knickerbocker Press 1913. 6 sh. pp. 373.
- Rohleder, Dr. Herm., Monographien über die Zeugung beim Menschen. 4 Bd. Die libidinösen Funktionsstörungen der Zeugung beim Weibe. VIII, 99 S. Lex.-8°. Leipzig, G. Thieme. 1914. Mk. 2.80, geb. Mk. 3,60.

8. Anthropologie, Ethnologie, Volkskunde, Vorgeschichte.

- Fridenthal, Privatdoz. Dr. Hans, Allgemeine und spezielle Physiologie des Menschenwachstums. Für Anthropologen, Physiologen, Anatomen und Ärzte dargestellt. X, 161 S. mit 34 Abbild. und 3 farb. Taf. Lex.-8°. Berlin, J. Springer. 1914. Mk. 8.—.
- Neander, W. G., Der Mensch und seine Entwicklung. Dargestellt in archäologischen Romanen und Novellen. 1. Reihe 1. Buch: Die Steinzeit. XVIII, 179 S. mit 81 Abbild. 8°. Breslau, Schlesische Buchdr., Kunst- und Verlagsanstalt. 1914. Mk. 1.80, geb. 2.30.
- Ostara, Bücherei der Blonden und Mannesrechtler. Von J. Lanz-Liebenfels. Gr. 8°. Mödling bei Wien, F. Schalk. Je Mk. —.35. Nr. 74. Lanz-Liebenfels, J., Rassenmetaphysik oder die Unsterblichkeit und Göttlichkeit des höheren Menschen. 16 S. mit 1 Abbild. 1914.

9. Sozialwissenschaft, Statistik, Versicherungswesen.

- Addams, J., Zwanzig Jahre sozialer Frauenarbeit in Chicago. München, Beck.
- Alden, Child Life and Labour, Headley Bros. London 1914. Third edition. Price 1 sh 6 d. pp. 191.
- Bäumer, Gert., Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. VIII, 328 S. Gr. 8°. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914. Mk. 5.—, geb. 6.50.
- Delzous, Louis, La famille française et son Evolution. Armand Colin. Paris 1913. fr. 3.50. pp. 292.

- Gruber, Max v., Ursachen und Bekämpfung des Geburtenrückganges im Deutschen Reich. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn. Mk. 2.—.
- Knoblauch, Hauswirtsch.-Lehrerin, Wander-Haushaltslehrerin, Ella Die Hausfrau auf dem Lande. Ein prakt. Handbuch, besonders geeignet für Wander-Haushaltungsschulen. VII, 313 S. mit Abbild. 8°. Berlin, M. Warneck. 1914. Geb. in Leinw. 3.60.
- Liese, Doz. Dr. Wilh., Wohlfahrtspflege und Caritas im Deutschen Reich, in Deutsch-Österreich, der Schweiz und Luxemburg. Mit einem Ortskataster und alphabetischem Register der einschläg. kathol. Einrichtung. Mit einem Grundriss in 24 Trachtenbildern (auf 5 Taf.) XV, 477 S. Gr. 8°. M-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 1914. Mk. 6.50, geb. in Leinw. 7.50.
- Müller, Dr. P. G., Jugendliche Wanderbettler, Landstreicher und Grossstadtbummeler. Aus „Soz. Kultur“. 40 S. Gr. 8°. M-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 1914. Mk. —.40.
- Müller-Lyer, F., Soziologie der Leiden. München, A. Langen. Mk. 3.—.
- Parkinson, Henry, A Primer of Social Science. King and Son. London 1913.
- Post, Dr. H., Untersuchungen über den Umfang der Erwerbslosigkeit innerhalb der einzelnen Berufe und Berufsgruppen. VII, 174 S. 1914. Jena, G. Fischer. Mk. 5.—.
- Schiele, Dr. Geo, Wilh., Über innere Kolonisation und städtische Wohnungsfrage. Gesammelte Aufsätze. IV, 200 S. 8°. Spandau 13. (Berlin W. 8, Taubenstr. 44/45, Schutzverband für deutschen Grundbesitz.)
- Schrenk, Burchard, v., Zur Frage des Geburtenrückganges und der sinkenden Sterblichkeit. Aus „Beiträge zur Statistik der Stadt Riga und ihrer Verwaltung.“ XVI, 59 S. mit eingedruckten Tabellen. Lex.-8°. Riga, Jonck und Poliewsky. 1914. Mk. 1.80.
- Seber, Geburtenrückgang, Kulturzerfall oder Kulturaufstieg? Vortrag. Dresden, R. E. Schmidt. Mk. —.60.
- Schriften des ständigen Ausschusses zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen. 8°. Jena G. Fischer. 4. Heft: Seufert, Pfr. Hans, Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft in Württemberg, Baden, Elsass-Lothringen und Rheinpfalz, auf Grund einer vom ständigen Ausschuss zur Frage der Arb.-Inter. veranstalteten Erhebung dargestellt. XII, 356 S. mit 7 Tabellen. 1914. Mk. 6.—. 5. Heft: Putlitz, Elly, Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft in Brandenburg. Auf Grund einer vom ständigen Ausschuss zur Förderung Arb.-Inter. veranstalteten Erhebung dargestellt. III, 169 S. mit 4 Abbild. und 16 Tabellen. 1914. Mk. 10.—.
- Schriften der Treitschke-Stiftung. Gr. 8°. Leipzig, Dieterich. Krohne, vortr. Rat, Geh. Med. R. Dr., Die Beurteilung des Geburtenrückganges vom volkshygienischen, sittlichen und nationalen Standpunkt. Vortrag. 44 S. 1914. Mk. —.50.
- Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung. Im Auftrage Sr. Exz. des Herrn Ministers des Innern. Herausg. von der Medizinalabteilung des Ministeriums. III. Bd. Gr. 8°. Berlin, R. Schoetz. 10. Heft (der ganzen Sammlung 35. Heft): Fischer, Alfons, Invaliditätsbedingungen und Invaliditätsursachen. Auf Grund des Materials der Landesversicherungsanstalt Baden. 84 S. Mk. 2.80.
- Oskar Wagner, Die Frau im Dienste der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung, unter besonderer Berücksichtigung Bayerns, Württembergs und des Auslandes. B. G. Teubners Verlag, Leipzig und Berlin. 248 S. Mk. 4.80.
- Wallace, Alfred Russel, Social Environment and moral Progress. London, New York, Toronto, Melbourne. Cassel & Co. 1913. 3 sh 6 d. pp. 164.
- Wohnungsfragen, die in Deutschland. Vorträge v. Busching, G. Gurlitt, Hansen u. a. Dresden, G. Kühnmann. Mk. 5.—.

10. Frauenbewegung.

- Altmann-Gotttheiner, Dr. Elisabeth, Jahrbuch der Frauenbewegung 1914. Leipzig, Teubner. Geb. Mk. 3.—.
- Dietze, M., Frauenfrage und Ernährung als Problem der Rassenkultur. 8°. 56 S. Berlin, Soziologischer Verlag. 1913. Mk. 2.—.
- Dose, Helene, Die nationale Not und wir Frauen. Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 15/16.
- Heinemann, W., Die radikale Frauenbewegung als nationale Gefahr. Vortragsentwurf. 30 S. Aus Vortragsentwürfe herausg. vom Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband in Hamburg. Hamburg, Buchhandlung des Verbandes.
- Lydia, Blätter aus der Frauenmission. Leipzig, Verlag der evangelisch-lutherischen Mission. Mk. —.80.
- Müller, Paula, Die Notwendigkeit der christlichen Frauenbewegung. Berlin-Lichterfelde, Runge. 16 S. Mk. —.40.
- Rittermann, Geo., Das Debacle der Frau. Ein Wort für und an die Frauen Österreichs. Als Erwiderung auf Dr. Breitners „Kriegstagebuch“. Wien, C. Fromme. Mk. —.85.
- Schellenberg, Anna, „Persönlichkeit“ und Frauenarbeit. 33 S. Mk. —.50.
- Schönborner, Frida, Frauenbildung. Heft 3. 1914. Zur staatsbürgerlichen Bildung der Frau. S. 158—159.
- Schreiner, Olive, Die Frau und die Arbeit. Aus dem Englischen von L. Kulka. Jena, E. Diederichs. Mk. 3.—.

11. Kulturgeschichte.

- Bruningk, Herm. Baron, Das Geschlecht v. Bruningk in Livland. Familiengeschichtliche Nachrichten. XII, 396 S. mit 23 Abbild. und eine Stammtafel 30,5 × 22,5 cm. Riege, N. Kymmell. 1913. Mk. 16.—.
- Hammacher, E., Hauptfragen der modernen Kultur. In 2 Bdn. 1. Heft. Leipzig, B. G. Teubner.
- Joerdensen, J. G., Die sündliche Ammenmiete. Leipzig. 1709. Photolith. Druck auf holländischem Handbütten. Berlin, H. Barsdorf. Mk. 2.—.
- Kisch, E. Heinr., Erlebtes und Erstrebtes. Erinnerungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Mk. 5.50.
- Körner, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Otto, Geist und Methode der Natur- und Krankheitsbeobachtung im griechischen Altertum. Ein Beitrag zur Würdigung der humanistischen Vorbildung für den ärztlichen Stand. Rektoratsrede. 27 S. Gr. 8°. Rostock, H. Warkentien. 1914. Mk. —.50.
- Kübert, Hans, Zaubervahn. Die Greuel der Inquisition und Hexenprozesse. Dem Ultramontanismus ein Spiegel. Kulturhistorischer Vortrag. 136 S. Kl. 8°. München, Buchh. Nationalverein. 1913. Mk. 1.50.
- Parent-Duchatelet, A. J. B., Die Sittenverderbnis und Prostitution des weiblichen Geschlechts in Paris unter Napoleon I. Berlin, Dr. Potthof u. Co. Mk. 8.—.
- Paulos, v. Aegina, Des besten Arztes, sieben Bücher. Übersetzt und mit Erläuterungen versehen von J. Berendes, Leiden, Buchhandlung und Druckerei vorm. E. J. Brill. Mk. 20.—.
- Rohrbach, Paul, Die Geschichte der Menschheit. Schriftzeichnungen von Karl Köster. 1.—40. Tausend. 295 S. 8°. Königstein im Taunus, K. R. Langewiesche. 1914. Mk. 1.80, geb. in Halbleinw. Mk. 3.—.
- Sainte-Beuve, Frauenbildnisse aus vier Jahrhunderten. 2 Bände. XVIII, 390 u. 416 S. mit 48 bzw. 31 Abbild. München, G. Müller. Kl. 8°. Mk. 10.—, geb. Mk. 15.
- Schmidt, Heinr., Ernst Haeckel. Rede gehalten zur Feier von Haeckels 80. Geburtstag. 30 S. Gr. 8°. Leipzig, A. Kröner.

12. Literatur.

- Beiträge, Breslauer, zur Literaturgeschichte. Herausg. von Max Koch und Greg. Sarrazin, Neuere Folge. Gr. 8°. Stuttgart, J. B. Metzler. 38. Heft: Hes Else, Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 19. Jahrh. VII, 227 S. 1914. Mk. 7.50.
- Dunker, Dora, Die Blondinen und der Riese. Dresden, C. Reissner. Mk. 4.—.
- Gläss, Mary, Andere Mütter. Ein Sittenroman unserer Tage. 126 S. Gr. 8°. Leipzig, M. Koch. 1913. Mk. 1,80, geb. 2.50.
- Hayn, Hugo und Alfr. Gotendorf, Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa. Verzeichnis der gesamten deutschen erotischen Literatur mit Einschluss der Übersetzungen nebst Beifügung der Originale. Zugleich dritte, ungewein vermehrte Aufl. von Hugo Hayns „Bibliotheca Germanorum erotica“. 6. und 7. Bd. 586 und 734 S. Gr. 8°. München, G. Müller. 1914, je Mk. 15.—, geb. je Mk. 18,50, Luxusausgabe je Mk. 40.—.
- Hoff, Marie, Was mein Schicksal verdient? Eine Lebensbeichte. Dresden-Blasewitz, H. Minden.
- Kahlenberg, Hans v., Die süßen Frauen von Illenau. Roman. Berlin-Charlottenburg. Vita-Verlag. 387 S. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—.
- Kehrl, Walt., Irrwege der Liebe. Menschen nach denen man mit Steinen wirft. 95 S. Gr. 8°. Berlin, Standard-Verlag G. m. b. H. 1914.
- Kremnitz, Mite, Ist das — das Leben? Roman. 318 S. 1914. Kl. 8°. Berlin, Kronen Verlag.
- Land, Hans, Alfred v. Ingelsheims Lebensdrama. Roman. Mit einem Vorwort von Geh. Justizrat Prof. Dr. Franz v. Liszt. 436 S. 8°. Breslau, Schlesische Buchdr., Kunst- und Verlags-Anstalt. 1914. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.
- Mühlau, Helene v., Die zweite Generation. Roman. Berlin, E. Fleischel u. Co. Mk. 5.—.
- Schlegel, Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen. Herausg. von E. Wienecke, Weimar, G. Kiepenheuer. Geb. Mk. 6.—.
- Sell, Sophie Charlotte v., Fürst Bismarcks Frau. Lebensbild. 5. durchgesehene Aufl. VIII, 253 S. mit 14 Abbild. (9 Bildnistaf. und eine Faksimile). 8°. Berlin, Trowitsch u. Sohn. 1914. Geb. in Leinw. Mk. 6.—, in Leder Mk. 15.—.
- Sucher, Kammersängerin Rosa, Aus meinem Leben. Breitkopf und Härtels Musikbücher. 95 S. mit 4 Abbild. 8°. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1914. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
- Vanselow, Karl, Ideale Nacktheit. Naturaufnahmen menschlicher Körperschönheit. 1. Bd. 40 Blätter mit 9 Seiten illustriertem Text. Lex. 8°. Berlin-Werder a. H., Verlag der Schönheit. 1914. Mk. 2.50, geb. in Prachtband Mk. 3.50.

Namensverzeichnis.

A.

Addams, Jane 480.
Akimoto, R. 208.
Allmann 225.
Aschner, B. 85.

B.

Bal, Hans 208.
Bayer, H. 443.
Behne, K. 208, 209.
Bernays, Marie 70.
Bernhard, Ernst 224.
Bernstein 88.
Birkner 231.
Birnbäum 92.
Blaschko, A. 87, 215.
Blau, A. 460.
Boas, K. 216, 219.
Bogdan, Georges 464.
Bondi, Josef 212.
Bosse, Bruno 202.
Braun, Lily 485.
Bremme, Walter 203.
Brennecke 400.
Bucura, Konstantin J. 469.

C.

Cahén Richard Maximilian 228.
Cautoni, Vittorio 213.
Charles, Louis Philippe 484.
Chovostek, F. 456.
Claassen, Walter 202.
Clasen, P. A. 184.
Cohn, Franz 207.
Crédé Hoerder 458.
Curtius 461.

D.

Deutschmann, Helene 448.
Dolenc 217.

Dreuw 474.
Dück, Johannes 217.

E.

Ebeler, F. 458.
Eisenstadt 447.
Ekler, Rudolf 211.
Elster, Alexander 228, 341.
Enderlein, Guenter 460.
Erdheim, Siegmund 212.
Ergang, Karl 426.
E. S. 79.

F.

Fehling, H. 215.
Feilchenfeld, Alfred 244.
Fellner, Otfried 85.
Ferch, Joh. 240.
Fetzer, Max 450.
Finger, E. 76.
Flinker 464.
Foerster, Ernst 482.
Forrer 482.
Fraenkel, L. 84, 451.
Fränkel, P. 464.
Frey 77.
Friedrich, Margarete 213.
Fuchs 237.
Fuchs, Adolf 92.

G.

Geijerstam, Gustaf af 485.
Gfroerer, W. 203.
Ginzkey, Franz Karl 96.
Goldscheid, Rudolf 105.
Göring, M. H. 121.
Graff, Erwin v. 457.
Grassl 203.
Grentrup 466.
Grosch 92.
Grotjahn, A. 15.

Grünfeld-Coralik, Judith 412.

Guradze, Hans 373, 447.
Guzmann, Ernst 80.

H.

Haake, A. 485.
Haberda 465.
Halban, Josef 453.
Hammer, Fritz 219.
Hansemann, v. 459.
Harster, Theodor 220.
Hart, C. 455.
Hegar, Alfred 97, 466.
Heimann, Eduard 479.
Hestermann 231.
Higier, Heinrich 455.
Hillenberg 89.
Hilzheimer, Max 80.
Hirsch, Anton 155.
Hirsch, Georg 77.
Hirsch, L. 104.
Hirsch, Max I, 98, 218.
Hirschfeld, Magnus 103.
Hoehne, O. 209.
Hoffmann, Georg 241.
Hoffmann, Geza v. 79.
Hopfgarten, v. 448.
Horst, Maurus 480.
Huber, Wilhelm 236.
Hübner 94.
Hübner, A. H. 102.

J.

Jacobson, Max und Kurt 94.
Jaffé, Paul 472.
Jens, Ludwig 461.
Jolly, Ph. 237.
Jores 75.
Julien 398.

K.

Kahane, Heinrich 104.
 Kampe, Otto 76.
 Kemnitz, Mathilde von 83, 239.
 Kind 237.
 Kjaergaard 452.
 Kjölseth, Marie 94.
 Klamroth, C. 220.
 Klinkenberg, L. M. 223.
 Kluckholm, Paul 96.
 Koeppe, Hans 232.
 Kohler, Josef 19.
 Kohn, A. 470.
 Kötscher, L. M. 474.
 Kulka, Wilhelm 204.
 Kuntzsch 207.
 Kürbitz-Sonnenstein 90.

L.

Langstein 444.
 Larass 202.
 Laupheimer, Friedrich 101.
 Lejbowitsch, J. 221.
 Lenz, P. 86.
 Lepage, G. 213.
 Linzenmaier, G. 213.
 Lissmann, P. 477.
 Liszt, Eduard Ritter v. 220.
 Löwenfeld 475.

M.

Marcuse 87, 216, 219.
 Maus, Mervin 201.
 Mayer, A. 223.
 Mayer, Moritz 75, 479.
 Meijere, de J. C. H. 82.
 Mende, Käthe 104.
 Meyer, Bruno 377.
 Meyer, Robert 206.
 Michels-Lindner, Gisela 463.
 Miller, J. M. 205.
 Miller, John Willsughby 451.
 Mohr, L. 451.
 Moll, Leopold 78.
 Mosse-Tugendreich 106.

N.

Näcke, P. 217.
 Neumann 88.
 Novak, J. 85, 211, 457.
 Nowak, Viktor 479.

O.

Obermaier 231.
 Orthmann 445.
 Osborne, W. 105.
 Ostwald, Wilhelm 419.

P.

Peller, Sigismund 442.
 Peters 453.
 Pfeiffer 475.
 Pilcz, Alexander 222.
 Pirquet, v. 444.
 Porges, O. 211.
 Prinzing, 215, 401.
 Prinzing, F. 21.

Q.

Quanter, Rudolf 355.
 Quessel, Ludwig 215.

R.

Ramann, Lina 242.
 Ritter 216.
 Robert, Friedrich 473.
 Rohleder, Hermann 141, 233.
 Rolleder, Hermann 214.
 Roosevelt 403.
 Rosen, R. 239.
 Rosenberg, J. 205.
 Rosenfeld 218.
 Rosenthal, Max 233.
 Rösle, E. 461.
 Rossen, E. 228.
 Rötzer, Johann B. 101.
 Ruge II, Carl 81.

S.

Sadger, J. 329.
 Schacht, Franz 131.
 Schaeffer, R. 446, 462.
 Schallmayer, Wilhelm 271.
 Schickele, G. 449.
 Schier, Alfred 95.
 Schiffmann, J. 212.
 Schlaginhaufen, Otto 480.
 Schmidt 231.
 Schmidt, Richard 301.
 Schneickert, Hans 468.
 Schneider, J. B. 224, 227.
 v. Schrenck 401.
 Schröder 81, 454.
 Schröder, Robert 210.
 Schultze, Ernst 89, 317.

Schwiedland 181.
 Seher, Carl 241.
 Sellheim, H. 230, 450.
 Sheehan, J. E. 201.
 Simon, Helene 183.
 Soden, v. 478.
 Spier, Ike 226.
 Spinner, J. R. 91.
 Sudhoff, Karl 94.
 Stanton, Theodore 241.
 Steiner, Gabriel 455.
 Stratz, C. H. 293, 467.
 Stümcke, Heinrich 35.
 Szirt 481.

T.

Tandler, Julius 441.
 Taylor, Lionel 106.
 Thiele 204.
 Thom, R. 449.
 Tönnies, F. 223.
 Tomforde 197.
 Toulouse, E. 408.
 Tränckner, Ch. 462.
 Tussenbrock, Catharina van 80.
 Türkel, Siegfried 220.

V.

Veit, J. 466.
 Velden, von den, Reinhard 457.
 Vystavel, A. 212.

W.

Waldstein, Edmund 211.
 Weber, Marianne 71.
 Weinberg 84.
 Werthauer 162.
 Wermkes 218.
 Werthauer 163.
 Weyls Handbuch der Hygiene 477.
 Wohlgemut, Martha 391.
 Wolf, Julius 227.
 Wolff, Bruno 454.
 Wolff, Oskar Anton 482.
 Wolffheim, Nelly 240.
 Worms, René 104.

Z.

Zepler, Wally 229, 463.
 Zurhelle, Erich 455.

Sachregister.

A.

Abderhaldensches Dialysierverfahren 208, 452.
 Abort 21.
 — durch Bergonisieren 219.
 — fahrlässiger 466.
 — krimineller 220.
 — — bei Extrauterin gravidität 219.
 — künstlicher 215.
 — — und Rassenhygiene 443.
 Abtreibung, das Recht auf 408.
 Ärztinnen 109.
 Akromegalie und Ovarialtherapie 208.
 Alimentation 63.
 Alkohol und Familiendegeneration 205.
 — und Rassendegeneration 201.
 — und Volkswirtschaft 426.
 Alkoholismus bei Frauen 429.
 Altersaufbau, Beruf, Familienstand 183.
 Amenorrhoe und Phthise 213.
 Anonymität und Sexualität 217.
 Anthropologie, Ethnologie, Volkskunde, Vorgeschichte (Bibliographie) 265, 497.
 Anthropologie, kriminelle 474.
 Antikonzeptionsmittel 199, 244.
 Arbeiterinnen-Schutzgesetze 412.
 Arbeitslose, weibliche 487.
 Arbeitslosenversicherung 62.
 Athletentum, amerikanisches 449.
 Australien, Aussterben der Urbevölkerung 89.

B.

Bäuerin, die — als Kind, Jungfrau etc. 391.
 Basedowsche Krankheit 456.
 — und Genitale 457.
 Beamtinnen der Reichspostverwaltung 252.
 Befruchtung, künstliche 94.
 Beruf, ärztlicher 19.
 — Familienstand und Altersaufbau 183.

Berufsarbeit der Frau 88.
 Berufsorganisationen, Anteil der Frauen an den 250.
 Bevölkerungsbewegung in Preussen im Jahre 1912 194.
 Bevölkerungsproblem 87.
 Bibliographie der Frauenkunde 112, 260, 493.
 Biologie, Vererbungslehre (Referate) 80, 205, 263, 449.
 Blut, Azidität des — bei Osteomalazie 211.
 — das — der Frau 193.
 Blutschande, Psychologie der 219.
 Blutungen im Spät Wochenbett 202.
 Bonheur, Rosa 241.
 Briefe der Liebe 244.
 Briefe einer Kaiserin 242.
 Brunstartige Erscheinungen 85.
 Brustdrüsen, akzessorische 212.
 — Wachstum der 449.

C.

Chicago, Prostitution daselbst 79.
 Chinesenansiedlung in Borneo 251.
 Chloroform, Entdeckung des 252.
 Chorea gravidarum 213.
 Corpus luteum 81.
 — und Schwangerschaft 205, 451.

D.

Dohm, Hedwig 229.
 Donadieu, Marie 484.
 Dysmenorrhoe 460.
 Dyspareunie des Weibes 141.

E.

Ehe, lebenverlängernde Wirkung ders. 373.
 — Reform der 479.
 — wilde 488.

Ehegesetzgebung im schweizerischen Zivilgesetzbuch 482.
 Eherecht in Uruguay 220.
 Eherechte, alte 355.
 Eherechtsreformbewegung 111.
 Ei, menschliches 205.
 Eingeborenenschutz 63.
 Eisen, in der Ernährung 450.
 Empfängniszeit 465.
 Epilepsie, familiäre Anlage zur 455.
 Erntearbeiten und Fehlgeburten 75.
 Erotik in den Motiven der Mode 228.
 Erstgeborene, Pathologie der 434.
 Erziehung, Nationalkongress für körperliche 110.
 Ethnologie 89.
 Eugenetik 271.
 — als Hygiene der Fortpflanzung 15.
 — Gesellschaft für 110.
 Eugenische Bestrebungen in Amerika 435.
 Eugenische Indikation in Geburtshilfe und Gynäkologie 186.
 Eugenisten, der Streit gegen die 201.
 Evolutio praecox 86.

F.

Fahlbecksche Depression der Knabenproportion 84.
 Familiendegeneration und Alkohol 205.
 Familienmord, einer Schwangeren 92.
 Familienstand, Beruf, Altersaufbau 183.
 Fehlgeburt und Erntearbeit 75.
 Fehlgeburten, Statistik der 21, 445, 446.
 — und Geburtenrückgang 176.
 Fingerabdruck und Vaterschaft 219, 220.
 Forensische Medizin, Kriminalistik, Jurisprudenz (Bibliographie) 264, 496.
 Forensisches 90, 216.
 Forensisch-medizinische Vereinigung 109.
 Formbildung bei den Haustieren 80.
 Fortbildungsschule, Haushaltsunterricht in der 110.
 Frau, Aufgaben der — im Recht und in der Gesellschaft 478.
 — Befreiung der — durch Liebe und Ehe 485.
 — das Blut der 193.
 — das Schicksal einer 96.
 — die — in der bildenden Kunst 155.
 — die — in der neueren Dichtung 229.
 — die junge 236.
 — die soziale Stellung der — in England 184.
 — die und der Salutismus 184.
 — die — und die objektive Kultur 71.
 Frauen in städtischen Deputationen 489.
 Frauenarbeit 486.
 — in Chicago 480.
 — in England 247.
 — in Italien 248.

Frauenarbeit in Handel und Industrie im Deutschen Reiche 68.
 — landwirtschaftliche 463.
 — und Frauengesundheit 425.
 Frauenbank 108.
 Frauenbewegung (Bibliographie) 266, 499.
 — Geschichte der 416.
 — Organisation der 109.
 — und Geburtenrückgang 70.
 Frauenbildung im Orient 486.
 Fraueneinwanderung in den vereinigten Staaten 104.
 Frauenerwerbsarbeit 171.
 Frauenfrage und Hebammenwesen 400.
 — und Menschenökonomie 105.
 Frauengesundheit 171, 425.
 Frauen-Internationale 490.
 Frauenkongress, internationaler in Rom 250.
 Frauenkundliche Forschung 1.
 Frauenkundliches in Lesejournalen etc. 268.
 Frauenmacht 485.
 Frauenökonomie 177.
 Frauenstimmrecht in Norwegen 249.
 — Verband für 110.
 — Weltbund für 249.
 Frauenstudium, Statistik des 248.
 Fruchtabtreibung 98.
 — Verbreitung der 64.
 — Präventivverkehr und Geburtenrückgang 216.
 Fruchtbarkeit, eheliche, in Baden 472.
 — — und Konfession 179, 402.
 Fürsorgeschwester 78.

G.

Gattenliebe als überwertige Idee 220.
 Gebästreik, Ökonomie des 215.
 Gebrechliche Personen in Preussen 432.
 Geburt, Ablauf der ersten 57.
 Geburtenhäufigkeit 89.
 Geburtenproblem in den Kolonien 396.
 Geburtenrückgang 98, 176, 181, 216, 466.
 — der eine Kulturfrage 214.
 — Geschichtsphilosophisches zur Frage des 317.
 — im Reg.-Bez. Magdeburg 461.
 — im Reg.-Bez. Stade 216.
 — künstlicher Abort und Sterilisierung 215.
 — Statistik des 461, 462.
 — und Frauenbewegung 70.
 — und Geschlechtskrankheiten 87, 215.
 — und Jugendhygiene 76.
 — und Landflucht 396.
 — und männliche Impotenz 477.
 — und Produktionsgrenze 230.
 — und Säuglingsschutz 444.
 — und Volksgesundheit 88.

Geburtenzahl und Säuglingsfürsorge 203.
 Geburtenziffer und Säuglingssterblichkeit 232.
 Geburtshilfe, altindische 301.
 — für die Eingeborenen 398.
 Geheimrätstochter, die 226.
 Geisteskranke mit gemeingefährlichen Neigungen 218.
 Genitale und Nebennierenausschaltung 85.
 Geschlecht, Vererbung dess. 82.
 Geschlechter, aussterbende 84.
 Geschlechtlichkeit der Geburten in Frankreich 104.
 Geschlechtskrankheiten 87.
 — Ausbreitung der in Berlin 1892 bis 1910 202.
 — und Geburtenrückgang 87, 215.
 — und Jugendliche 76.
 Geschlechtsunterschiede, Ableitung von aus Zensurstatistiken 223.
 — beim Menschen 469.
 Geschwisterproblem 227.
 Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie Berlin 254.
 Gesundheitsinspektoren, weibliche in England 448.
 Gesundheitspflege, Ausstellung für 110.
 Glande endocrine myométriale 84.
 Glückel von Hameln 244.
 Gonorrhoe, soziale Bedeutung der 442.
 Grossstadtjugend, Psyche der weiblichen 438.
 Grossstadtmütter, Selbststillen von 203.
 Gynäkologie und die Lehre Bossis 223.

H.

Haushaltungsunterricht in der Fortbildungsschule 110.
 Hebammenwesen 245.
 — und Frauenfrage 400.
 Heime für Studentinnen 111.
 Heiratsalter, günstigstes 57.
 Hilfsarbeiterin 245.
 Hochzüchtung des Menschengeschlechtes 131.
 Homosexualität 103.
 Hygiene, Handbuch der 477.
 — und Medizin (Bibliographie) 260, 493.
 Hygiene-Wanderausstellung 110.
 Hypotrichosis congenita, Vererbungsge-setze der 213.

I.

Impotenz 477.
 Individualpsychologie 489.
 Infantilismus 457.
 — asthenischer 83.
 Infektion, geschlechtliche, der strafrechtliche Schutz gegen 101.

J.

Jugendfragen 241.
 Jugendhygiene und Geburtenrückgang 76.
 Jugendkunde 488.
 Jugendliche und Geschlechtskrankheiten 76.
 Jus primae noctis 432.

K.

Kaiserin, Briefe einer 242.
 Kalifornien, Sterilisierung der Minderwertigen daselbst 79.
 Kastration 450.
 Kindbettfieber nach Geburt und Abort 401.
 — Statistik des 215.
 Kinder des Vaterlands 483.
 Kinder, Krankheiten der der mittleren Postbeamten 447.
 — erziehlche Beeinflussung kranker 240.
 Kinderarbeit 247.
 — in Österreich 190.
 Kinderideale 479.
 Kinderzulagen 245.
 Kindesmörderin, Geisteszustand 90.
 Kindsmord während der Entbindung 464.
 Kindstötung 92.
 Knabenproportion, Fahlbecksche Depression, der 84.
 Körpererziehung, militärische 204.
 Kolonien, weisse Bevölkerung der 252.
 Konfession und eheliche Fruchtbarkeit 179, 402.
 Kongress für Volkserziehung und Volksbildung 252.
 Konstitution und Krankheit 455.
 — und Rassenhygiene 441.
 Konzeption 451.
 Krankenpflegerinnen, Achtstundentag der Krankenpflegerinnen 252.
 Krankheit und soziale Lage 106.
 Krankheiten, präkanzeröse 459.
 Kriminalität, vergleichende der Geschlechter 414.
 Kriminalstatistik 97.
 Kritiken 97, 230.
 Kultur, Gefahren der 105.
 Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte (Referate) 95, 228, 467.
 Kulturgeschichte (Bibliographie) 266, 499.
 Kulturwert der wissenschaftlichen Frauenarbeit 420.
 Kurpfuschertum, kriminelles 91.

L.

Ladnerinnen, jugendliche 104.
 Land, sozialhygienische Aufgaben auf dem 202.

Landflucht 62.
 — und Geburtenrückgang 396.
 Leben, Wunder und Rätsel des 239.
 Lentikulardegeneration 455.
 Liebe 233.
 — Briefe der 244.
 — in der Frühromantik 95.
 — und Ehe in der arbeitenden Klasse 240.
 — wenn die erwacht! 481.
 Literatur (Bibliographie) 268, 500.
 Lizentiatenpromotion der Frauen in Berlin 249.
 Lucinde (Friedrich Schlegel) 96.
 Lyzeum 418.

M.

Mädchengymnasium München 249.
 Mädchenhandel 107.
 Mamma, Graviditätshypertrophie der 212.
 — innere Sekretion der 212.
 Mann und Weib 223.
 Massenerkrankungen russischer Arbeiterinnen 487.
 Mediumforschung, moderne 239.
 Mehrlingsgeburten 68, 401.
 Mensch, der defekte 104.
 Menschengeschlecht, die fossilen Reste des 480.
 Menschenökonomie 105.
 Menschheit, die natürlichen Grundstämme der 480.
 Menstruation 206.
 — Blutveränderungen während der 213.
 — mit psychischen Störungen 216.
 — und Corpus luteum 451.
 — und Ovulation 81.
 — Uterusschleimhaut während der 210, 454.
 Menstruatio praecox 86.
 Minderwertige, Sterilisierung derselben in Kalifornien 79.
 Minderwertigkeit 97.
 Mitteilungen 107, 244, 486.
 Monismus und die Frauen 419.
 Mutter, biologische Beziehungen zwischen und Kind 454.
 — Einfluss des Alters ders. auf die Häufigkeit mehrfacher Schwangerschaft 401.
 Mutter Maria 485.
 — Recht der geschiedenen 482.
 Muttergefühl, gering entwickeltes 217.
 Mutterschaftsversicherung, italienische 463.

N.

Nebennierenausschaltung und Genitale 85.
 Nervosität bei Lehrern 222.

Neugeborenes, Gewicht des und Ernährung der Mütter 212.
 — Reifezeichen dess. 94.
 Neurologie, Psychiatrie (Bibliographie) 264, 496.

O.

Oberlyzeistinnen, Studienberechtigung der 418.
 Organotherapie 470.
 Osteogenesis imperfecta 455.
 Osteomalazie 450.
 — Azidität des Blutes bei 211.
 Ovarialextrakt 85.
 Ovarialtherapie bei Akromegalie 208.
 Ovarien, Einfluss der auf das Wachstum der Brustdrüsen 449.
 Ovarium, Follikelsprungstellen im 207.
 Ovulation 451.
 — und Menstruation 81.

P.

Pathologie, Konstitutionslehre (Referate) 455.
 Periodenstörungsmittel 91.
 Pfadfinderinnen 482.
 Pfadfinderinnenbewegung 448.
 Philosophie, Psychologie, Pädagogik (Bibliographie) 263, 495.
 Phthise und Amenorrhoe 213.
 Plazentarextrakt 85.
 Präventivverkehr 98.
 Produktionsgrenze und Geburtenrückgang 230.
 Prostituiertenuntersuchung 474.
 Prostitution beim Theater 79.
 — japanische 228.
 — in Chicago 79.
 Pseudohermaphroditismus masculinus externus 225.
 Pseudosklerose, Westphal-Strümpfellsche 455.
 Psyche, weibliche 377.
 Psychiatrie, forensische 102.
 Psychologie, Psychiatrie, Pädagogik (Referate) 222.
 Psychologie und Hygiene, Gesellschaft für 109.
 Psychologische Gesellschaft zu Berlin 255.
 Psychopathen, weibliche 92.
 Psychosen, Heredität der 237.
 Pubertät und Schule 420.
 Pubertas praecox 86.

R.

Ramann, Lina 242.
 Rassedegeneration, Alkohol und 201.
 Rassen und Völker der Menschheit 231.

Rassenelemente, schlechte 461.
 Rassenhygiene im schweizerischen Zivil-
 gesetzbuch 482.
 — und Konstitution 441.
 — und künstlicher Abort 443.
 — verdrehte 403.
 Rassenmischehen in den Kolonien 467.
 Raub, von Weibern ausgeführter 217.
 Recht der Frau 19.
 Rechtsreformbewegung 341.
 Rechtsverfolgung gegen uneheliche Vä-
 ter 197.
 Referate 75, 201.
 Reifezeichen des Neugeborenen 94.
 Rektorin 486.
 Riesenkind 221.
 Riesenwuchs 94.

S.

Säuglingsfürsorge, Geburtenzahl und
 203.
 Säuglingsschutz und Geburtenrückgang
 444.
 — und Tuberkulose 444.
 Säuglingssterblichkeit 89.
 — in Altbayern 101.
 — und Geburtenziffer 232.
 Salutismus, die Frau und der 184.
 Schädelimpression 203.
 Scheidungsgrund, Trunksucht als 437.
 Scheidungsprozess 437.
 Schlegel, Friedrich (Lucinde) 96.
 Schönheitsideal, weibliches in der Ma-
 lerei 483.
 Schule, die deutsche 241.
 — und Pubertät 420.
 Schutzgesetze für Arbeiterinnen 412.
 Schwangerschaft in der Kunst 467.
 Schwangerschaftsdauer 451, 453.
 Sehnervenatrophie, familiäre 80.
 Selbstmord 475.
 Selbststillen von Grossstadtmüttern 203.
 Sexualforschung, Internationale Gesell-
 schaft für 227, 253, 257.
 Sexualität und Anonymität 217.
 Sexualleben und Nervenleiden 475.
 Sexualwissenschaft (Bibliographie) 265,
 497.
 Sexualproblem der Jugend 479.
 — (Referate) 225.
 — und Eugenik, Ärztliche Gesellschaft
 — für 257.
 — und Statistik 228.
 Sexuelle Entwertung 224.
 Sittenpolizei 163.
 Sittlichkeitsverbrechen von und an
 Frauen, 121.
 Skelettentwicklung 86.
 Sozialhygiene (Referate) 75, 201, 440.
 — Eugenik (Bibliographie) 261, 493.

Sozialwissenschaft, Statistik 87, 214.
 — (Referate) 461.
 — Statistik, Versicherungswesen (Bi-
 bliographie) 265, 497.
 Speicheldrüsen, innere Sekretion der
 451.
 Sperma, Nachweis des resorbierten im
 weiblichen Organismus 211.
 Spermatozoen, Lebensdauer ders. im
 weiblichen Genitalapparat 209.
 Sterblichkeit, allgemeine 89.
 — der weiblichen Bevölkerung an Tu-
 berkulose 80.
 Sterblichkeitschronik 195.
 Sterilisierung 215.
 — der Minderwertigen in Kalifornien
 79.
 — strafrechtliche Grundlagen der 218.
 Stillfähigkeit 77.
 Stillungsnot 77.
 Stoffwechsel in der Gravidität (Eisen)
 450.
 Studienanstalt Köslin 249.

T.

Tabakarbeiter 204.
 Tamponade, Retention einer intrauteri-
 nen 207.
 Tanz 468.
 Testament 198.
 Testamente, Datierung eigenhändiger
 437.
 Theaterprostitution 35.
 Tochter, Bedeutung des Vaters für das
 Schicksal der 323.
 Töchter des kleinen Mannes 462.
 Trächtigkeit, Feststellung der — bei
 Kühen mit Abderhaldens Dialysier-
 verfahren 208.
 Trunksucht als Scheidungsgrund 437.
 Tuberkulose und Säuglingsschutz 445.
 — und Schwangerschaft 459.
 Tuberkulosesterblichkeit 80, 190.

U.

Ungarische soziologische Vereinigung
 259.
 Unterernährung, Ursachen der 110.
 Unteroffiziere, aktive 63.
 Uterusschleimhaut bei der Menstruation
 210.

V.

Väter, Rechtsverfolgung gegen unehe-
 liche 197.
 Vater, Bedeutung des für das Schicksal
 der Tochter 323.
 Vaterschaft und Fingerabdruck 219, 220.

Verantwortlichkeit, strafrechtliche des Weibes 464.
Verbrecher 97.
Vereinsberichte 254, 490.
Verlassung, böslliche 436.
— böswillige und nachträgliche Kenntnis eines Scheidungsgrundes 198.
Versicherung für ledige Frauen 251.
Verstimmung, konstitutionelle 92.
Volksgesundheit und Geburtenrückgang 88.
Vorausbestimmung des Geschlechts 473.
Votivgaben die weiblichen Genitalien darstellend 95.

W.

Wachstumsgesetze 293.
Weib, Natur des 106.

Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit 237.
Werbung, weibliche 224.
Wissenschaftliche Rundschau 57, 171.

Z.

Zeugenpflicht der unehelichen Kinder 111.
Zeugung, Funktionsstörungen der beim Manne 233.
Zeugungskraft und Zeugungswille 171.
Zeugungsrecht 408.
Ziviltrauung in Italien 110.
Zwillingschwangerschaft 453.
Zwitter 464.
— von *Xylocopa mendozana* 460.

Soeben erschienen:

Fürst's Leitfaden der weiblichen Gesundheitspflege.

3. Auflage.

Vollkommen neu bearbeitet und erweitert

von

Hofrat Dr. S. Flatau,
Frauenarzt in Nürnberg.

VII und 133 Seiten mit 18 Abbildungen im Text.

Brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.20.

Eine seit Jahrhunderten vererbte Tradition hat zu einer Scheu geführt, sich über das Wesen und die Gestalt gerade der Körperteile belehren lassen, von deren Existenz und von deren Tätigkeit schliesslich doch die Anwesenheit und die Zukunft der Menschen abhängig ist. Diese mittelalterliche, anmutende Prüderie hat schon unsägliches Unglück körperlicher und seelischer Art verschuldet. Darum ist es Pflicht jeder Frau, jeder Mutter insbesondere, sich ein ausreichendes Wissen nach dieser Richtung zu verschaffen und dieses Wissen bei geeigneter Zeit in geeigneter Form auf die Tochter zu übertragen. Das vorgenannte Buch dient diesem Zweck und ist im übrigen für die erfahrene Frau wie für die junge Mutter ein trefflicher Berater nicht nur in Dingen der Gesundheitspflege, der Schwangerschaft und des Wochenbetts, sondern auch bei den verschiedenen, dem weiblichen Geschlecht eigentümlichen Krankheiten.

Das hygienische ABC für Herzkranke.

Von

Prof. Dr. Heinrich Stern

in New York.

Mit 6 Abbildungen im Text. — Preis brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—.

Der unbegründeten Angst vieler Herzkranken entgegenzutreten, sie mit frischem Mut und Lebensfreude zu erfüllen, ist zunächst der Zweck dieses Buches. Dann aber soll es dem Patienten Verständnis für die Anordnungen des Arztes vermitteln. Verfasser verfügt über eine reiche specialistische Erfahrung; die in dem Buche niedergelegten Winke und Ratschläge haben die Probe der wissenschaftlichen Kritik längst bestanden.

Soeben erschienen:

Die Syphilis der Unschuldigen.

Vortrag von **Prof. Dr. P. H. Gerber**, Königsberg i. Pr.

Preis broschiert 50 Pfg., bei Abnahme von mindest. 50 Exemplaren 40 Pfg.

Nicht Überängstlichkeit will der bekannte Laryngologe durch seinen Vortrag erzeugen, sondern zur Vorsicht mahnen und die Aufmerksamkeit auf Dinge lenken, die man zum Schaden der Allgemeinheit heute immer noch mit einer gewissen Scheu behandelt, statt ihnen unbefangen gegenüber zu treten.

Die Physiologie des Geschmacks.

Von

Dr. Wilhelm Sternberg,

Spezialarzt für Magen-, Darm- und Zuckerkrankheiten,
Dozent an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis brosch. Mk. 2.20.

Verlag von Curt Kabitzsch, Kgl. Univ.-Verlagsbuchhändler, Würzburg.

Sexualpsychologische Studien von Havelock Ellis:

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX **Ein Urteil:** XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
„Der Naturarzt“: Wer sich eingehend mit Fragen aus dem Gebiete des Geschlechtslebens befassen will, muss vor allem die Schriften von Havelock Ellis, dem unermüdlichen englischen Gelehrten, studieren. **Es gibt nichts Besseres auf diesem Gebiete, sowohl was wissenschaftliche Vertiefung, als auch Ernst der Gedanken, Klarheit und Schönheit der Darstellung anlangt.**
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Rassenhygiene und Volksgesundheit.

Von **Havelock Ellis**. Deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von **Dr. Hans Kurella**. 30 Bogen. Broschiert Mk. 5.50, gebunden Mk. 6.50.

Ein Programm sozialhygienischer Reformen! Bietet jedem, der sich für das Gemeinwohl interessiert oder den es von Berufswegen angeht, also dem Ärzte, Sozialpolitiker, Stadtvätern, Abgeordneten, überhaupt allen, die über den Fortschritt und die Entwicklung der Menschenrassen nachdenken, reiche Anregung.

Inhaltsverzeichnis: Einleitung. — Individualismus und Sozialismus. — Die Bedeutung der sinkenden Geburtenziffer. — Die Änderung in der Stellung der Frauen. — Der gegenwärtige Stand der Frauenbewegung. — Die Emanzipation der Frauen von der Romantik der Liebe. — Rassenhygiene und Liebe. — Das Problem der Sexualhygiene in der Erziehung. — Die Religion und Erziehung des Kindes. — Die Hebung der Sittlichkeit durch Sittengesetze. — Die Wohnung als Milieu- und als Selektions-Faktor. — Das Problem einer internat. Sprache. — Der Kampf gegen den Krieg. — Anhang.

Geschlecht und Gesellschaft. Eine Soziologie des Geschlechtslebens.

Von **Havelock Ellis**. Autorisierte deutsche Ausgabe besorgt von **Dr. Hans Kurella**. I. Bd. brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, II. Bd. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Inhalt Bd. I.: Mutter und Kind. — Die geschlechtliche Aufklärung. — Aufklärung und Nacktheit. — Die Wertung der Geschlechtsliebe. — Die Bedeutung der Keuschheit. — Die Enthaltensamkeitsfrage. — Sexualethik. — Bd. II.: Die Prostitution. — Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Ehe und Ehescheidung. — Liebeskunst. — Die Wissenschaft der Fortpflanzung. (Eugenik.)

Mann und Weib. Eine Darstellung der sekundären Geschlechtsmerkmale beim Menschen. Von **Havelock Ellis**. 2. Auflage.

Nach der vierten Aufl. des englischen Originals unter Mitwirkung des Verfassers herausgegeben von **Dr. Hans Kurella**, Nervenarzt in Bonn. XXIII und 550 Seiten mit 2 Vollbildern, 22 Abbildungen und 13 Kurven im Text. Preis broschiert Mk. 6.—, gebunden Mk. 7.—.

Das Geschlechtsgefühl. Eine biologische Studie von **Havelock Ellis**. Autorisierte deutsche Ausgabe

besorgt v. **Dr. Hans Kurella**. 2. erweiterte und verbesserte Auflage. XVI und 390 Seiten. Brosch. Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Geschlechtstrieb und Schamgefühl. Von **Dr. Havelock Ellis**. Autorisierte Übersetzung mit Unterstützung von **Dr. med. M. Kötscher**, besorgt von **J. E. Kötscher**. 3. umgearbeitete Auflage. Brosch. M. 5.—, gebd. M. 6.—.

Die krankhaften Geschlechtsempfindungen auf dissociativer Grundlage. Von **Hav. Ellis**, deutsch von **Dr. Ernst Jentsch**.

Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Die Gattenwahl beim Menschen mit Rücksicht auf Sinnesphysiologie und allgemeine Biologie. Von **Havelock Ellis**, autoris. deutsche Ausgabe, besorgt von **Dr. Hans Kurella**. Brosch. M. 4.—, gebd. M. 5.—.

Die Welt der Träume. Von **Havelock Ellis**. Deutsche Originalausgabe von **Dr. Hans Kurella**.

Brosch. Mk. 4.—, gebund. Mk. 5.—.

„Träume können wenn sie richtig verstanden werden, uns einen Schlüssel für das Leben als Ganzes geben“. Mit diesen Worten schließt Ellis das Vorwort zu diesem Werk, das **einen erheblichen Fortschritt unserer Kenntnisse über das Traumleben bedeutet**, nicht nur für die Psychologie, sondern auch für die Psychiatrie, für wichtige Gebiete der Nervenpathologie, für Anthropologie, Ästhetik, besonders auch für die Psychologie der Kunst, namentlich der Musik.

Die folgenden Hefte werden an Originalarbeiten noch bringen:

10. Dr. Franz Schacht-Heidelberg: Die wirtschaftliche Verselbständigung der Ehefrau und die Volksvermehrung.
11. Prof. Dr. Schickele-Straßburg i. E.: Brunst und Menstruation.
12. Gustav Schütz-Pritzwalk: Über Frauen und einige Probleme der Frauenbewegung.
13. Helene Simon-Berlin: Das Bevölkerungsproblem.
14. Dr. Wilhelm Stekel-Wien: Die psychischen Wurzeln der Dyspareunie.
15. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Sudhoff: Mutterschutz im Mittelalter.
16. Prof. Dr. M. Winternitz-Prag:
 - I. Die Frau im Brahminismus.
 - II. Die Frau im Buddhismus.

Die wissenschaftliche Rundschau der folgenden Hefte wird enthalten:

1. Zur Statistik der Fehlgeburten. 2. Die Gefahren der Bleivergiftung für Mutter und Kind. 3. Weibliche Gefangene. 4. Wohnungsfrage und Geburtenrückgang. 5. Die experimentelle Umänderung sekundärer Geschlechtsmerkmale. 6. Säuglingssterblichkeit und Hebammenwesen in England. 7. Über die Beteiligung des weiblichen Geschlechts an den Selbstmorden. 8. Frauenkriminalität nach örtlicher Verteilung. 9. Geburtenhäufigkeit und Säuglingssterblichkeit in internationaler Betrachtung. 10. Über den Kulturwert der wissenschaftlichen Frauenarbeit. 11. Frauenbewegung und Geburtenrückgang. 12. Über die Fortpflanzung der Hochbegabten. 13. Zur Geschichte der Frauenbewegung in Frankreich. 14. Bevölkerungsproblem und Frauenbewegung in Frankreich. 15. Arbeiterinnenschutz. 16. Ehe und Eugenik. 17. Eugenetik und Entwicklungslehre. 18. Gesundheitsschädigung der Arbeiterinnen. 19. Familienrechtliches. 20. Zur Verbreitung des Alkoholismus bei Frauen. 21. Tuberkulosebekämpfung. 22. Psychologie, Individualpsychologie und Frauenfrage. 23. Der Monismus und die Frauen. 24. Alkohol und Volkswirtschaft.

Inhalt des 1. Heftes des I. Bandes:

1. Dr. Max Hirsch-Berlin: Über Ziel und Wege frauenkundlicher Forschung.
2. Prof. Dr. Grotjahn-Berlin: Die Eugenik als Hygiene der Fortpflanzung.
3. Geh. Justizrat Prof. Dr. Kohler-Berlin: Das Recht der Frau und der ärztliche Beruf.
4. San.-Rat Dr. Prinzing-Ulm: Die Statistik der Fehlgeburten.
5. Dr. Stümcke-Berlin: Die Theaterprostitution im Wandel der Zeiten.

Wissenschaftliche Rundschau. 1. Über das günstigste Heiratsalter. 2. Über den Geburtenrückgang in den Kolonien. 3. Über Fruchtabtreibung. 4. Über Frauenarbeit. 5. Über Frauenbewegung und Geburtenrückgang. 6. Über die Frauen und die objektive Kultur. 7. Über Versicherung weiblicher Arbeitsloser. 8. Über Ausbreitung der Frauenarbeit. 9. Über Mehrlingsgeburten. — Referate a) Sozialhygiene, b) Biologie, Vererbungslehre, c) Sozialwissenschaft, Statistik, d) Ethnologie, e) Forensisches, f) Kultur-, Kunst und Literaturgeschichte. — Kritiken. — Mitteilungen. — Bibliographie der Frauenkunde.

Inhalt des 2. Heftes des I. Bandes:

1. Dr. jur. et med. M. H. Göring: Sittlichkeitsverbrechen von Frauen und an Frauen. (Aus der Klinik für psychische und nervöse Krankheiten in Giessen. Leiter: Geh. Rat. Prof. Dr. Sommer).
2. Dr. Franz Schacht-Heidelberg: Die Hochzüchtung des Menschengeschlechts.
3. Dr. Rohleder-Leipzig: Die Dyspareunie des Weibes.
4. Direktor Anton Hirsch-Luxemburg: Die Frau in der bildenden Kunst.
5. Dr. Werthauer-Berlin: Über die Sittenpolizei.

Wissenschaftliche Rundschau. 1. Frauenerwerbsarbeit und Frauengesundheit. Zeugungskraft und Zeugungswille. 2. Fehlgeburten und Geburtenrückgang. 3. Frauenökonomie. 4. Konfession und eheliche Fruchtbarkeit. 5. Zum Geburtenrückgang. 6. Die Frau und der Salutismus. Die soziale Stellung der Frau in England. 7. Frauenheilkunde und Eugenik. 8. Die Kinderarbeit in Österreich. 9. Sterblichkeitschronik. 10. Bevölkerungsbewegung in Preussen. 11. Tuberkulosesterblichkeit der Frauen. 12. Das Blut der Frau. 13. Die Rechtsverfolgung gegen uneheliche Väter. 14. Anpreisung von Anticonzeptionsmitteln. 15. Familienrechtliches. — Referate. — Kritiken. — Vereinsberichte. — Mitteilungen. — Bibliographie der Frauenkunde.

Blutarmut

der

beseitigt am schnellsten

LECIN

Flasche m. 420 g u. Einnehmeglas M. 2.— in Apoth. u. Drogenh.

Dosis 3 mal tägl. 5 g beim Essen.

werden gekräftigt durch

(dürfen auch kleinen Kindern gegeben werden)

Proben ab Lecinwerk, Hannover.

22 IN EN

